

DIE WELTWOCHEN



Waffenstillstand jetzt!

Ohne sofortige Verhandlungen droht ein Atomkrieg.

Roger Köppel, Francis Pike, Jeffrey Sachs, Yanis Varoufakis

Liebet eure Feinde

Die ewig gültige Friedensbotschaft des Christentums. *Sylvie-Sophie Schindler*

Die SVP zweifelt an Albert Rösti

Wie verlässlich ist der Kronfavorit für den Bundesrat?

Hubert Mooser

Macht der Schönheit
Professor Volker Reinhardt über
die historische Bedeutung
des guten Aussehens

406900 407761 7
4 1



Der neue Maserati Grecale Trofeo. Everyday Exceptional

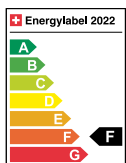
ENTDECKEN SIE DEN NEUEN MASERATI GRECALE TROFEO
MIT 530 PS UND 285 KM/H HÖCHSTGESCHWINDIGKEIT.

PREMIUM AUTOMOBILE AG
Orpundstrasse 77 - 2501 Biel
Telefon: 032 341 57 57
www.premiumautomobile.ch



Maserati

PREMIUM AUTOMOBILE AG



Kraftstoffverbrauch kombiniert (l/100 km): 11,2; CO₂-Emissionen kombiniert (g/km)*: 254; Energieeffizienz-Kategorie: F
*CO₂ ist das für die Erderwärmung hauptverantwortliche Treibhausgas; Die mittlere CO₂-Emission aller (markenübergreifend)
angebotenen Fahrzeugtypen in der Schweiz beträgt 149 g/km. Der CO₂-Zielwert beträgt 118 g/km (WLTP).

Waffenstillstand jetzt!

Ich weiss nicht, mit welchen Waffen der dritte Weltkrieg ausgetragen wird, aber der vierte Weltkrieg wird mit Stöcken und Steinen ausgetragen.
Albert Einstein

Der Krieg in der Ukraine eskaliert immer weiter. Der eine schlägt zu, der andere schlägt noch härter zurück. Das ist die Eigendynamik der Kriege, seit Jahrtausenden. Es endet erst dann, wenn einer kampfunfähig oder tot am Boden liegt.

Der Ukraine-Krieg ist nichts Neues. Das Gefährliche besteht einfach darin, dass eine angeschlagene Atommacht beteiligt ist. Das macht die Sache unberechenbar und gefährlich. Die Russen werden sich nicht geschlagen geben. Es darauf ankommen zu lassen, wäre Wahnsinn.

Wir sind jetzt an einem Punkt, wo es nichts mehr bringt, Schuldzuweisungen und Rechthabereien vorzulegen. Es kann nur darum gehen, diesen Krieg zu stoppen, auszusteigen aus der Zerstörungsspirale der Eskalation. Passiert das nicht, taumeln, stürzen wir in einen Atomkrieg.

Man hüte sich, die Menschen zu unterschätzen. Der Dreissigjährige Krieg tötete ein Drittel der damals auf deutschen Territorien lebenden Bevölkerung. Das Gemetzel ging nicht aus Einsicht zu Ende. Aus Erschöpfung, des Tötens müde, wankten die Mächte an den Verhandlungstisch.

Den Pazifikkrieg beendeten die Amerikaner 1945 mit zwei Atombomben. Sie hatten die Nase voll von den blutigen Kamikaze-Schlachten in den Höhlen japanisch besetzter Tropeninseln. Wir wissen nicht, was die Russen mit ihren 6400 Nuklearsprengköpfen tun, solange in der Ukraine der Stellvertreterkrieg der Nato tobt.

US-Präsident Joe Biden warnt, die Situation

erinnere ihn an die Kubakrise von 1962. Vermutlich ist es bedrohlicher. Damals redeten die Supermächte miteinander. Kennedy und Chruschtschow respektierten einander. Die Atomraketen blieben in den Silos. Heute herrscht Funkstille zwischen Washington und Moskau.

Wir bleiben guter Hoffnung. Es mehren sich die prominenten Friedensstimmen. In den USA mahnen bezeichnenderweise Unternehmer zur Besinnung, nicht berufsmässige Politiker. Elon Musk entwirft Szenarien, Ex-Präsident Trump bietet sich als Vermittler an. Gut so!

Das diese Impulse aus den Vereinigten Staaten kommen, ist erfreulich. Die normalen Amerikaner sind keine Kriegsfreunde, sie sind Geschäftsleute, idealistische Pragmatiker. Das Problem ist, dass der Krieg sehr weit weg ist und deshalb der Drang, ihn zu beenden, noch kaum spürbar.

Ganz anders in Europa. Da verbreitet sich der modrige Grabgeruch des Niedergangs. Verhungern für Kiew? Niemand rechtfertigt Putins Strategie, aber immer mehr Menschen fordern von ihren Regierungen ein Ende des Kriegs und der Sanktionen. Tausende gehen auf die Strassen.

Den Schlüssel aber halten die Amerikaner in der Hand. Sie bestimmen, wie lange die Ukraine ihre Anti-Russland-Politik noch

Die Schweiz könnte helfen, aber nur als glaubwürdig neutraler Staat, von beiden Seiten anerkannt.

fortsetzen darf. Die Führung in Kiew zeigt gelegentlich Symptome des Grössenwahns. Mutiert Freiheitsheld Selenskyj zum Treiber der Eskalation? Das Unbehagen wächst.

In der Europäischen Union heisst der Frieden Viktor Orbán und Olaf Scholz. Der viel-

gescholtene Kanzler verkörpert mit seinem Zögern mehr politische Weisheit als Friedrich Merzens ganze CDU. Grüne und FDP sind im Rausch der Feindbilder, die AfD legt zu – mit Botschaften des Friedens.

Viktor Orbán hat hervorragende Drähte in die Republikanische Partei. Er könnte sich noch als wichtiger Brückenbauer und Augenöffner erweisen. Dass ihn die Journalisten verleumdern, spricht für ihn. Unsere Medien sind, einmal mehr, Brandfackeln der reinen Empörung, als nüchterne Informationsquellen in diesem Krieg kaum zu gebrauchen.

«Das Leben ist das Licht der Menschen, und die Finsternis begreift es nicht.» Der wunderbare Tolstoi-Satz aus «Krieg und Frieden» erinnert uns daran, dass wir niemals aufhören dürfen, an das Gute zu glauben. Man muss es dann aber auch verwirklichen, ohne Berge des Unheils aufzutürmen.

Wichtigste Priorität: Waffenstillstand jetzt! Die Fronten sind einzufrieren, die Kanonen sollen schweigen. Dann können Verhandlungen beginnen. Putin hat seine Bereitschaft signalisiert. Selenskyj wird seinen Übermut dämpfen, wenn aus Washington entsprechende Signale kommen.

Die Schweiz sollte aus allem die Erkenntnis ziehen, dass eine Rückkehr zur immerwährenden, bewaffneten, umfassenden Neutralität das zwingende Gebot der Stunde ist. Dies muss für die SVP auch das Thema dieses Bundesratswahlkampfes sein, nicht Frauenquoten, Kantone oder Karrieren.

Noch nie stand die Welt näher an einem Atomkrieg. Das ist nicht Kreml-Propaganda. Das ist die Wirklichkeit. Die Schweiz könnte helfen, aber nur als glaubwürdig neutraler Staat, von beiden Seiten anerkannt. Dies umgehend wieder einzurenken, ist der Auftrag unserer Regierung. R. K.

Wolodymyr Selenskyj, Joe Biden, Gwendolyn Sasse, Zuger Regierungsrat Andreas Hostettler kennt kein Pardon

Nach Erfolgen auf dem Schlachtfeld setzt der ukrainische Präsident Selenskyj seine Kriegsziele höher. Er fordert nicht allein die Gebiete zurück, die Putins Armee nach dem jüngsten Angriff besetzt hat. Er will auch die Krim wieder zurückerobern, die 2014 völkerrechtswidrig von Russland annektiert wurde. Und er hat ein Dekret unterzeichnet, das die «Unmöglichkeit von Verhandlungen mit Wladimir Putin» formal bekräftigt. In ihrer Unterstützung für die überfallene Ukraine vergessen viele im Westen, welche Gefahren Selenskyjs unversöhnliche Haltung birgt. Putin verfügt über Atomwaffen, und im äussersten Fall, so die Annahme, wird Putin sie auch einsetzen. «Selenskyj scheint die Welt immer tiefer in den Konflikt zu ziehen», stellt Francis Pike fest. Und er stellt die Frage, die immer mehr Menschen auf der Zunge brennt: «Wer zähmt Selenskyj?» **Seite 12**

Am ehesten sind die USA zu einer Mässigung Selenskyjs in der Lage. Aber dort regiert ein Präsident Biden, der immer wieder mit Aussetzern und verstörenden Aussagen für Konsternation sorgt. Niemand glaubt mehr ernsthaft, dass der sogenannte mächtigste Mann der



Wer zieht die Fäden? Präsident Kennedy, 1962.

Welt das Zepter führt. Wer zieht im Weissen Haus die Fäden? Urs Gehrigler beleuchtet die Schattenfiguren hinter dem amerikanischen Präsidenten. Sie gehören zu einem kleinen Kreis von Interventionisten, die in den letzten dreissig Jahren die USA von einer Katastrophe in die nächste gestürzt und sich dabei jeder Verantwortung entzogen haben. **Seite 32**

In der Ukraine herrscht Krieg, klar. Weniger klar ist, was die Ukraine überhaupt ist. Wie das osteuropäische Land entstand. Und was seine Geschichte und diejenige seiner Bürger seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion

1991 prägte. Darum haben wir in Berlin Slawistik-Professorin Gwendolyn Sasse getroffen. Die Direktorin am Zentrum für Osteuropa-Studien der Humboldt-Universität publiziert am 13. Oktober ihr Buch «Krieg gegen die Ukraine». Mit der Fünfzigjährigen sprachen wir über ein faszinierendes Land, den Ursprung des Ukraine-Konflikts sowie über die zentrale Bedeutung der Halbinsel Krim. **Seite 36**

Diese Entlassung schreit zum Himmel: Nach sechsjähriger untadeliger Arbeit als Leiter der Asyl-Durchgangsstation Steinhausen wurde Thomas Roth

fristlos entlassen. Trotz besten Zeugnissen, Qualifikationen und Belobigungen durch den Chef. Einziger Grund: Roths Meinungsbeiträge auf Facebook. Statt Garantie der verfassungsmässigen Meinungsäusserungsfreiheit gibt's im Kanton Zug in der Direktion von Andreas Hostettler (FDP) eine fristlose Entlassung wegen Sympathien für Russland oder kritischer Anmerkungen zur «Ehe für alle» und zu Pflegefamilienmodellen der LGBTQI+-Community. Jetzt muss sich Roth auch noch wegen «Diskriminierung und Aufruf zu Hass» vor dem Staatsanwalt verantworten. **Seite 48**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigendienst@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Fire House Club Bonaduz GR

Aus Liebe zum Dorf, wo man bei Oldtimern nichts anbrennen lässt.

Beim Fire House Club Bonaduz GR steht niemand auf dem Schlauch, wenn es um den Erhalt von alten Feuerwehrautos geht. Die Oldtimer wären dank der Truppe aus Bonaduz heute noch einsatzbereit. Als Verein gehört sie zum Dorfleben wie Volg mit seinen rund 600 Dorfläden. Diese bieten alles, was es für den täglichen Bedarf braucht. Immer in der Nähe, immer überschaubar und stets mit einer persönlichen Note, die zum Dorf passt.

Volg
frisch und fründlich



Pole-Position: Albert Rösti. Seite 11



Unperfekte Schönheit: Marilyn Monroe. Seite 61



Im Siegesrausch: Wolodymyr Selenskyj. Seite 12

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 **Zwischen Schmollen und Rache**
Erdölmarkt als geopolitischer Spiegel
- 9 **Peter Rothenbühler**
Lieber Beni Thurnheer
- 10 Tagebuch Martin Schmid
- 11 **Bern Bundeshaus** Unbehagen in der SVP
- 12 **Wer zählt Selenskyj?**
Wie lange folgt ihm der Westen?
- 15 **Erziehung der Gefühle**
- 17 **Personenkontrolle**
- 17 **News** Ministerin Baerbocks Verwechslung
- 18 **Mörgeli**
Kopferhüllung mal so, mal anders
- 18 **Warum die Mieten steigen**
Konsequenzen linker Politik
- 19 **Peter Bodenmann**
- 20 **Europa droht seine Industrie zu verlieren**
Was die Inflation für Europa bedeutet
- 22 **Tyrannie der Werte** Irrlehre der universalistischen Menschenrechte
- 23 **Ewige Optimistin** Melinda French Gates
- 24 **Bismarck am Bosphorus** Erdogans Spiel mit Russland, Amerika und Europa
- 26 **Euro-Turbos spielen Bundesrat**
Parlamentarier brüskieren die Regierung
- 27 **Kurt W. Zimmermann**
Die Quereinsteiger von der NZZ
- 28 **Liebe ist die letzte Provokation**
Die Friedensbotschaft des Christentums
- 30 **Glanz und Elend einer Schweizer Ikone**
Die Gründe des CS-Debakels
- 31 **Pleiten, Pech und Putin?**
Vermutete Sabotage in Deutschland

- 32 **Strippenzieher im Weissen Haus**
Wer lenkt den US-Präsidenten?
- 33 **News** Keine Schlange von Kandidaten
- 34 **News** Pharmaindustrie mit Superkräften
- 34 **Willkommenskultur für Patriarchen**
Das Frauenbild vieler Ukrainer
- 35 **Brief aus Taschkent** Thomas Fasbender
- 36 **«Putin hat viel zum ukrainischen Nationsverständnis beigetragen»**
Osteuropa-Professorin Gwendolyn Sasse
- 38 **Krim** Spielball der Geschichte
- 39 **Anabel Schunke** «Umstrittene» Wahrheit
- 40 **Ruedi Noser** Ballade eines freisinnigen Wirtschaftspolitikers
- 42 **«Wir leben in einem Kolonialstaat»**
Yanis Varoufakis sorgt sich um Europa
- 43 **Natur** Schmetterlinge über der Jungfrau
- 46 **Mad in Germany** Masslosigkeit, überall
- 47 **ZSC Lions** Zürcher Theater der Träume
- 48 **Regierungsrat Hostettler kennt kein Pardon** Fall Thomas Roth
- 50 **Rettet Fracking Europa?** Schiefergas zur Sicherung der Energieversorgung
- 52 **Inside Washington** Paypals Angriff auf die Meinungsfreiheit
- 52 **12 Sekunden Grün** Falsch programmierte Ampeln am Gotthard
- 53 **Tamara Wernli**
Die neue Angst vor dem schlechten Gefühl
- 54 **Wer ist der reichste Schweizer?**
Guillaume Pousaz, der Unbekannte
- 56 **Leserbriefe**
- 57 **Nachrufe** Bruno Latour, Phil Read
- 58 **Der Kampf gerät ausser Kontrolle**
Die USA und Russland müssen aufeinander zugehen
- 60 **Beat Gygi**
Rezepte aus dem Wirtschaftswunder

GESCHICHTE: MACHT DER SCHÖNHEIT

- 61 **Wahrer Schönheit wohnt ein Makel inne**
Ideale im Lauf der Jahrhunderte

LITERATUR UND KUNST

- 65 **Ikone der Woche**
- 66 **Sie überlistete sogar Napoleon**
Das Leben von Nicole Clicquot-Ponsardin
- 68 **Bücher der Woche**
- 71 **Die Bibel**
- 72 **Fussball-Games** «Fifa», Ende einer Ära
- 74 **Fernsehen**
- 74 **Film** «Triangle of Sadness»
- 75 **Alben für die Ewigkeit** Bob Dylan
- 76 **Hip-Hop** Vikki Tobak
- 77 **Klassik** Dimitri Mitropoulos
- 77 **Jazz** Keith Jarrett

LEBEN HEUTE

- 78 **Wunderbare Welt**
- 78 **Unten durch**
- 79 **Frauen**
- 80 **Thiel / Häuser**
- 81 **Was macht eigentlich?** Monika Fasnacht
- 82 **Essen / Wein**
- 83 **Auto / Objekt der Woche**
- 84 **Bei den Leuten** 15 Jahre Teleblocher
- 86 **Zeitzeichen**
- 86 **Fragen Sie Dania**
- 87 **Auf ein Coke Zero mit ...** Vincent Rameau
- 88 **Menschen von morgen** Mathieu Glassey
- 90 **Das indiskrete Interview**
Praxedis Geneviève Hug, Pianistin

DEFENDER BEREIT FÜR JEDE HERAUSFORDERUNG



Wohin Sie Ihr nächstes Abenteuer auch führt, der Land Rover Defender kennt keine Grenzen. Kompromisslose Technologie und sein charakterstarkes Auftreten machen ihn zu einem der leistungsstärksten seiner Art. Erhältlich in den drei Karosserieversionen 90, 110 und 130 im modernen Look und ausgestattet mit veredelten Materialien ist der Defender bereit für jede Herausforderung.

landrover.ch



Jetzt Probe fahren!

Schmollen und Rache

Die USA verlieren ihre langjährigen arabischen Partner im Öl-Kartell Opec. Das ist brisant. Denn der Erdölmarkt ist ein Spiegel der Geopolitik.

Karin Kneissl

Beirut

Just am 6. Oktober, als die Europäische Union den Ölpreisdeckel beschloss, um die russischen Erdöleinnahmen zu bremsen, sprachen sich 23 Erdölminister in Wien für eine starke Kürzung ihrer gemeinsamen Förderquote aus. Es geht um zwei Millionen Fass Erdöl weniger pro Tag. Die USA reagierten heftig, von «Kriegserklärungen» war gar die Rede. Die EU fühlt sich übertölpelt, da die Förderkürzung den Preis nach oben treiben könnte.

Totgesagte leben länger

Die Opec, die Organisation erdölexportierender Länder, und dreizehn sogenannte Nicht-Opec-Produzenten, darunter Russland, koordinieren seit Dezember 2016 ihre Förderpolitik. Analysten gaben damals diesem Format wenig Chancen. Doch die «Opec plus» hat die Achterbahnfahrten auf dem globalen Erdölmarkt der letzten Jahre gemeistert. Im Unterschied zu den Eskapaden auf dem Erdölmarkt zwischen 1973 und 1985, als in der Opec wenig Konsens möglich war und viele sie bereits für tot erklärten, gelingt es einstigen Rivalen wie Saudi-Arabien und Russland, ihre Interessen abzustimmen.

Es war stete Praxis, dass Riad die Wünsche der USA innerhalb der Opec berücksichtigte. Ein Anruf genügte. Die Ära der «Seven Sisters», eines

Kartells westlicher Ölkonzerne, die sich den Erdölmarkt aufteilten, ging damals, zu Beginn der 1970er Jahre, zu Ende. Aber in Washington stellte ich immer wieder fest, dass diese Epoche in vielen Köpfen noch fortbesteht. «Es ist unser Öl» – dieser Satz war nicht nur zu Beginn der Irak-Invasion zu hören.

Will man das Schlachtfeld Ukraine, auf dem ein Stellvertreterkrieg tobt, abstrahieren, so kann man folgende Konfrontation erkennen: Die USA haben die Finanzwirtschaft in Stellung gebracht, auf der anderen Seite steht die Energiewirtschaft. In den letzten 22 Jahren haben wir erlebt, wie leicht Geld zu drucken ist. Energie hingegen kann man nicht drucken. Der Rohstoffsektor könnte die Finanzindustrie aus-

«Es ist unser Öl» – dieser Satz war in Washington nicht nur zu Beginn der Irak-Invasion zu hören.

booten. Als ich 2005 mein Buch «Der Energiepoker» schrieb, befasste ich mich auch mit der Währungsfrage, also damit, ob Erdöl langfristig in US-Dollar gehandelt würde. Meine Gesprächspartner aus den arabischen Opec-Staaten meinten, dass am US-Dollar nicht zu rütteln sei. Heute stellt sich die Lage anders dar.

Auch Riad erwärmt sich für die Idee, Erdöl in anderen Währungen zu handeln. Die Saudis kaufen in diesen Monaten russisches Erdöl, beteiligen sich wie die anderen nahöstlichen Staaten nicht an den Russland-Sanktionen und bereiten sich zunehmend auf neue internationale Verhältnisse vor. Die USA haben somit keinen Ansprechpartner mehr in der Opec, die sich als erweiterte Opec plus nunmehr auch geopolitisch neu präsentiert.

Das Opec-plus-Ministertreffen am 6. Oktober liess diese neuen Verhältnisse erahnen: ein saudischer Erdölminister, der mutig die Nachrichtenagentur Thomson Reuters in die Schranken wies. Amerikanische Journalisten, welche die Opec heftig wegen «Geiselnahme der Weltwirtschaft» attackierten. Und tags darauf harte politische Ankündigungen vom Weissen Haus

nach unten. Washington schwankt zwischen Schmollen und Rache angesichts der Förderkürzungen. In einigen Wochen sind Kongresswahlen. Seit bald einem Jahr lässt Präsident Biden über die strategische Erdölreserve das Ölangebot in den USA erweitern, konnte aber weder den Ölpreis noch die Inflation beruhigen. Der Kongress könnte mit dem Gesetzesentwurf «Nopec» Guthaben der Regierungen der Opec-Staaten beschlagnahmen. Es ist ein altes Thema, aber nun brechen irrationale Emotionen auf.

«Stärker als katholische Ehen»

Der Erdölpreis ist ein Seismograf der Weltwirtschaft und der Geopolitik. Mit den Kürzungen will die Opec plus die Folgen der Rezession vorwegnehmen. Zudem gelingt es manchen Förderländern angesichts der seit 2014 anhaltenden Investitionslücke nicht, neue Kapazitäten zu schaffen. Die Situation wird sich per 5. Dezember nochmals verschärfen, wenn das von der EU verhängte Erdölembargo in Kraft tritt.

Die Hebel von Angebot und Nachfrage werden die Verwerfungen auf den Rohstoffmärkten letztlich bestimmen. Die Russland-Sanktionen haben das globale Angebot verzerrt. Die beiden grossen Krisen – jene der Immobilien und Banken 2008 und die der Pandemie 2020 – führten zu exzessivem Geld drucken. Mit der Energiekrise verhält es sich anders. Denn Energie lässt sich wie erwähnt nicht drucken. Die erforderlichen Volumina, um russische Energieträger zu ersetzen, finden sich nicht binnen Jahresfrist auf dem Weltmarkt. Und kein Gut ist globaler als Erdöl. Was sich auf dem Erdölmarkt nun verändert, wird neue Allianzen schaffen.

Der einstige saudische Erdölminister Zaki Yamani meinte: «Ölallianzen sind stärker als katholische Ehen.» Dass diese alte Ehe zwischen den USA und Saudi-Arabien nun scheitert, hat mit viel Misstrauen zu tun, das sich angestaut hat. Riad geht eigene Wege, und Washington kann niemanden mehr in der Opec anrufen.

Karin Kneissl war Aussenministerin Österreichs von 2017 bis 2019 und ist heute als Energieanalystin und Autorin im Libanon tätig.



Lieber Beni Thurnheer

Sie wagen es: noch einmal, ein einziges Mal «Benissimo» – am 15. Oktober! Gratuliere. Das Schweizer Fernsehen weiss, was sein überaltertes Publikum am Samstagabend gerne mag. Ein Wiedersehen mit Stars der Vergangenheit, mit den «Legenden». Neue gibt's ja kaum. Ich werde jedenfalls gucken, nur schon, um zu verifizieren, ob Ihr Veston über dem Bauch immer noch spannt und ob Ihre legendäre Sportreporter-Schnurre immer noch so gut geölt ist.

Dass Sie sofort zugesagt haben, nochmals die farbigen Glückskugeln rollen zu lassen, überrascht mich nicht. Sie waren immer einer mit starkem Drang zur Bühne. Viel überraschender ist, dass fast zeitgleich ein neues Buch von Ihnen herauskommt, und zwar, man halte sich fest, eine Sammlung von Kurzinterviews des Sportreporters Beni mit den grössten Philosophen aller Zeiten, also von von Aquin bis Habermas. Mit autobiografischen Zwischen-



Noch nie war Philosophie so kurzweilig:
Moderator Thurnheer.

texten. Wer jetzt denkt, der will sich ein intellektuelles Kränzchen um den Kopf winden, oder fürchtet, ein solches Werk sei eher langweilig, irrt gewaltig. Noch nie war Philosophie so kurzweilig! Und so klar.

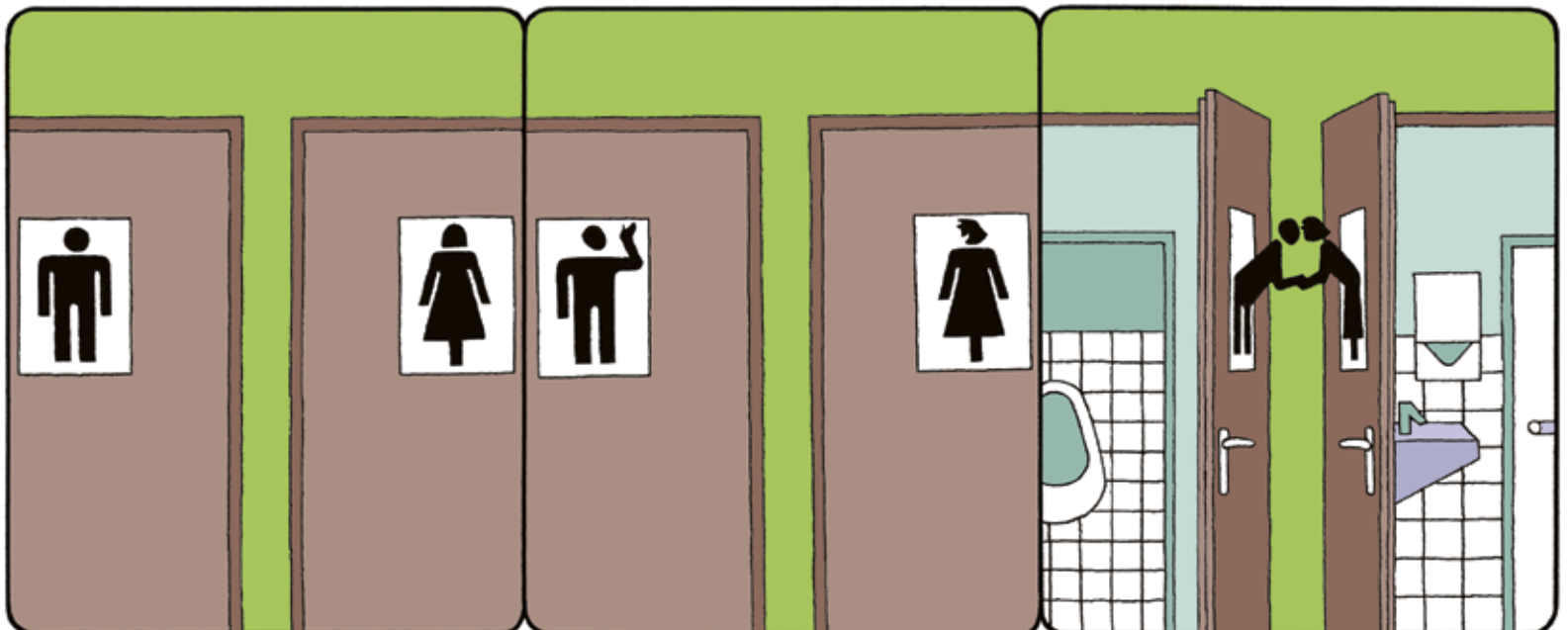
Sie sprechen mit Geistesgrössen wie Sokrates, Machiavelli oder Anaxagoras auf Augenhöhe.

Und Sie haben Ihre Hausaufgaben gründlich gemacht. Machen vor, was den guten Interviewer ausmacht: Er muss alles wissen über einen Gesprächspartner, bevor er ihn ausfragen darf. Sie kennen Ihre Philosophen aus dem Effeff. Und sind ein Meister der Kurzform. Höhepunkt: Sie fragen Karl Marx ganz frech: «Könnten Sie für uns Ihr Hauptwerk <Das Kapital> in ein paar Sätzen zusammenfassen?» Und es klappt. Der ganze Marx *by Beni*, in zwanzig Sekunden.

Ich habe immer gewusst, dass Sie ein sehr belesener Mensch sind, aber Sie hatten nie den vergeistigten Denkerblick drauf. Nicht nötig. Es ist Ihnen auch egal, als reine Unterhaltungsnudel betrachtet zu werden. Sie nehmen es sportlich. Oder eben: mit Philosophie.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Martin Schmid



Ehrlich gesagt: Ich hätte nie gedacht, dass der VSG (Verband der Schweizerischen Gasindustrie) einmal hoheitliche Aufgaben erhalten würde. Im Verband, der 1920 gegründet wurde, sind rund neunzig Gasversorgungsunternehmen zusammengeschlossen, die sich mehrheitlich in öffentlicher Hand befinden. Der VSG unterstützt seine Mitglieder im Regelfall in den Bereichen Energiewirtschaft und -politik, Innovation und Forschung, Kommunikation, Aus- und Weiterbildung sowie Öffentlichkeitsarbeit. Jetzt ist aber alles anders.

Aufgrund des Ukraine-Kriegs und der damit verbundenen unsicheren Versorgungslage übertrug der Bundesrat im Mai 2022 dem Verband die Aufgabe, eine Kriseninterventionsorganisation zu bilden. Gasunternehmen erhielten gleichzeitig den Auftrag, gemeinsam Gas und Gasspeicherkapazitäten zu beschaffen, ohne kartellrechtliche Konsequenzen befürchten zu müssen. Ein gemeinsames Handeln der Branche wäre sonst gar nicht möglich gewesen. Weil für die Gasversorgung nach wie vor kein bundesrechtliches Spezialgesetz besteht, gelten allein die Vorgaben des Landesversorgungsgesetzes (LVG) zur Sicherstellung der Versorgung in schweren Mangellagen.

Warum all das? Seit 2016 ist der Schlussbericht über das Gasversorgungsgesetz in der politischen Schublade. Die dazu durchgeführte Vernehmlassung führte nicht dazu, dass die Schweiz heute ein Gasversorgungsgesetz wie die umliegenden Länder kennt. Die Situation ist auch nicht wie beim Strom, wo es ein Strom-VG und eine Regulierungsbehörde (Elcom) gibt. Einzig im Rohrleitungsgesetz, das aus den sechziger Jahren des letzten Jahr-

hunderts stammt, findet sich eine rudimentäre Regelung zum Gas. In der Folge führte die Passivität der Politik in diesem Dossier zu einem weiteren Meilenstein. Aufgrund des fehlenden Regulierungsrahmens hielt die Wettbewerbskommission in einem Leitentscheid fest, dass der Gasmarkt nicht nur für Grosskunden geöffnet sei, sondern für alle, und Branchenakteure wurden zu Millionenbussen verdonnert.

Dass der Bundesrat jetzt im Unterschied zur Vergangenheit schnell reagiert hat, begrüßen wir natürlich. Es ist echt eine Stärke der Schweiz, wie im Krisenfall in einem Milizsystem in kürzester Zeit Probleme angegangen werden. Wir haben schnell reagiert, die Krisenorganisation ist im Aufbau. Im weiteren wird ein Konzept

Europa emanzipiert sich in kurzer Zeit immer mehr vom russischen Gas. Norwegen sei Dank.

für ein Monitoring im Gasbereich erstellt, um eine drohende Gasmangellage rechtzeitig zu erkennen und wirksam darauf zu reagieren. Es verbleibt noch rund ein Monat, bevor die starken Gasverbrauchermonate beginnen.

Ein gänzlicher Ausfall der russischen Gaslieferungen nach Europa wird jedoch immer wahrscheinlicher. Zurzeit ist der Bezug im europäischen Netz auf zirka 7 Prozent gesunken. Jedoch ist die Einspeicherung in Deutschland bei über 91 Prozent angelangt. Europa emanzipiert sich in kurzer Zeit immer mehr vom russischen Gas. Norwegen sei Dank. Im Moment ist die Versorgungssicherheit in der Schweiz mit Gas gewährleistet, auch für die Industrie. Die regionalen Gasnetzbetreiber haben zur Verbesserung der Versorgungssituation zusätzliche Reserven

eingekauft. So sind 15 Prozent (rund 6 TWh) des inländischen Jahresverbrauchs (35 TWh) in Speicheranlagen in den Nachbarländern eingelagert worden und im weiteren 20 Prozent (6 TWh) des Schweizer Winterverbrauchs in Frankreich, Deutschland, Italien und in den Niederlanden in Form von Optionen für zusätzliche Gaslieferungen eingekauft worden. Die Sparbemühungen haben sich beim Gas auch ausgezahlt. Der Verbrauch ist um mehr als 15 Prozent zurückgegangen.

Versorgungseingpässe können nie ganz ausgeschlossen werden. Mehr Sicherheit bieten nur staatsvertragliche Abkommen mit dem Ausland. Solche konnten vom Bundesrat noch nicht ratifiziert werden. Ohne amtierende Regierung in Italien war dies offensichtlich nicht möglich. Die Schweizer Gasbranche und die zuständigen Bundesbehörden unternehmen grösste Anstrengungen, um für einen allfälligen Engpass bei der Gasversorgung gerüstet zu sein. Die wirtschaftliche Landesversorgung müsste in einem solchen Versorgungseingpass die notwendigen Bewirtschaftungsmassnahmen treffen. Verbraucher mit Zweistoffanlagen müssten auf Heizöl umstellen, Sparappelle würden erfolgen, und in einem Notfall könnte der Bund Kontingente einführen.

Das Bewirtschaftungskonzept für den Fall einer Kontingentierung war schon in der Vernehmlassung und ist bekannt. Im Gasbereich haben wir hier massiv aufgeholt und in kürzester Zeit viele Hausaufgaben erledigt. Hoffen wir, dass wir all diese Arbeiten nicht brauchen werden. Ich bin verhalten zuversichtlich.

Martin Schmid ist Verwaltungsratspräsident des Verbands der Schweizerischen Gasindustrie sowie Ständerat (FDP) des Kantons Graubünden.

Unbehagen in der SVP

Bleibt Kronfavorit Albert Rösti konsequent auf Kurs, falls er in den Bundesrat gewählt wird? Er wäre nicht der erste SVP-Vertreter in der Landesregierung, der die Bodenhaftung verliert.

Toni Brunner – SVP-Charmebolzen, alt Nationalrat und ehemaliger Präsident der nationalen Partei, jetzt Mitglied der Kandidatenfindungskommission für die Nachfolge von Bundesrat Ueli Maurer – ist für einen Moment aus der Rolle gefallen. «Die SVP hätte es verdient, eine Frau in die Landesregierung zu delegieren», sagte er am Schweizer Fernsehen. «Darum, eine Frau auf einem Zweierticket ist das Minimum, was der Anspruch der SVP sein müsste.» Was ist bloss in Brunner gefahren, fragten sich viele Beobachter. Plötzlich operiert der erfahrene Politiker mit dem Quotenprinzip, das bei seiner Partei so verpönt ist.

Wollte er die Wahlchancen seiner Lebensgefährtin, SVP-Nationalrätin Esther Friedli, beflügeln, wie manche unkten? Sie gilt als potenzielle Bundesratskandidatin. So nahe liegend der Verdacht ist, er dürfte sich als falsch erweisen. Friedli wird wohl versuchen, den frei werdenden St. Galler Ständeratssitz von Paul Rechsteiner (SP) zu erobern. Das ist für die Partei wichtiger. Mögliche Bundesratskandidaten hat es genug.

«Ich stelle mich dem Wettbewerb»

Einer von ihnen ist Albert Rösti. Der Berner Nationalrat, ebenfalls ehemaliger Parteipräsident, ist Kronfavorit für die Maurer-Nachfolge. Wenn Brunner nun sagt, die SVP verdiene eine Frau in der Regierung, lässt sich das als Misstrauensvotum gegenüber Rösti deuten. Brunner will dazu keine Stellung nehmen. Rösti wiegelt ab. «Nein, das ist es nicht. Ich stelle mich dem Wettbewerb und freue mich, wenn Frauen kandidieren.»

Bislang liegt er gut im Rennen. Obwohl nicht einmal alle Kandidaten bekannt sind, schreiben die Medien über ihn, als folgte seine Wahl in die Landesregierung einem Naturgesetz. Das stört verschiedene SVP-Vertreter. Sie fragen sich, ob Rösti tatsächlich der richtige Mann für den harten Job ist.



Als folgte seine Wahl einem Naturgesetz:
Bundesratskandidat Rösti.

Bei der Präsentation seiner Kandidatur am Montag im Berner Kursaal betonte Rösti, dass er sich für eine bewaffnete Neutralität und eine technologieneutrale Energieversorgung einsetzen wolle. Dieser Hinweis richtete sich vor

Jetzt, wo die Neutralität auf dem Spiel steht, brauche es einen, der senkrecht die SVP-Werte vertrete.

allem an seine eigenen Leute, insbesondere an die Vertreter des Zürcher Flügels. Sie sind Rösti zwar nicht feindlich gesinnt ist. Aber einige halten ihn doch für zu «nett», für zu «kompromissbereit», um als SVP-Vertreter im Bundeshaus zu bestehen. Bei anderen hat er sich als Karrierist und Sammler von gutbezahlten Zusatzjobs verdächtig gemacht.

Wer sich in der SVP umhört, stellt bald fest: Es gibt leise Zweifel daran, dass der sympathische Berner die Kraft und die Courage hätte,

den anderen Bundesräten mit Mitberichten zu deren Vorlagen auf die Füsse zu treten, so wie es Maurer tat. Oder dass Rösti im Stil des scheidenden Finanzministers von der offiziellen Linie des Bundesrates abzuweichen wagen würde.

Was die SVP nicht mehr will, ist ein Magistrat, mit dem sie über Kreuz liegt, wie zuletzt in der Ära Samuel Schmid. Das Parlament unter Führung des damaligen freisinnigen Präsidenten Franz Steinegger hatte Schmid der SVP aufs Auge gedrückt. Dass er nicht ihr Mann im Bundesrat war, bekam der Berner besonders an den Delegiertenversammlungen der SVP Schweiz zu spüren. Die Basismitglieder machten sich einen Spass daraus, ihn frontal anzugreifen.

Darum haben Parteiponenten aufgehört, als Rösti eine Wahl gegen den Willen der Fraktion partout nicht ausschliessen mochte. Die SVP will auch nicht noch einmal erleben, dass einer ihrer Vertreter im Bundesrat die Bodenhaftung verliert, wie sie es beim Internationalisten Adolf Ogi bedauerte.

Schweiz vor Rekordzuwanderung

Gerade jetzt, wo die Neutralität auf dem Spiel steht, wo die anderen Regierungsmitglieder sich immer enger an die EU und die Nato anschmiegen möchten, wo dem Land eine Rekordzuwanderung droht, brauche es einen SVP-Bundesrat, der stramm auf Kurs bleibt, der senkrecht die SVP-Werte vertrete, erklären einflussreiche Fraktionsmitglieder.

Rösti sagt dazu, er werde so konsequent wie bisher die Werte der SVP vertreten – «wie ich dies auch anlässlich der Bekanntgabe meiner Kandidatur am Montag klar dargelegt habe». Ganz genau wird man es wohl erst wissen, wenn Rösti tatsächlich im Bundesrat sitzt. Bis dahin wird er noch den einen oder anderen Zweifler in seiner Partei von seiner Verlässlichkeit überzeugen müssen.

Wer zählt Selenskyj?

Nach Erfolgen auf dem Schlachtfeld schraubt Ukraines Präsident seine Kriegsziele höher. Er fordert gar einen Regimewechsel in Moskau. Der Westen heizt das Spiel mit dem Feuer an.

Francis Pike

Wolodymyr Selenskyj, der 44-jährige Präsident der Ukraine, kann eine ziemlich ungewöhnliche Biografie vorweisen – ein Leben, das geradezu danach schreit, verfilmt zu werden. Die ersten Folgen hat er bereits produziert. In seinem früheren Leben als Schauspieler. 2015 begann seine Produktionsfirma Studio Kwartal 95 mit den Dreharbeiten zu der dreiteiligen TV-Serie «Diener des Volkes», in der Selenskyj einen ukrainischen Präsidenten spielt.

Noch ehe die letzte Folge lief, gründete Selenskyj die Partei «Diener des Volkes» mit ihm an der Spitze. Er begann als verlachter Aussen-seiter und wurde 2019 Präsident der Ukraine mit einer Antikorruptionskampagne, die auf 73 Prozent der Stimmen kam. Es war zweifellos ein grosser Schritt für einen namenlosen Komiker, der sich als Filmschauspieler und als ukrainische Stimme des Bären Paddington einen Namen gemacht hatte.

Selenskyjs Schlachtruf lautete: «Ich bin kein Politiker. Ich bin nur ein einfacher Mensch, der dieses System einreissen will» – eine erfolgreiche Formel in einem Land, das im Korruptionsindex von Transparency International Rang 122 (von insgesamt 188) einnimmt.

Star in Hollywood

Die Unbeflecktheit von Selenskyjs Präsidentschaft hielt der Realität allerdings nicht stand. Während er bemüht war, die Macht der ukrainischen Oligarchen zu brechen, indem er ihnen per Gesetz jede Beteiligung an der Privatisierung grosser Unternehmen untersagte und ihren Einfluss auf die ukrainischen Medien kritisierte, litt seine moralische Autorität unter einer Lawine von Korruptionsvorwürfen.

Aus den sogenannten Pandora Papers ging hervor, dass er und seine Partner Gelder in Offshore-Firmen auf Zypern, den Britischen Jungferninseln und in Belize geparkt hatten. Noch verheerender waren Vorwürfe, er habe 41 Millionen Dollar für den zweitreichsten ukrainischen Oligarchen, Ihor Kolomojskyj, gewaschen. Dieser Financier, der wie Selenskyj



Unversöhnliche Haltung, aggressive Rhetorik: Kriegsheld Selenskyj.

aus dem Verwaltungsbezirk Dnipropetrowsk stammt, wird inzwischen weltweit gesucht, weil er die PrivatBank um rund 5,5 Milliarden Dollar betrogen haben soll.

Selenskyj distanzierte sich zwar von seinem einstigen Förderer, doch Ende 2021 war sein Ruf ruiniert. Seine Umfragewerte waren auf 31 Pro-

Selbst Präsident Macron kopierte ihn und trat vor der letzten Wahl unrasiert und mit Hoodie auf.

zent abgestürzt. Das war, bevor er seine grösste Rolle als Kriegspräsident übernahm, die nach Auftritten auf der Weltbühne verlangte. Am 3. Februar, nur wenige Tage nach dem Beginn der russischen Invasion, kam Selenskyj auf 86 Prozent Zustimmung.

Seine Auftritte als oberster Kriegsherr mögen ihm keinen Oscar eingebracht haben, aber er war der Star des Abends. Hollywood hüllte sich in die ukrainischen Farben. Stars wie Benedict

Cumberbatch, Jamie Lee Curtis, Samuel L. Jackson und Tyler Perry traten mit gelbblauen Ansteckern oder Schleifen auf. Zum Zeichen der «Solidarität mit dem ukrainischen Volk, das sich gegen eine Invasion zur Wehr setzt» rief die Academy zu einer Schweigeminute auf. Hollywood lässt keine Gelegenheit aus, den jeweils neuesten Trends hinterherzulaufen. Die Grammy Awards machten es noch besser und ermöglichten Selenskyj einen Zoom-Auftritt.

Es war perfekt, wie immer. Seine Reden erinnern an Churchill. «Unsere Waffen sind unsere Wahrheit, und unsere Wahrheit liegt darin begründet, dass dies unser Land ist, es ist unser Land, es sind unsere Kinder, und wir werden unser Land verteidigen. Ruhm der Ukraine!» War das unrasierte Gesicht und der olivgrüne Militärlook eine Idee der Kostümabteilung seiner Produktionsfirma? Brillanter Einfall. Selbst Präsident Macron kopierte ihn und trat vor der letzten Wahl unrasiert und mit Hoodie auf.

Selenskyjs heroische Weigerung, Kiew zu verlassen und sich in Sicherheit bringen zu

lassen, trug entscheidend zur Bereitschaft des Westens bei, uneingeschränkt finanzielle und militärische Hilfe zu leisten. Eine angeblich zerstrittene Nato versammelte sich vereint hinter dem obersten Kriegshelden der Ukraine.

Der Westen hat nicht nur Grundmaterial wie Munition, Gewehre und Schutzwesten geliefert, sondern auch hochmoderne Waffensysteme: Himars-Raketenwerfer, M777- und PzH-2000-Panzerhaubitzen, Selbstfahrlafetten vom Typ Zuzana und Krab, Panzerabwehrraketen, Stinger-Flugabwehrraketen und Harpoon-Schiffabwehrraketen. Die Lieferung von Switchblade-«Kamikaze»-Drohnen und wiederverwendbaren Langstreckendrohnen ist in Vorbereitung. Die Ukraine fordert 500 Panzer, 2000 gepanzerte Fahrzeuge, 1000 Drohnen sowie F-18-Kampfflugzeuge.

Bislang sind mehr als 62 Milliarden Dollar an die Ukraine geflossen, aus Europa nur 9 Milliarden Dollar – nicht mitgerechnet sind «softe» Beiträge wie das Angebot der britischen Regierung, 10 000 ukrainische Soldaten auszubilden, oder die Starlink-Satelliten von Elon Musk, die einen Internetzugang ermöglichen. Wenn Präsident Putin beklagt, Russland führe einen Stellvertreterkrieg mit dem Westen, hat er faktisch recht. Dank Selenskyj ist die ukrainische Armee so ausgerüstet, dass sie schon fast siegen muss.

Nun, da die Ukrainer östlich von Charkiw vorstossen und eine Einkesselung russischer Verbände in der Region Cherson im Süden droht, muss Putin eine komplette militärische Niederlage befürchten. Die russische Armee, die einen Grossteil ihrer Ausrüstung, erfahrene Kommandanten und Soldaten verloren hat, ist mehr oder weniger am Boden. Der ehemalige CIA-Direktor General Petraeus hat erklärt, dass «Putin auf dem Schlachtfeld vor einer unwiderruflichen Situation steht». Neutrale Staaten wie die Türkei und Indien haben sich von ihm abgewendet. Selbst seine eigenen Medien und Regierungsmitarbeiter stehen dem Krieg und der Kriegsführung zunehmend kritisch gegenüber.

Aufrufe zu «Präventivangriffen»

Auf den Rückzug der russischen Armee reagiert Putin, indem er noch nachdrücklicher auf der Rechtmässigkeit der Invasion besteht. Auf die Teilmobilisierung von 300 000 «Reservisten» folgten die Scheinreferenden, mit denen die Annexion der ostukrainischen Gebiete Luhansk, Donezk, Saporischschja und Cherson legitimiert werden sollte. Diese Massnahme erscheint noch ominöser angesichts Putins Drohung, die territoriale Integrität Russlands mit allen Mitteln zu verteidigen, vermutlich inklusive der annektierten ukrainischen Gebiete. Dass Putin auf den Abwurf der amerikanischen Atombombe auf Hiroshima anspielte, macht deutlich, wie seine unausgesprochene

Drohung zu verstehen ist; er selbst sagt, es sei kein «Bluff».

Angesichts der Erfolge der ukrainischen Gegenoffensive ist Selenskyj nun versucht, die russischen Truppen auf die Stellungen vor 2014 zurückzudrängen – also auch die Krim und die abtrünnigen Teile von Luhansk und Donezk zurückzuerobern. Bislang ist Selenskyjs Antwort auf Putins indirekte nukleare Drohung unklar. In einem Interview mit Bild-TV versicherte er: «Ich glaube nicht, dass er diese Waffen einsetzen wird», sagte dann aber, er «glaube

Atomwaffen sind mit gutem Grund begehrt. Man spielt nicht leichtfertig mit ihnen herum.

nicht, dass die Welt es zulassen wird, dass er diese Waffen einsetzt». Wie genau die Welt das erreichen will, hat er nicht gesagt. Durch einen Präventivschlag der Nato? Ein anderes unklares Statement Selenskyjs, in dem er die Nato zu «Präventivangriffen» aufrief, wurde von seinem Sprecher Serhij Nykyforow denn auch sofort relativiert.

Selenskyjs Andeutungen im April, dass er bereit sei, Friedensverhandlungen mit Putin auf Grundlage einer garantierten ukrainischen Neutralität zu führen, haben sich mittlerweile verflüchtigt. Inzwischen werden Reparationsforderungen in Höhe von 110 Milliarden Dollar für Kriegsschäden erhoben. Wer würde Selenskyj diese extreme Position verübeln? Zerstörungen apokalyptischen Ausmasses und abscheuliche Verbrechen in Butscha und Isjum haben die Rechtmässigkeit der ukrainischen Sache nur gestärkt.

In der Bergpredigt heisst es: «Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden.» Aus westlicher Sicht sind die Ukrainer in ihrem Durst nach Gerechtigkeit zweifellos selig, aber wird Präsident Selenskyj jemals satt sein?



„Ich habe mir das irgendwie anders vorgestellt ...“

Inzwischen hat Selenskyj ein Dekret unterzeichnet, das die «Unmöglichkeit von Verhandlungen mit Wladimir Putin» formal bekräftigt. Was das heisst, ist klar: Für Selenskyj ist ein Friede nur möglich, wenn es in Moskau einen Regime-Change gibt.

Immer mehr Menschen im Westen beobachten mit Sorge die Eskalation des Krieges. Selenskyj scheint die Welt immer tiefer in den Konflikt zu ziehen. Die Frage drängt sich auf: Wer zähmt Selenskyj? Am ehesten sind die Amerikaner dazu in der Lage. Aber dort scheinen die federführenden Kräfte eine komplette Rückeroberung der Ukraine in den Grenzen von 2014 zu befürworten. Viele Beobachter vermuten gar, dass auch Washington einen Regime-Change in Moskau wünscht.

Gefährliche Zuspitzung

In ihrer Unterstützung für die überfallene Ukraine vergessen viele, welche Gefahren Selenskyjs unversöhnliche Haltung birgt. Russland verfügt über Atomwaffen, und im äussersten Fall, so die Annahme, wird Putin sie auch einsetzen. Die aggressive Rhetorik in Kiew und Washington lässt vermuten, dass weder der Westen noch Putin einlenken werden. General Petraeus erklärte gegenüber ABC, dass die Nato, falls Atomwaffen eingesetzt würden, «jeden russischen konventionellen Verband, den wir auf dem Schlachtfeld identifizieren können, und jedes Schiff im Schwarzen Meer ausschalten würde».

In diesem Fall würden, zum ersten Mal in der Geschichte, zwei atomar ausgerüstete Kontrahenten einen konventionellen Krieg gegeneinander führen. Biden warnte kürzlich vor einem «Armageddon», weil Putins angedrohter Einsatz von taktischen Nuklearwaffen kein Scherz gewesen sei. Doch wie schon so oft nahm Bidens Sprecher diese alarmistische Erklärung wieder zurück. Gleichwohl sind die Anzeichen einer gefährlichen Zuspitzung unübersehbar. Wir sehen es in der Eskalation, die sich in dem Anschlag auf die russische Kertschbrücke am vergangenen Wochenende zeigte, und in Putins brutaler Reaktion, den gnadenlosen Angriffen auf zivile Objekte in der ganzen Ukraine.

Man kann nur hoffen, dass moderate Stimmen auf den tatterigen Joe Biden, den besessenen Autokraten Wladimir Putin und den vom Komiker zum Kriegsherrn aufgestiegenen Wolodymyr Selenskyj einwirken. Atomwaffen sind mit gutem Grund begehrt. Man spielt nicht leichtfertig mit ihnen herum. Wer bereit ist, sie einzusetzen, riskiert die Auslöschung der Menschheit. Und das ist das Problematische an Selenskyjs Rechthaberei. Es ist sinnlos, im Recht zu sein, wenn man tot ist.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork
Mehr zum Thema: «Wer regiert Amerika?», Seite 32

Ihr Immobilienraum?



3 ½ und 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
in 8400 **Winterthur**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen
in 8404 **Winterthur**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Dach-Maisonette-Eigentumswohnung
8152 **Glattbrugg**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'554'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.glattwies.ch



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preise ab CHF 1'470'000.- inkl. Parkierung, Bezug auf Anfrage
www.rebweg.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Einfamilien- und Doppel-EFH
8157 **Dielsdorf**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



6 ½ Zi. Reihen-Einfamilienhäuser
8311 **Brütten**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'143'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistacasa.ch



2 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8458 **Dorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.trottenacker.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen u. Büroflächen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Doppel- und Reihen-Einfamilienhäuser
8904 **Aesch ZH**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 715'000.-, Bezug ab Herbst 2023
www.schmiedgass.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, 3 REFH
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8370 **Sirmach**, Paul Späni. 052 338 07 09
Preis ab CHF 576'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistadelsole.ch



6 ½ Zi. Reihen-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. REFH-DEFH
8127 **Aesch-Maur**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8310 **Grafstal**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8910 **Affoltern a. A.**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 2'128'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.solevista.ch



3 ½ - 6 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8904 **Aesch**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?

Melden Sie sich bei unserem Chef

ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'101'000.-, Bezug ab Frühling 2024
www.schlossblick.ch

Alle Objekte im Überblick:
www.immobilientraum.info

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.



Zürcherstrasse 124 Postfach
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00



Wir nehmen an der folgenden
Immobilienmesse teil:

EIGENHEIM MESSE SCHWEIZ Bauen & Modernisieren Zürich
21. - 24. Sept. 2023, Messe Zürich

Beleuchtung der Welt

Das künstliche Licht hat uns, es ist ein Paradoxon, ein wenig erblinden lassen.



Wir spielten ein klein wenig Sonne, verlängerten den Tag und verschoben die Dunkelheit.

Wir sassen auf einer Dachterrasse über den Dächern der Stadt, genug weit weg vom Boden und doch nicht nah genug am Himmel, verloren uns abwechselnd in den Flammen der Feuerschale und im nächtlichen Himmel. Ein bisschen Grosser Wagen war da, der Polarstern, die Venus, vielleicht, wir waren uns nicht sicher. Da waren nur ein paar Dutzend Sterne, und all die andern Hunderttausende waren verschluckt vom gefrässigen künstlichen Licht der Stadt.

Ich fragte mich, was das mit einem Menschen macht, wenn er nachts keinen Sternenhimmel mehr sieht, kein himmlisches Dach mehr über dem Kopf hat. Ob er an Demut verliert, weil er seine eigene Grösse im Universum nicht mehr wahrnimmt. Weil er nicht mehr daran erinnert wird, wo er herkommt, dass er in einer Zeit, als es noch keine Zeit zu geben schien, Sternstaub war und so zufällig wie die Anordnung von Sandkörnern an einem Strand.

Ob ihm möglicherweise das Bewusstsein für die Schöpfung deswegen abhandengekommen ist und der Glaube auch und dass dies der Grund ist, weshalb er jetzt gefangen ist in dieser Isolation, in diesem Getrenntsein von allem, diesem Verlust einer Verbundenheit. Ganz einfach gesehen, sieht es so aus; mit dem Verschwinden der Sterne am Himmel begann gleichzeitig der Aufstieg und natürlich auch der Fall des modernen Menschen und der von ihm geschaffenen Industrien. Das ist noch nicht lange her, 1769 liess sich James Watt seine Dampfmaschine pa-

tentieren, 1862 kam das Gaslicht, 1879 erfand Thomas Edison die Glühbirne, es war der Beginn der Geschichte der Beleuchtung.

Die Welt wurde hell, grell auch, zumindest in Bodennähe, es war ein Meilenstein im Prozess des Menschseins, und der Mensch dachte, er würde jetzt mehr sehen, klarer und vor allem, wann er möchte. Er brauchte nicht mehr den fahlen Schein eines Feuers, um ein kleines bisschen nächtliche Umgebung ins Licht zu rücken, er musste nur noch einen Knopf drücken, und Licht durchdrang beinahe bis in die letzten Ecken alles.

Wer nachts in einem Flugzeug sitzt und über eine Metropole fliegt und nicht schläft, weiss, wie hell die Welt geworden ist. Nachts scheint das Licht des Menschen heller als jenes der Sterne.

Das Licht hat uns, es ist ein Paradoxon, ein wenig erblinden lassen, denke ich manchmal. Hat uns eine Helligkeit vorgegaukelt, einen Durchblick fast. Wir spielten ein klein wenig Sonne, verlängerten den Tag und verschoben die Dunkelheit. Das künstliche Licht, die Beleuchtung der Welt, liess uns länger produktiv sein, Licht war auch Wirtschaftswachstum, und wenn man sieht, was die Wissenschaft seit der Erfindung der Glühbirne hervorgebracht hat, kommt man nicht umhin, zu konstatieren, dass es uns auch erhellt hat.

Der Sieg des Lichts war die Niederlage der Dunkelheit, die durchdrungen wurde und

verdrängt. So haben wir zwar das Licht allgegenwärtig werden lassen, aber die Fähigkeit verloren, uns im Dunkeln zurechtzufinden. Die Erfindung des Lichts führte nicht zu weniger Angst im Dunkeln, sondern zu mehr. Man sieht es unlängst am Ausmass des Panischen in unseren Tagen im Hinblick auf einen möglichen Blackout.

Ich bin ein grosser Liebhaber von Blackouts. Nicht nur wegen der Sicht auf einen Nachthimmel voller Sterne, in den man, mit ein bisschen Glück und ein wenig Rotwein auch, wie aufsteigen kann. Nicht nur, weil man das Gefühl hat, die Sterne hingen dann nur noch so hoch wie Äpfel an den unteren Ästen und man könne sie von Hand anfassen und pflücken.

Ich mag Blackouts vor allem deshalb, weil sie uns auf uns selbst zurückwerfen, die Hilflosigkeit erhellen, in der wir stecken, wenn die Stricke des erreichten Fortschritts reissen und wir dann fallen in Richtung eines Urzustandes, als wir noch oder als wir kaum in der Lage waren, in die Selbstverständlichkeit der Elemente einzugreifen. Als wir ein Feuer hatten, das Licht war und Wärme und Schutz und in dem Zufriedenheit glimmte.

Ich meinte das mit dem Verlust der Demut; dass uns eine kurzfristige Absenz von Licht und auch Strom, dass uns ein kleiner Moment der Dunkelheit ein kleines Licht der Erkenntnis bringen mag. Zumindest so lange, bis das Licht wieder angeht.



Leserangebot: VIP-Kulturreise «Adventszauber in Dresden» «Zauberflöte» in der Semperoper

Dresden, auch Elbflorenz genannt, ist weltbekannt für seine traumhafte Barockarchitektur, die Frauenkirche, den Zwinger und die herrliche Lage im Elbtal. Höhepunkt dieser Reise ist die Aufführung der Mozart-Oper «Die Zauberflöte» in der beeindruckenden Semperoper. Und nie könnte die Atmosphäre bezaubernder sein als in der Adventszeit.

Freuen Sie sich auf vier erlebnisreiche Tage in einer der schönsten Städte Deutschlands. Hier residieren wir im 5-Sterne-Hotel «Hyperion Dresden am Schloss» im Herzen der Altstadt in unmittelbarer Nachbarschaft des Schlosses und der Frauenkirche. Gleich am ersten Abend speisen wir gemütlich im Restaurant «Sophienkeller», einem lebhaften Lokal mit Barock-Flair mit dem Motto «Speisen wie einst am Hofe Augusts des Starken». Am nächsten Tag lernen wir die Altstadt Dresdens näher kennen. Vorbei an vielen bekannten Sehenswürdigkeiten wie der Brühlsche Terrasse mit Ständehaus und Hofkirchen, der Kreuzkirche am Altmarkt, dem Zwinger, dem Residenzschloss und natürlich der Frauenkirche. Einen Besuch statten wir auch der legendären Pfunds Molkerei ab, die gemäss Guinness-Buch der Rekorde als «schönster Milchladen der Welt» gilt.

Am Abend wird hochkarätige Kultur in einer einmaligen Kulisse angerichtet. Wir werden

in der Semperoper zum Aperitif empfangen und geniessen anschliessend die wunderbare Aufführung der Oper «Die Zauberflöte» von Mozart mit Prinz Tamino, der schönen Pamina und Vogelfänger Papageno im Federkostüm.

Wer noch mehr erleben möchte, nimmt am dritten Reisetag am fakultativen Ausflug «Sächsische Weinstrasse» teil. Unterwegs besuchen wir die älteste Porzellan-Manufaktur Europas in Meissen und das elegante Schloss Proschwitz, das älteste privat bewirtschaftete Weingut in Sachsen.

Abgerundet wird die Exkursion mit einem gemeinsamen Abendessen in einem historischen Restaurant sowie am letzten Tag mit dem Besuch des Residenzschlosses mit der Staatlichen Kunstsammlung der ehemaligen Schatzkammer der Wettiner Fürsten im Historischen Grünen Gewölbe.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Kulturreise «Adventszauber in Dresden»

Termine:
3. bis 6. Dezember 2022

- Leistungen:**
- Swiss-Flug Zürich–Berlin–Zürich
 - Transfers
 - 3 Übernachtungen im Frühstück im 5-Sterne-Hotel
 - Eintritt «Die Zauberflöte» in der Semperoper inkl. Aperitif (Kat. PG1)
 - Abendessen «Sophienkeller»
 - Abschieds-Dinner
 - Rundgang «Dresdens Altstadt»
 - Besuch Pfunds Molkerei
 - Besichtigung Residenzschloss Dresden

Zusätzlich buchbar:
Ausflug Sächsische Weinstrasse, Meissener Porzellan-Manufaktur und Schloss Proschwitz (inkl. Degustation): Fr. 80.–

Preis (p. Pers. im DZ):

Mit Weltwoche-Abo:	Fr. 1480.–
Für Nichtabonnenten:	Fr. 1780.–
Einzelzimmerzuschlag:	Fr. 320.–
Ermässigung bei Eigenreise:	Fr. 250.–

Buchung:
Reservieren Sie Ihr Arrangement über:
Telefon: +41 91 752 35 20
E-Mail: info@mondial-tours.ch

Veranstalter:
Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

PERSONENKONTROLLE

Buemi, Simonazzi, Selenskyj, Meloni, Kainerugaba, Museveni, Lukaschenko, von der Leyen, Federer, Nadal, Brennwald



«Genial!»: Rennfahrer Buemi.

Sébastien Buemi, Autorennfahrer, hat in der Formel E einen neuen Rennstall gefunden. Der 33-jährige Schweizer Ex-Formel-1-Pilot (Toro Rosso) unterschrieb einen mehrjährigen Vertrag mit dem in England ansässigen Team Envision Racing. «Es ist eine interessante Zeit, um in der Formel E zu sein», sagte der Waadtländer. «Die neuen Gen3-Boliden der nächsten Saison sind genial!» Buemi, 2016 Weltmeister der Elektroserie, hat in 98 Rennen der Formel E bisher dreizehn Siege und 29 Podiumsplätze errungen. Ja, dann viel Erfolg! (ah)

André Simonazzi, Chefpropagandist, will Bundesrätinnen und Bundesräte neu über ein Instagram-Konto Jugendlichen andienen. Dafür hat der Vizekanzler und Bundessprecher unter anderem eine Fotografin engagiert, die wie er selbst aus dem Wallis stammt und den Bundesrat nun auf Schritt und Tritt begleiten soll. Um die Bedeutung der jüngsten millionenteuren Propagandaoffensive des Bundes aufzuzeigen, verwies Simonazzi die Medien auf die Ukraine. Sie verteidige ihr Land mit modernen und professionellen Kommunikationsmitteln, sagte er. Der Vergleich ist entlarvend, denn die Kommunikation des ukrainischen Staatspräsidenten **Wolodymyr Selenskyj** ist darauf angelegt, die öffentliche Meinung zu manipulieren. (hmo)

Giorgia Meloni, Wahlsiegerin, hat einen fernen Verehrer – **Muhoozi Kainerugaba**, den Sohn des ugandischen Präsidenten **Yuweri Museveni**. Er bot der Chefin der Fratelli d'Italia hundert Rinder als Brautgeschenk. Nie habe er verstanden, warum Europäer ihren Mädchen Blumen schenken. «In unserer Kultur gibst du einem Mädchen, das du magst, eine Kuh.» (ky)



Hundert Rinder: Wahlsiegerin Meloni.

Alexander Lukaschenko, Ökonom, hat einen eigenen Weg zur Inflationsbekämpfung gefunden. Weissrusslands Präsident, der schon Traktorfahren gegen Corona empfahl, verbot einfach alle Preissteigerungen: «Ab 6. Oktober sind Preiserhöhungen verboten. Verboten. Ab heute. Nicht morgen. Heute.» Jetzt muss nur noch der Markt gehorchen. (ky)

Ursula von der Leyen, Unersättliche, gewährt sich und ihren Beamten in der Brüsseler Verwaltung eine Lohnaufschlag von fast 7 Prozent, und zwar rückwirkend zum 1. Juli, wie die *Bild-Zeitung* berichtet. Die EU-Kommissionspräsidentin erhält rund 2000 Euro mehr pro Monat (bisher: 31.687 Euro). Ein EU-Kommissar freut sich über ein Plus von 1460 Euro. Normale EU-Abgeordnete erhalten immerhin 623 Euro zusätzlich. Hinter den Kulissen, so die *Bild*, soll es Widerstand gegen diese Lohnsteigerungen geben. Denn ein «erheblicher zusätzlicher Finanzierungsbedarf» drohe, der in der EU zu unhaltbaren Belastungen führe. (zr)

Roger Federer, Emotions-Profi, klammerte sich bei seinem Abschied schon fast verzweifelt an den Lieblingsrivalen **Rafael Nadal**. Nun wäre die nächste rührige goodbye-Gala angestanden – an Federers Heimturnier in Basel Ende Oktober. Doch dazu kommt es nicht. Der Maestro lehnt die Einladung von Turnierdirektor **Roger Brennwald** ab – mit der Begründung, dass er so kurz nach London noch nicht bereit sei für einen weiteren Ausbruch der Emotionen. Federer beteuert: «Ich habe versucht, alles zu verarbeiten, was in letzter Zeit passiert ist. Die Feier zu Hause in Basel wird eine ganz besondere Bedeutung haben und kommt für mich nun zu kurz nach London.» (tre)

Ministerin Baerbocks Verwechslung

Die deutsche Aussenministerin **Annalena Baerbock** war am 3. Oktober in Warschau und dankte der Republik Polen für die Deutsche Einheit. Sie sprach von einer «Herzensfreundschaft» zwischen Deutschen und Polen und erklärte ganz so, als ob sie auf dem Evangelischen Kirchentag predigen würde: «Wir werden für euch da sein, so wie ihr für uns da wart, als wir euch am dringendsten brauchten.» Die Sicherheit Osteuropas sei Deutschlands Sicherheit. «Darauf können Sie sich verlassen», rief sie.

Ich kann mir vorstellen, dass die alten weissen polnischen PIS-Nationalisten, die ihre Rede hörten, sich vor Lachen fast in die Hose machen mussten. Nein, Frau Baerbock, Sie haben Polen mit Ungarn verwechselt. Die Ungarn waren diejenigen, die die Grenzzäune 1989 aufgemacht hatten. Sie waren es, die sich dem Wunsch der



Treu: mit Polens Aussenminister Rau.

SED-Führung widersetzten und den Deutschen aus der DDR die Ausreise in den Westen ermöglichten.

Die Ungarn waren es, die für uns 2015 die Grenzen geschlossen hatten, weil die damalige Kanzlerin nicht willens war, die Massenmigration nach Europa zu stoppen. Die Ungarn sind es, die bis heute trotz aller Diffamierungen durch deutsche Spitzenpolitiker treu zu Deutschland stehen.

Die Polen sind die anderen. Das sind die, die unter der regierenden nationalistischen PIS den Deutschenhass als Staatsräson pflegen, die Zerstörung der Nord-Stream-2-Pipeline forderten und sich über den staatsterroristischen Anschlag auf die Pipelines, die Hauptschlagader der deutschen Energieversorgung, laut freuten, die ihr marodes Land seit den 1990er Jahren durch EU-deutsches Geld sanierten und jetzt noch 1,3 Billionen Euro Reparationen fordern. *Hans-Georg Maassen*

MÖRGELI

Kopfverhüllung mal so, mal anders

Die SP Schweiz gibt sich kämpferisch: «Die mutigen Frauen und Männer, die sich gegen die Menschenrechtsverletzungen im Iran auflehnen und dabei ihr Leben riskieren, haben unsere volle Solidarität verdient. Die Verantwortlichen der brutalen Repression müssen zur Rechenschaft gezogen werden.» Die Grüne Sibel Arslan verlangt: «Die Schweiz muss handeln statt nur verurteilen.» Sie solle sämtliche Sanktionen der EU übernehmen. Ganz egal, wenn dabei das amerikanische Schutzmandat gegenüber dem Iran flöten geht. Ursprung der anhaltenden Proteste im Iran ist der Tod einer jungen Frau, die ihr Kopftuch nicht vorschriftsgemäss trug. Die dortige «Sittenpolizei» hat wahrscheinlich Gewalt gegen sie angewendet. Das Kopftuch ist in der Islamischen Republik ein zentrales Kleidungsstück. Wenn es versehentlich verrutscht, kann dies tödliche Folgen haben.

In der Schweiz haben ausschliesslich SVP-nahe Kreise die Problematik der islamischen Kopfbedeckung als Machtinstrument gegen die Frauen thematisiert. Eine Mehrheit von Volk und Ständen hat 2021 die Initiative für ein Verhüllungsverbot unterstützt. Laut Initiativkomitee symbolisiert «die Gesichtsverhüllung die Unterdrückung der Frau». Dabei ging es bei der Abstimmung noch nicht einmal ums Kopftuch, sondern ausdrücklich gegen die Gesichtsverhüllung.

Vor eineinhalb Jahren tönte es so aus der SP-Zentrale: «Die SP-Frauen kämpfen für ein feministisches Nein zur Burka-Initiative. In Solidarität mit ihren muslimischen Schwestern stellen sie sich dezidiert gegen islamophobe Kreise, welche unter dem Deckmantel der Gleichberechtigung Frauen mit Kleider Vorschriften bevormunden möchten.» Sibel Arslan nannte damals die Gesichtsverschleierung ein Problem, «das so gar nicht existiert». Zudem sei es «paternalistisch und falsch, davon auszugehen, dass alle Frauen, die ihr Gesicht verhüllen, dies unter Zwang tun». Die Linke positioniert sich mal so, mal anders. Je nach Absender. Und die SP rühmt sich dann selber ihrer «wahrhaften Sachpolitik». Sie muss dabei nicht einmal rot werden. Denn sie ist ja schon rot.

Christoph Mörgeli

Warum die Mieten steigen

Explodierende Wohnkosten? Damit müssen Sie leider rechnen. Die linke Politik will es so.

Hans Kaufmann

Die Mieten werden trotz Konjunkturdelle wohl bald steigen. Gründe dafür sind nicht nur die anhaltend starke Einwanderung und die geringere Bautätigkeit infolge steigender Finanzierungskosten oder Lieferengpässen, sondern auch die Kostenmiete. Nicht nur für neue, sondern auch für bestehende Hypotheken werden heute bei jeder Fälligkeit höhere Zinsen gefordert.

Könnte man noch Ende 2021 Zinssätze für Festhypotheken auf zwei Jahre bei 1,02 Prozent, für zehn Jahre mit 1,39 Prozent festnageln, so kosten sie heute 2 bis 3 beziehungsweise 3 bis 3,5 Prozent. Für zinsbedingte Mietzinsanpassungen gilt seit September 2008 der hypothekarische Referenzzinssatz des Bundesamts für Wohnungswesen. Bei einem Rückgang können die Mieter eine Senkung der Miete verlangen. Das Mietrecht sieht aber keine automatische Senkung vor. Deshalb kam es bei Senkungen des Referenzzinssatzes lediglich bei einer Minderheit der Mietverhältnisse zu einer Mietzinssenkung.

Das Kostenprinzip wird ohne Rücksicht auf die Höhe des Fremdkapitalanteils selbst für hypothekarfreie Objekte angewandt. Mehrere Versuche, die Kostenmiete abzuschaffen, etwa 2010, scheiterten am linken Widerstand im Parlament. Um Unklarheiten bezüglich des massgeblichen Hypothekarzinssatzes zu beseitigen, führte der Bundesrat am 1. Januar 2008 den in der ganzen Schweiz anwendbaren Referenzzinssatz für Mietzinsanpassungen ein.

Dieser stützt sich auf den vierteljährlich erhobenen durchschnittlichen Hypothekarzinssatz der Banken und wird jeweils auf den nächsten Viertelprozentwert gerundet. Ausgehend vom Hypozinssatz von 3,5 Prozent 2008 auf die heutigen 1,25 Prozent, hätten die Mieten um 21,4 Prozent gesenkt werden müssen.

Der effektive Durchschnitt lag Ende Juni 2022 bei 1,17 Prozent. Steigt dieser auf über 1,35 Prozent, springt der Referenzzinssatz rundungsbedingt auf 1,5 Prozent. Damit könnten die Mieten theoretisch um 3 Prozent erhöht werden. Steigen die durchschnittlichen Hypothekarzinssätze wieder auf 3,5 Prozent, dann käme

es theoretisch zu einer Mietpreiserhöhung um 27 Prozent. Theoretisch, weil auch da nur ein Teil der Vermieter reagieren wird.

Blick auf die Geldpolitik

Dennoch, die Mieten und die darin enthaltenen Kosten für Heizung, Kochen et cetera sind mit einem Gewicht von 26,5 Prozent die wichtigste Komponente des Konsumentenpreisindex. Die Zinserhöhungen der SNB könnten deshalb die Inflation sogar noch beschleunigen. Wenn die Zinsen steigen, kann und wird es wegen der Kostenmiete zumindest teilweise zu Mieterhöhungen kommen.

Wenn sich die Baukosten zinsbedingt verteuern, werden sich die steigenden Erstellungskosten in höheren Anfangsmieten von Neubauwohnungen niederschlagen. Vor allem muss man aber damit rechnen, dass die Bautätigkeit abflaut und das Neuangebot nicht mit der anhaltend hohen Nachfrage Schritt halten kann.

liebe ist...



... wenn er sich einfach nicht
auswaschen lässt!

Blackboxes Credit Suisse und Axpo

Axpo hat bereits einen Rettungsschirm. Wann retten Bund und Nationalbank die Credit Suisse?



Nach der Rettung der UBS durch die Nationalbank und den Bund schmiedeten Christoph Blocher und Christian Levrat ein Bündnis. Sie wollten die UBS zerschlagen und die Boni-Manager zurückbinden. Geschehen ist verdammt wenig bis nichts.

Inzwischen arbeiten hinter den Kulissen die Nationalbank und das Finanzdepartement bereits an der Rettung der Credit Suisse, weil die Boni-Banker die zweite Grossbank der Schweiz in die Absturzzone manövriert haben.

Die Marktkapitalisierung der Credit Suisse ist inzwischen kleiner als jene der Ems-Chemie. Und schuld am Desaster ist dennoch niemand, einmal mehr. Schon gar nicht die Boni-Banker, die mit ihren Portfolios die Bank wechseln. Die Schweizer Justiz jagt Ladendiebe, nicht aber die Plünderer der Grossbanken.

In der parastaatlichen Axpo haben die staatlichen Alleinaktionäre so viel zu sagen wie die Kleinaktionäre bei der Credit Suisse. Gar nichts. Die Regierungsräte haben ihre Macht an Verwaltungsräte und Manager abgetreten, die schalten und walten, wie sie wollen. Entpolitisieren als neue Form des Kastrierens.

Die Axpo gehört den beiden reichen Kantonen Zürich und Aargau. Im Verwaltungsrat sitzt nur mehr ein Politiker, der Thurgauer SVP-Ständerat Jakob Stark. Wenn er sich im Stöckli zu Energiefragen äussert, liest Stark seine von Dritten aufgesetzten Positionen vom Blatt ab.

Fehlender Durchblick 1 — Über tausend Axpo-Energie-Trader kaufen und verkaufen im Minutentakt unter anderem Strom. An wen und zu welchen Preisen, das weiss niemand. Angeb-

lich bringt dies viel Kohle und erhöht erst noch die Versorgungssicherheit der Schweiz. Wenn dem so wäre, müsste man nicht in Bern erfolgreich um 4 Milliarden Sicherheiten betteln.

Fehlender Durchblick 2 — Axpo, BKW und Co. investierten während der vergangenen Jahre viel Geld in neue erneuerbare Energieanlagen im Ausland. Vorab in ausländische Windparks. Die Produktion jenseits der Grenzen dürfte inzwischen pro Jahr rund 10 Milliarden Kilowattstunden ausmachen, davon 6 Milliarden im Winter. Unsere Strombarone können diesen Strom nicht in die Schweiz importieren. Erstens haben wir kein Rahmenabkommen und deshalb kein

Die Schweizer Justiz jagt Ladendiebe, nicht aber die Plünderer der Grossbanken.

Stromabkommen. Und zweitens bezogen unsere selbsternannten Champions Subventionen im Ausland. Niemand subventioniert im Ausland Strom, den die Schweizer für sich nutzen wollen.

Fehlender Durchblick 3 — Ich gehe davon aus, dass die Axpo relativ unbeschadet durch den kommenden Winter kommt. Ausser eines oder mehrere unserer überalterten Atomkraftwerke geben zeitweise den Geist auf. Dann müsste die Axpo bereits verkauften Strom liefern, den sie nicht hat. Und diesen auf dem Markt für den zehnfachen Preis einkaufen.

Parallel dazu beginnt der übersubventionierte Wettlauf um die besten Solar-Lagen in den Alpen. Alle wollen uns in den Bergen über den

Tisch ziehen und einen möglichst grossen Anteil am Kuchen ergattern. Dabei hilft ihnen die real nicht mehr existierende Alpen-Opec unter dem Walliser Präsidenten Roberto Schmidt.

Dummheit 1 — Im Walliser Grossen Rat hat Doris Schmidhalter-Näfen verlangt: Wer ein Solarfeld nutzen will, muss folgende Mindestbedingungen erfüllen: 1. Bezahlung eines indextierten Solarzinses; 2. 3 Prozent Gratis-Energie für die Gemeinden; 3. entschädigungsloser Heimfall der Anlagen oder Rückbau derselben nach 25 Jahren; 4. Steuersitz der Gesellschaften am Erstellungsort. Alles analog dem Modell E.E.S. in Gondo und Simplon Dorf. Roberto Schmidt hat sich erfolgreich gegen diese Auflagen gewehrt. Auf der gleichen Wellenlänge reitet Ruedi Rechsteiner von den Industriellen Werken Basel. Der Schlaumeier will die Anlagen erst nach fünfzig Jahren heimfallen lassen.

Dummheit 2 — Seit zwei Monaten blockiert Roberto Schmidt mit seiner Walliser Elektrizitätsgesellschaft den Start der konkreten Planungsarbeiten in Grenchols. Er hätte längst einen von Beat Rieder und Aron Pfammatter ausgearbeiteten Aktionärsbindungsvertrag mit der Alpiq vorlegen müssen. Stattdessen dirigiert er lieber Operetten und streicht Raclette-Käse. Und jetzt tauchen mit Ruedi Kriesi und Renato Tami zwei neue Landkäufer auf, die uns in den Alpen über den Tisch ziehen wollen. Dies alles, weil Solaranlagen massiv übersubventioniert werden.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Europa droht seine Industrie zu verlieren

Inflation zehrt am Vermögen der Leute.
Die Energiekosten fressen die Margen auf.

Beat Gygi

Die jüngsten Meldungen aus der Wirtschaft sind wie schleichendes Gift. In der Euro-Zone und in Deutschland ist die jährliche Inflation auf 10 Prozent gestiegen, das ist unfassbar im doppelten Wortsinn. Zum einen mag man es immer noch nicht richtig glauben, dass die Preise plötzlich auf derart breiter Front in die Höhe schnellen, nachdem sie vorher jahrzehntelang geschlafen hatten. Zum andern kann man die Folgen gar nicht vollständig ermessen. Inflation blitzt überall auf, bei Baumaterialien wie verrückt, auch bei Autos, etwas zahmer beim Essen, und was das für das eigene Budget bedeutet, ist schwierig zu überblicken.

Klar, auf dem Papier kann man ausrechnen: 10 Prozent Jahresinflation heisst, dass eine Hunderternote nach sieben Jahren nur noch die Hälfte der heutigen Kaufkraft hat, Vermögen halbiert. Man wird quasi schleichend ausgeraubt, und das in einer Gesellschaft, die auf Eigentumsrechten beruht. Und unter der Decke der glitzernden Preisetiketten ist weniger Substanz vorhanden als früher. Vor allem weil in der Pandemie weniger produziert wurde als früher und sich die Leute dann plötzlich um die knappen Waren balgten. Zu viel vorher herumliegendes Geld stiess auf zu wenig Ware.



„Es hat immer Seitenstechen...“

Aber noch mehr: Der Ukraine-Krieg lähmt zusätzlich Produktions- und Liefermöglichkeiten, und schliesslich haben die westlichen Regierungen mit ihren Sanktionen gegen Russland ihren eigenen Produktionsapparat und die Energieversorgung massiv beschädigt, wie Selbstverstümmelung, am extremsten Deutschland. Was kommt jetzt auf Europa zu?

Corona-Störungen in China

Lars Feld, Ökonomieprofessor an der Universität Freiburg i. Br. und Direktor des Walter Eucken Instituts, sagt es so: «Nach den aktuellen Prognosen der Konjunkturbeobachter läuft Europa auf eine Rezession zu, und wie tief diese wird, hängt davon ab, was bei der Energie pas-

Die Konsumenten hielten sich vor allem bei langlebigen Konsumgütern zurück.

siert.» Die Angebotsseite sei durch Produktions- und Lieferprobleme beschädigt, auch wegen Corona-Störungen in China. In Europa komme es bei energieintensiven Unternehmen nun zu vorübergehenden Produktionsunterbrüchen, etwa bei Stahl, Aluminium, Giessereien. Grosse Aufmerksamkeit erregen Meldungen über Insolvenzen bei Bäckereien.

Und jetzt beginne auch die Nachfrageseite schwächer zu werden. Es sei kein Einbruch, aber die Konsumenten hielten sich vor allem bei langlebigen Konsumgütern zurück, um die Preissteigerungen zu verkraften. «Deutschland ist unter den europäischen Ländern das Schlusslicht», sagt Feld. Die Wachstumsprognosen fürs nächste Jahr bewegten sich zwischen minus 0,4 und minus 2 Prozent. «Das hängt davon ab, was beim Gas passiert.» Wenn der sogenannte Gaspreisdeckel komme, sei eine gewisse Erleichterung zu erwarten. Aber Feld verweist sogleich auf die Gefahren dieses Instruments: Frankreich, das seit längerem Preisbremsen bei der Energie kenne, müsse diese mit Schulden finanzieren und nun zu Ratio-



«Etwas resilienter, widerstandsfähiger»:

nierungen greifen, weil künstlich reduzierte Preise den Energiekonsum anheizten.

Und die Schweiz, wird sie im Sog von Deutschland mitgerissen? Nach der Einschätzung von Jan-Egbert Sturm, Leiter der Konjunkturforschungsstelle KOF an der ETH Zürich, wird eine Rezession in Deutschland zwar auch die hiesige Wirtschaft bremsen, aber er relativiert: «Der Schweiz wird wahrscheinlich eine Rezession erspart bleiben, es wird wohl eher eine Stagnationsphase geben im Winter, aus der wir dann allmählich wieder herauskommen. Die Schweizer Wirtschaft steht allgemein etwas besser da, ist etwas resilienter, widerstandsfähiger aufgestellt, daher wird es wohl in der Schweiz nicht ganz so schlimm kommen wie in Deutschland.»

Ein Wendepunkt für die Weltwirtschaft?

Die Schweiz sei wie eine Insel, denn, so Feld: «Europa gerät in eine Rezession, in China läuft es flau, die USA steuern mit den starken Zinssteigerungen auch auf eine Rezession zu. Alle drei Regionen auf ähnlichem Weg, das heisst Weltrezession.» Drückt die Zinswende in den USA denn so stark auf die Wirtschaft? Ja, und die müsse auch so wirken, denn die Wirtschaft sei massiv überhitzt. «Die Preissteigerungen der USA laufen den europäischen voraus und



Stahlbarren in der Produktion von Stahl Gerlafingen.

wirken auch inflationssteigernd auf Europa, etwa über die Energiepreise», meint Feld. Es seien noch einige Zinserhöhungsschritte notwendig.

Auch in Sachen Inflation seien die Weltregionen quasi synchron unterwegs. Für Deutschland liege die Inflationsprognose bei

Föllmi erwartet nicht, dass die Realzinsensubstanziell anziehen werden.

6 bis 10 Prozent für 2023, so Feld. «Das macht keinen Spass. In der Geldpolitik muss sich eine Wende ergeben.» Der wichtigste geldpolitische Zins der Euro-Zone betrage heute null Prozent, die Inflation praktisch 10 Prozent. «Das heisst, wir haben einen Realzins von etwa minus 10 Prozent. Die Geldpolitik muss viel restriktiver werden.»

Ist das ein Wendepunkt für die Weltwirtschaft? Zinspeitsche statt Geldregen? Bremse statt Gaspedal? Reto Föllmi, Ökonomeprofessor an der Universität St. Gallen, hält es für möglich, dass die Art und Weise, wie die Wirtschaftspolitik auf Probleme reagiert, jetzt einen Wechsel erfährt. «In den vergangenen gut zehn Jahren seit der Finanzkrise war

eigentlich fast alles auf eine Politik des billigen Geldes ausgerichtet, auf eine sehr lockere Geldpolitik. Das scheint jetzt allmählich zu enden, man kehrt eigentlich zurück zur Fiskalpolitik.» Das bedeutet im Prinzip: staatliche Zahlungen statt Geldschwemme, wenn es ums Stimulieren geht – mit allen Folgen für die öffentlichen Schulden, die dadurch weiter zunehmen werden.

Schuldenabbau durch Inflation

Aber selbst wenn man nun wieder positive Zinsen haben werde, so blieben sie wohl auf niedrigem Niveau. Föllmi erwartet nicht, dass die Realzinsen, also Zinsen minus Inflation, beziehungsweise Inflationserwartungen substanziell anziehen werden. «Die Gründe für die niedrigen Realzinsen sind ja nicht aus der Welt geschafft.» Die Überalterung vor allem drücke auf das Wachstum, und die Weltwirtschaft sei auch sonst weniger dynamisch als in den Nullerjahren.

Dann kommt der brisante Satz: «In der Fiskalpolitik sind zudem die Anreize gross, Schulden über Inflation abzubauen.» Inflation als Steuer, ein altes Rezept des zugriffigen Staates zur Enteignung der Bürger. Klar, die Zentralbanken sollten die Realzinsen erhöhen, um die Inflation zu bekämpfen, aber

völlig unabhängig von der fiskalpolitischen Seite seien wohl viele nicht.

Schuldenabbau durch Inflation – wird das jetzt einreissen? «Das wird sicher anhalten. Wenn im Euroraum 10 Prozent Inflation herrscht bei vielleicht 3 Prozent Zins, dann spricht man von 7 Prozent Schuldenabbau in einem Jahr. Das ist gewaltig.» Länder, die in der Finanzkrise und später in der Corona-Zeit Schulden erhöht hätten, könnten nun einiges davon loswerden. «Irgendjemand muss ja irgendwann die Zeche bezahlen», fügt Föllmi an.

Hoher Preis für Europa

Wachstumsschwäche, Vermögensverluste, Überalterung sowie Energiemangel, weil die Versorgung aus Russland ausfällt – wirft das Europa jetzt brutal zurück, droht eine Desindustrialisierung, weil die Unternehmen zu derartigen Kosten nicht mehr vernünftig wirtschaften können? Sturm sagt, es sei ein sehr hoher Preis, den Europa jetzt zahle. Früher oder später werde man sich anpassen können, aber das koste natürlich Substanz. Trotz allem werde man nachher wieder wachsen können, auch neue Lösungen finden. «Ich bin nicht dauerhaft pessimistisch, aber dass das hier seinen Preis hat, kann man nicht in Abrede stellen.»

Die Globalisierung werde sich weiterentwickeln, einfach auf eine etwas andere Art und Weise als bisher. Die Welt teile sich stärker in Blöcke auf, die Unternehmen müssten sich anders vernetzen als vorher. Einen deutlichen Rückgang des Welthandels erwarte er aber in den nächsten Jahren nicht. «Die vergangenen zwei Jahre haben eigentlich das Gegenteil gezeigt», sagt er. «Es wurden weltweit noch nie so viele Industriegüter transportiert und gehandelt wie heutzutage.»

Reto Föllmis Ansicht nach sollte man die jetzige Krisensituation nicht in die Zukunft extrapolieren. «Der Grundpreis für Öl ist ja weltweit für alle etwa gleich, und Europa ist tendenziell in qualitativ hochstehenden Produkten engagiert – und wenn die Kosten für alle steigen, sind solche Standorte eher im Vorteil.» Er sehe die unmittelbare Gefahr einer Desindustrialisierung nicht. Klar, die Schweiz sei in einer günstigeren Lage als etwa Deutschland.

Wie sieht es also Lars Feld? «Gerade Deutschland hat es immer wieder geschafft, sich anzupassen», meint er. Energieintensive Unternehmen hätten schon vor dem Krieg Erweiterungsinvestitionen im Ausland getätigt, Thyssenkrupp Stahl etwa in Schweden, weil dort die Energie billiger sei. Das Problem sei, dass Deutschland in der Energiepolitik einen Sonderweg gehe und damit die Kleineren schwer treffe, die weniger gut ausweichen könnten.

Tyrannie der Werte

Die Idee universalistischer Menschenrechte scheitert an der Wirklichkeit. Trotzdem hält der Westen kompromisslos daran fest.

Norbert Bolz

Wir haben uns daran gewöhnt, dass ständig Werte beschworen werden, die unsere Gesellschaft, ja die westliche Welt zusammenhalten sollen. Die Aggressivität solcher Appelle zeigt sich darin, dass Werte immer Unwerte negieren. Man kann nichts positiv bewerten, ohne anderes abzuwerten. Max Weber hat vom ewigen Kampf der Werte gesprochen. Aber man muss es noch schärfer formulieren. Schon bei dem Philosophen Nicolai Hartmann und dem Staatsrechtler Carl Schmitt ist zu Recht von einer Tyrannie der Werte die Rede. Aktuell ist Schmitts Einsicht, dass «die Äusserung äusserungsunwerter Meinungen zu unterdrücken» in der Logik der Werte liegt. Heute nennt man das Cancel-Culture.

Rousseaus Zivilreligion

Wenn die westliche Wertegemeinschaft beschworen wird, dann widerspricht das dem Selbstverständnis eines säkularisierten Staates. Es handelt sich um das Inkognito einer Religionsgemeinschaft. Schon bei Rousseau nimmt die sogenannte Zivilreligion auch die Form eines Wertefundamentalismus an, der intolerant ist, weil er ein Bekenntnis fordert und es nicht bei der Einhaltung von geltenden Gesetzen belässt. Gefährlich für die Freiheit wird es also, wenn Gesinnungsvorbehalte gemacht werden, die immer vom Subjektivismus des Zeitgeistes abhängig sind – heute ist das die Ideologie der «Wokeness». Der wertfühlende Einzelne lässt seinen Emotionen und seiner Unduldsamkeit freien Lauf.

Vom früheren Richter des Bundesverfassungsgerichts Ernst-Wolfgang Böckenförde stammt der Satz: «Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.» Diese «vor-rechtlichen Voraussetzungen» für ein Funktionieren des Staates wollte eben jene Zivilreligion Rousseaus schaffen. Das war schon eine Reaktion darauf, dass sich der christliche Staat aufgelöst hatte. Und erst das 19. Jahrhundert hat mit dem Nationalstaat ein erfolgreiches Nachfolgemodell entwickelt.

Durch die Weltkriege ist auch der Nimbus der Nation entzaubert worden. Deshalb sucht der säkularisierte Staat der Moderne eine neue

Legitimationsgrundlage in der «Wertegemeinschaft». Sie soll uns einerseits als eine Art Ersatz-Naturrecht aus der Nihilismus-Krise einer blossen positivistischen Legalität herausführen. Und andererseits nach den Schrecken des Nationalsozialismus die Sehnsucht nach verbindlichen sittlichen Massstäben erfüllen.

Diese «Wertegemeinschaft» versteht sich als universalistisch. Ihre Menschenrechte sollen für alle gelten, und ihre Werte wollen unstrittig sein.

Die westliche Welt schwankt zwischen Heuchelei und ethischem Imperialismus.

Kant hat das so begründet, dass «die Rechtsverletzung an einem Platz der Erde an allen gefühlt wird». Das ist – für uns! – im Zeitalter der Massenmedien evident. Aber wir müssen doch erkennen, dass die Unantastbarkeit der Menschenwürde und der Universalismus der Menschenrechte Verstandesmythen sind, die nur wir im Westen für zwingend halten.

Wir haben es hier mit dem Paradoxon der «universalistischen Perspektive» zu tun. Gemeint ist, dass das, was aus unserer Perspektive als «universal» erscheint, für die anderen nur als «westlich» erscheint. Deutlicher: Den westlichen Universalismus erfährt der Rest der Welt als Imperialismus. Das hat der Historiker Samuel Huntington sehr gut gezeigt.

Dass «universalistische Perspektive» ein Paradoxon, ja ein Widerspruch in sich ist, kann man

aber auch als kritische Selbstanwendung verstehen. Mit anderen Worten: Die abendländische Rationalität vollendet sich in der Einsicht, auch nur eine Perspektive zu sein, die einen blinden Fleck hat. Der ethische Universalismus wäre dann also das unaufhebbare Vorurteil des Westens. Denn man kann nicht alle Kulturen respektieren und gleichzeitig an der Universalität der Menschenrechte festhalten.

Den Humanitarismus des Westens hat der Philosoph Arnold Gehlen aber gerade durch die Kategorie der «acceptance» charakterisiert: Man nimmt jeden so, wie er ist – und entsprechend akzeptiert man auch jede Kultur so, wie sie ist. Man könnte von der Geburt einer Weltethik aus dem Trauma der Weltkriege sprechen. Dass der Erste Weltkrieg das Vertrauen der westlichen Welt in sich selbst zerstört hat, dass er nämlich «unseren Stolz auf die Errungenschaften unserer Kultur» gebrochen hat, notiert Freud schon im November 1915 in der Glosse «Vergänglichkeit».

Wir sitzen in der Falle

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Universalismus der Menschenrechte in der westlichen Welt dann unwiderstehlich. Man hat das vielfach aber «humanitaristisch» missverstanden, als folge aus der Gleichheit aller Menschen, dass wir allen Menschen auf der Welt gleichermaßen verpflichtet wären. Bei Licht betrachtet, muss man jedoch, erstens, einsehen, dass uns nicht alle gleich wichtig sind. Und zweitens, dass die politische Durchsetzung des ethischen Universalismus den Westen wieder zum Imperialismus zwingen würde.

So sitzen wir in der Falle des Universalismus der Menschenrechte, denn er ist unvollziehbar, aber wir können ihn offenbar nicht aufgeben. Seither schwankt die westliche Welt zwischen Heuchelei und dem, was Joseph Schumpeter «ethischen Imperialismus» genannt hat. Die Wertegemeinschaft bleibt ein Phantom.

Norbert Bolz ist emeritierter Professor für Medienwissenschaften an der TU Berlin. Zuletzt von ihm erschienen: «Keine Macht der Moral! Politik jenseits von Gut und Böse». Matthes & Seitz, 175 S., Fr. 24,90.



Ewige Optimistin

Melinda French Gates ist für mich eine Inspiration.
Was macht die Investorin so besonders?

Nena Schink

Wagen wir ein Gedankenexperiment: Stellen Sie sich vor, es würde in diesem Moment an Ihrer Haustür klopfen. Sie erwarten niemanden, aber öffnen die Tür. Vor Ihnen steht mit 1,68 Metern eine durchschnittlich grosse Frau mit sympathischen Gesichtszügen und schulterlangen braunen Haaren. Ihr Kleidungsstil: sportlich. Weisse Hose, pinkes Hemd, weisser Cardigan, weisse Tasche, flache Schuhe. Um ihren Hals hängt eine unauffällige silberne Kette mit einem Kreis. Nichts an ihrem unauffälligen Äusseren lässt vermuten, dass die grösste Investorin der Welt vor Ihnen steht. Doch es ist sie. Melinda French Gates, deren Auto stehengeblieben ist.

Nachdem Sie ihren Namen erfahren haben, registrieren Sie verblüfft, dass ihr nichts Arrogantes anhaftet. Ihr Wesen ähnelt vielmehr dem einer Ehefrau aus einer bodenständigen amerikanischen Vorstadt. Und das ist auch ein Teil von ihr. Nicht die Vorstadt, aber das Label «Ehefrau». Lange Jahre war Melinda French Gates die Ehefrau von Bill Gates, dem Microsoft-Titanen. Sie hatten sich in seiner Firma kennengelernt, wo sie als Projektmanagerin tätig war. Vorher hatte sie Informatik und Wirtschaft an der Duke University studiert. Mit ihrem Mann bekam sie drei Kinder.

Ihr Wesen strahlt Hoffnung aus

Doch ausschliesslich Mutter und Ehefrau war Gates nie. Gemeinsam mit ihrem Mann gründete sie 1999 die Bill & Melinda Gates Foundation. Zuvor hatte Bill Gates eine Stiftung mit dem Namen William H. Gates gegründet. Diese wurde in den heutigen Namen umbenannt. Ein emanzipatorischer Akt der damaligen Frau Gates. Damit stand sie auf Augenhöhe neben ihm. Heute ist ihre gemeinsame Stiftung die grösste private der Welt. Das Stiftungsvolumen beträgt 46,8 Milliarden US-Dollar. 2021 erfolgte dann die private Trennung von Melinda und Bill Gates, nach mehr als dreissig Jahren Ehe.

Melinda French Gates muss ein liebenswerter Mensch sein. Obwohl ihr Ex-Mann den Medien erklärte, dass er seiner Familie eine Menge Schmerzen bereitet hat, arbeitet sie weiter mit

ihm zusammen. Selbstverständlich nicht ohne ihre Eigenständigkeit als Investorin zu betonen. Seit der Trennung trägt sie neben dem Namen ihres Mannes ihren Geburtsnamen: Melinda French Gates. Darüber hinaus entschied sie sich, ihr Geld nicht mehr ausschliesslich über die Stiftung zu vergeben, sondern auch an andere Wohltätigkeitsorganisationen. Man darf beides als Befreiungsschlag werten.



Befreiungsschlag:
Philanthropin French Gates.

Die Anzahl der Auszeichnungen für ihre Arbeit: unzählige. Bereits seit 2004 zählt *Forbes* Melinda French Gates zu den mächtigsten Frauen der Welt. 2005 war sie gemeinsam mit ihrem Ehemann und dem U2-Sänger Bono «Person des Jahres» des *Time*-Magazins. 2016 zeichnete Präsident Barack Obama sie gemeinsam mit ihrem Mann mit der «Presidential Medal of Freedom» aus. French Gates hat alles erreicht, und doch hat sie noch viel vor. In den amerikanischen Medien wird sie als ewige Optimistin beschrieben. Ihr Wesen strahle Hoffnung aus.

Zurück zu unserem Gedankenexperiment: Nachdem French Gates ein Glas Wasser von Ihnen erbeten hat, setzt sie sich an den Küchentisch und erzählt Ihnen von ihrer neusten Investition: Sie wird eine Milliarde US-Dollar ihres eigenen Geldes für die Frauen in den Vereinigten Staaten investieren. Nun ist sie nicht die Einzige «Ex von» mit philanthropischen Ambitionen. Im Juli 2021 stellte Melinda French Gates gemeinsam mit MacKenzie Scott, der Ex-Frau von Amazon-Gründer Jeff Bezos, 40 Millionen Dollar zur Förderung von Frauen zur Verfügung.

Spenden und Risikokapital

Was macht Melinda French Gates also so besonders? Sie geht weiter als andere. Nicht nur in ihrem Ansinnen. Sondern auch in der Höhe ihrer Investments. Ihre Firma Pivotal, was im Deutschen «ausschlaggebend» bedeutet, hat

Melinda French Gates hat alles erreicht, und doch hat sie noch viel vor.

bereits Hunderte Millionen Dollar an mehr als 150 Organisationen verteilt, sowohl in Form von Spenden als auch in Form von Risikokapital.

French Gates erklärt Ihnen nun, dass es bei Pivotal darum gehe, «wie wir Frauen und Farbige in den Vereinigten Staaten schneller voranbringen können. Für mich kommt es darauf an, Schlüsselbereiche zu betrachten: Technologie, Finanzen, Medien, Politik. Sie erhalten mehr Gerechtigkeit in diesen vier Branchen und werden die gesamte Gesellschaft verändern.»

Die Haustür klingelt erneut. Das Taxi für Melinda French Gates ist da. Sie bedankt sich für das Wasser. Ohne viel Aufhebens entschwindet die grösste Investorin der Welt durch die Tür. Ich weiss nicht, wie es Ihnen nach unserem kleinen Gedankenexperiment geht. Aber für mich ist diese Frau eine Inspiration.

Nena Schink ist *Bild*-Journalistin, Moderatorin und Bestsellerautorin.

Bismarck am Bosphorus

Machtpolitisch virtuos spielt er Russland, die USA und Europa gegeneinander aus. Nun wartet auf Recep Tayyip Erdogan die schwerste Aufgabe: die türkischen Wahlen.

Soner Cagaptay

Washington, D. C.

Nationen, die einst grosse Imperien waren – etwa die Türkei, Russland, China und das Vereinigte Königreich –, haben oft ein verklärtes Bild von ihrer historischen Blütezeit. Das führt zu der Neigung, sich von Politikern inspirieren, mitunter auch manipulieren zu lassen, die diese Erzählung repräsentieren und bedienen. Wer die moderne Türkei verstehen will, muss einen Begriff von der imperialen Vergangenheit der Türkei haben. Denn das Bild, das Türken von ihrem Platz in der Welt haben, wird bis heute von einer romantischen Vorstellung vom Osmanischen Reich geprägt.

Recep Tayyip Erdogan, der Präsident der Republik, dominiert seit 2003 die türkische Politik. Er, der dreizehn Mal Wahlen gewann und in den vergangenen zwei Jahrzehnten seine Machtposition festigen konnte, ist der bedeutendste Politiker seit Mustafa Kemal Atatürk, der 1923 die moderne Türkei auf den Trümmern des im Ersten Weltkrieg geschlagenen Osmanischen Reichs errichtete.

Atatürk, General in der osmanischen Armee, war entschlossen, die moderne Türkei als säkularen, europäischen Staat aufzubauen. Nach der Absetzung von Sultan Mehmet VI. wandte

Trotz Militärhilfe für die Ukraine will Ankara die Beziehungen mit Russland nicht gefährden.

er sich immer stärker dem Westen zu. Indem er die staatliche Ordnung westlicher Länder übernahm, wollte er die Türkei auf einen Weg bringen, dessen Ziel der Grossmachtstatus war, der seinem Land rechtmässig zustünde.

Inspiziert von europäischen Vorbildern, setzte Atatürk eine strikte Trennung von Staat und Religion durch. Als Jakobiner regierte er das Land mit eiserner Hand bis zu seinem Tod im Jahr 1938. Er hinterliess einen laizistischen Staat, der auf den von ihm formulierten Prinzipien gründete, dem sogenannten Kemalismus.



«Neuer Atatürk»:
Präsident Erdogan.

Nachdem die Türkei 1950 ein demokratischer Mehrparteienstaat geworden war, hielten Atatürks demokratisch gewählte Nachfolger über Jahrzehnte an seinem säkularen Vermächtnis fest. Nach Ansicht dieser Kemalisten war Atatürks politische Ordnung zukunftsfähig und sollte unangetastet bleiben, auch wenn sich die ganze Welt im Umbruch befand.

Bis Erdogan auf der Bühne erschien. Atatürk regierte zwischen 1923 und 1938. Erdogan ist seit neunzehn Jahren an der Macht. Er hat grosse Teile von Atatürks Vermächtnis radikal zerschlagen oder umgebaut. In seiner Zeit hat sich das Land zu einer Autokratie entwickelt, die, Ironie der Geschichte, mehr an Atatürk erinnert als an die Türkei des ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts.

Als «neuer Atatürk» hat Erdogan die Türkei nach seinen Vorstellungen umgebaut. Das Land ist entschieden islamischer und konservativer geworden. Und Erdogans «neue Türkei» schaut

nicht mehr nach Europa, sondern wendet sich dem Nahen Osten zu. Indem sie Einfluss auf die Muslime in den ehemaligen osmanischen Provinzen im Nahen Osten und auf dem Balkan zu nehmen sucht, will die Türkei wieder zu einer Grossmacht aufsteigen.

Alte Rivalitäten

Mit dieser aussenpolitischen Vision konnte Erdogan rechtskonservative Wähler mobilisieren. Er befreite viele seiner konservativen Wähler aus der Armut und kann sich auf eine breite Anhängerschaft stützen, die ihn verehrt. Das Wirtschaftswachstum zwischen 2003 und 2018 hat der Türkei zu grossem Einfluss in der Region verholfen. Erdogan will die Früchte seiner errungenen Macht ernten.

Erdogan sah die arabischen Aufstände zwischen 2011 und 2013 als Chance für diese Vision. Er unterstützte die islamistische Muslimbruderschaft. Mit seiner Unterstützung für die Aufständischen in Syrien geriet er allerdings in Konflikt mit Russland und Iran, den historischen Widersachern der Türkei, die seine Politik als Bedrohung empfanden. Die alten Rivalitäten mit Moskau und Teheran brachen wieder auf. Dank der Nahost-Initiativen Erdogans steht die Türkei in der Region isoliert da und, abgesehen von Katar, ohne Freunde.

Vor allem die Beziehungen zu Ägypten und den nahöstlichen Monarchien, die an der Seite Saudi-Arabiens stehen, wurden durch Erdogans Unterstützung der Muslimbrüder während der arabischen Aufstände ernsthaft beschädigt. Und dass türkische Behörden den saudischen Kronprinzen wegen seiner Rolle bei der Ermordung des Journalisten Jamal Kashoggi ins Visier nahmen, machte die Sache nicht besser. Am Ende litten in dieser Zeit auch die Beziehungen zu Washington, weil Türken und Amerikaner unterschiedliche Ansichten zum syrischen Bürgerkrieg vertraten.

Doch nach dem gescheiterten Putsch 2016, als Präsident Putin (in kluger Voraussicht) als einer der ersten ausländischen Politiker Erdogan seiner Solidarität versicherte, kam es zu einer dra-

matischen Wende in den türkisch-russischen Beziehungen. Erdogan hat Putins Reaktion bis heute nicht vergessen. In der Folge verständigte man sich über eine Aufteilung der Macht in Syrien, Libyen und im Südkaukasus, wenngleich Ankara und Moskau bei zahlreichen regionalen Fragen weiterhin konträre Positionen vertreten, auch mit Blick auf das Schwarze Meer.

Ende Februar, nur wenige Tage nach dem russischen Überfall auf die Ukraine, sperrte die Türkei den Bosphorus für russische und ukrainische Kriegsschiffe. Diese Entscheidung stützte sich auf den Vertrag von Montreux (1936), wonach die Passage von Kriegsschiffen durch die Meerenge türkischer Kontrolle untersteht.

Auf den ersten Blick schien diese Massnahme ein neutraler Schritt zu sein, der sich gegen beide Kriegsparteien richtete. Tatsächlich aber zielte die Schliessung vor allem auf Russland, denn die Ukraine verfügte nur über ein Kriegsschiff und einige Patrouillenboote, die sich bereits im Schwarzen Meer befanden, während fast die Hälfte der russischen Mittelmeer- und Schwarzmeerflotte (mehr als vier Dutzend Schiffe) jenseits des Bosphorus eingesetzt war.

Diese Massnahme entspricht der Schwarzmeerpolitik Ankaras, die als «pro-ukrainische Neutralität» bezeichnet werden kann. Zwar sind die Türkei und Russland die führenden Militärmächte in der Region, aber Russland ist stärker und aus türkischer Sicht ein historischer Kontrahent. Dementsprechend betrachtet Ankara die anderen Schwarzmeer-Anrainerstaaten als notwendiges Gegengewicht zu Moskau und wird alles tun, um zu verhindern, dass die Ukraine Wladimir Putin in die Hände fällt. Das schliesst die Lieferung von Drohnen an die Ukraine und eine «neutrale» Interpretation des Montreux-Vertrags ein, was de facto zu einer Schwächung der russischen Marinepräsenz führt.

Gegengewicht zu Moskau

Trotz der Militärhilfe für die Ukraine legt Ankara Wert darauf, die Wirtschaftsbeziehungen mit Russland nicht zu gefährden. Da im nächsten Jahr in der Türkei gewählt wird, dürfte es Erdogan geboten erscheinen, den Handel mit Russland auszubauen und russische Touristen ins Land zu holen, um die türkische Wirtschaft noch vor dem Wahltermin zu stärken.

Erdogan wirbt auch um mehr russische Direktinvestitionen. Nach seinem Treffen mit Putin am 5. August bewilligte Moskau knapp fünf Milliarden Dollar zur Fertigstellung des Atomkraftwerks Akkuyu in der Südtürkei. Diese und andere Summen haben in der Regel einen Trickle-down-Effekt auf die türkische Wirtschaft und können Hyperinflation und anderen Problemen entgegenwirken. Angesichts wachsender Kritik im eigenen Land versucht Erdogan, einen Kurs zu steuern, der pro-ukrainisch, aber nicht explizit antirussisch ist und zugleich den türkischen Sicherheitsinteressen

im Schwarzen Meer sowie seinen eigenen politischen Interessen dient.

Kann Erdogan, der türkische Bismarck, dieser Virtuose der Machtpolitik, weiterhin Russland, die USA und Europa gegeneinander ausspielen und – angesichts einer geeinten, erstarkten Opposition – sogar die Wahlen 2023 gewinnen? Die Antwort ist in der wirtschaftlichen Lage der Türkei zu suchen. Sollte die Wirtschaft kollabieren und das Land gerettet werden müssen, könnte nur der Internationale Währungsfonds, in dem die USA die entscheidende Stimme haben, die erforderlichen Gelder bereitstellen. Die an diese Hilfe geknüpften Bedingungen müsste Erdogan dann akzeptieren.

Wenn sich die türkische Wirtschaft allerdings über Wasser hält – dank neuer Finanzspritzen

aus Russland und den reichen Golfstaaten, zu denen Erdogan Beziehungen auf neuer Grundlage herstellen möchte –, könnte er die Wahlen knapp gewinnen. Auch, indem er weitere autoritäre und populistische Massnahmen ergreift – gegen Frauen, gegen die LGBTQ-Bewegung, gegen kurdische Nationalisten, gegen Liberale, Linke und andere Oppositionelle. Wie immer man es dreht und wendet – die Wahlen 2023 werden die wichtigsten in der Türkei seit den ersten freien, demokratischen Wahlen im Jahr 1950 sein.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Soner Cagaptay ist Beyer Family Fellow und Direktor des Turkish Research Program am Washington Institute for Near East Policy und Autor von «A Sultan in Autumn. Erdogan Faces Turkey's Uncontainable Forces».

Offene Architektur | Auswahl der weltweit besten Aktien | Made in Switzerland

Die Performance wird von der Realwirtschaft und ihren Unternehmen erzielt.

Best of[®]
Erstklassige Vermögensverwaltung

GENÈVE ZÜRICH LAUSANNE BASEL LYON ANNECY PARIS DUBAI HONGKONG

bcge.ch/de/best-of

Best of ist eine Marke der "Banque Cantonale de Genève"-Gruppe.
Diese Anzeige wird ausschliesslich zu Informationszwecken veröffentlicht und stellt weder ein Angebot noch eine Empfehlung zum Kauf von Finanzprodukten oder zur Erbringung von Finanzdienstleistungen dar. Sie kann nicht als Grundlage für eine Anlageentscheidung dienen, die auf einer spezifischen und persönlichen Beratung beruhen muss. Transaktionen mit Anlagefonds unterliegen Steuergesetzen und -vorschriften in verschiedenen Rechtsordnungen. Es liegt in der persönlichen Verantwortung des Anlegers, sich darüber zu informieren und diese einzuhalten.

Euro-Turbos spielen Bundesrat

Einige Parlamentarier überrumpeln die Landesregierung und die Verwaltung. Sie wollen die EU-Rechtsübernahme und die Entscheidungsgewalt der Brüsseler Richter doch noch durchsetzen.

Christoph Mörgeli

Am 7. Oktober trafen sich einige Schweizer Parlamentarier mit einigen EU-Parlamentariern am oberen Zürichsee. Es handelte sich um jene Delegation des National- und Ständerats, die für die Beziehungen zur Europäischen Union und zum Europäischen Wirtschaftsraum zuständig ist. Man verabschiedete dabei eine «gemeinsame Erklärung», welche die Unterschriften von Benedikt Würth (Mitte), St. Galler Ständerat und Delegationspräsident, sowie des EU-Abgeordneten Andreas Schwab (CDU) aus Rottweil trugen. Man versicherte sich darin gegenseitig, dass zwischen der Schweiz und der EU «keine unüberwindbaren politischen Differenzen» bestünden.

Verpflichtung zum Zahlen

Im Weiteren erklärte man beidseits, dass die Schweiz im Sinne einer «ganzheitlichen Lösung» einen «angemessenen und wiederkehrenden finanziellen Beitrag» an die EU leisten müsse. Damit wären ständige Schweizer Kohäsionszahlungen für den EU-Marktzugang dauernd verankert, obwohl die EU vom Binnenmarkt mehr profitiert als unser Land. Die definitive Rechtsprechung durch die fremden Richter des Europäischen Gerichtshofs sei ebenfalls Teil des «Kompromisses».

Die Personenfreizügigkeit, so die Erklärung, müsse «ohne Einschränkung zur Anwendung kommen», schliesslich sei diese von den Schweizern in mehreren Volksabstimmungen bestätigt worden. Dass sich Volk und Stände 2014 beim Ja zur Masseneinwanderungsinitiative gegen diese Personenfreizügigkeit gestellt haben, bleibt unerwähnt. Im Prinzip geht es im Papier um nichts anderes als um die Wiederbelebung des Institutionellen Abkommens – mit automatischer Übernahme des EU-Rechts, Beseitigung von demokratischen Volksrechten und Anerkennung der EU-Richter.

Noch an ihrer ordentlichen Delegations-sitzung während der Herbstsession, die am 22. September über Mittag stattfand, wurde mit keinem Wort über den Inhalt der «gemeinsamen Erklärung» orientiert. Auch die Verwaltung des Aussendepartements, die unter anderem



Mitte-Nationalrätin Schneider-Schneiter.



Mitte-Ständerat Würth.



SP-Nationalrat Eric Nussbaumer.

mit Staatssekretärin Livia Leu am Treffen vertreten war, zeigte sich einigermaßen überrumpelt. Man geht davon aus, dass das Papier im Wesentlichen das Werk des süddeutschen EU-Parlamentariers Andreas Schwab ist, welches Ständerat Benedikt Würth für die Schweiz entgegennahm und unterschrieb. Jedenfalls ist diese «Erklärung» mit ihren zum Nachteil der Schweiz abgesteckten Eckpunkten keine Hilfe für die Schweizer Diplomatie, die noch

diese Woche in Brüssel wieder Verhandlungen aufnimmt.

Parlamentarische Anmassung

Euro-Turbos unter den Parlamentariern wie die Mitte-Politiker Benedikt Würth oder Elisabeth Schneider-Schneiter sowie der SP-Mann Eric Nussbaumer schreien schon lange Zeter und Mordio, weil der Bundesrat das Rahmenabkommen am 25. Mai 2021 versenkt hat. Doch im Grunde ist für dieses Dossier die parlamentarische Delegation überhaupt nicht zuständig. Zu verhandeln gab es nichts. Zu entscheiden gab es nichts. Zu beschliessen gab es schon gar nichts.

Denn die Aussenpolitik ist Sache der «obersten leitenden und vollziehenden Behörde des Bundes», also des Bundesrates. Gemäss Bundesverfassung, Artikel 184, «besorgt er die auswärtigen Angelegenheiten». Und weiter steht zur Kompetenz des Bundesrats: «Er vertritt die Schweiz nach aussen.»

Wenn sich jetzt eine Parlamentariergruppe anmass, an einer Zusammenkunft mit EU-Parlamentariern «die Schweiz» zu vertreten, handelt sie gegen die Verfassung. Die Volks- und Ständevertreter glauben zu Unrecht, sie hät-

Übernahme des EU-Rechts, Beseitigung von Volksrechten und Anerkennung der EU-Richter.

ten diese Kompetenz dank der «Nachführung» der neuen Bundesverfassung von 1999. Dort gibt es den ominösen «Mühlemann-Artikel» 166: «Die Bundesversammlung beteiligt sich an der Gestaltung der Aussenpolitik und beaufsichtigt die Pflege der Beziehungen zum Ausland.»

Dieser Einschub geht auf den freisinnigen Thurgauer «Schattenaussenminister» Ernst Mühlemann (1930–2009) zurück, der an der aussenpolitischen Bedeutungslosigkeit des Parlamentes litt. Aus diesem Verfassungsartikel lässt sich allerdings keine Lizenz für eine eigenständige parlamentarische Aussenpolitik ableiten. Und schon gar keine offizielle Vertretung der Schweiz gegen aussen.

Die Quereinsteiger von der NZZ

VR-Präsidenten der NZZ kommen nie aus der Medienbranche. Mitunter geht das gut, mitunter nicht.



Isabelle Welton, die neue Verwaltungsratspräsidentin der NZZ-Gruppe, kann etwas, das ihre über dreissig Vorgänger im Amt nicht konnten. Sie weiss, wie man das Wort Kommunikation buchstabiert.

Isabelle Welton ist die erste Frau an der Spitze der NZZ, 242 Jahre nach deren Gründung. Und sie ist die erste VR-Präsidentin, die zumindest etwas Berufserfahrung in der Welt der Medien hat. In drei Unternehmen war sie in der Schweiz zuständig für die Kommunikation, bei der Bankengruppe EFG, bei der Zürich-Versicherung und bei IBM.

In ihrer Karriere nannte sich Isabelle Welton erst Isabelle Lalive d'Épinay, dies nach ihrem Geburtsnamen. Die Lalives sind eine Sippe mit bekannten Ärzten und Unternehmern. Thierry Lalive d'Épinay etwa, der langjährige VR-Präsident der SBB, ist ihr Onkel.

EFG, Zürich, IBM. In einem Medienunternehmen aber hat Welton-d'Épinay nie gearbeitet. Das hat Tradition bei der NZZ. Hier gilt die eiserne Regel, dass VR-Präsidenten alles dürfen, nur eines dürfen sie nicht. Sie dürfen in der Medienbranche kein Know-how haben.

Die Vorgänger der neuen Präsidentin waren, wie gewünscht, im Mediengeschäft denn reine Amateure. Weltons Vorgänger etwa, der Pharmazie-Unternehmer Etienne Jornod, hatte von den Mechanismen der Medienindustrie nicht die geringste Ahnung, als er seinen Posten als VR-Präsident antrat. Vor ihm war es nicht viel anders. Da sassen auf dem Präsidentenstuhl der FDP-Nationalrat Franz Steinegger, der Privatbankier Konrad Hummler, der Wirtschaftsprofessor Conrad Meyer, der FDP-

Regierungsrat Eric Honegger und die FDP-Nationalräte und Unternehmer Ulrich Bremi und Hans Rüegg.

Als sie im Verwaltungsrat ankamen, kannten sie sich im Medienmarkt nicht aus, und sie kannten sich in der NZZ nicht aus. Als sie dann abtraten, kannten sie sich in der NZZ aus. Ob sie sich dann auch im Medienmarkt auskannten, ist nicht so sicher. Denn die NZZ ist in der Branche ein sehr spezieller Sonderfall.

Die Personalpolitik an der Spitze der NZZ ist also eher kurios. Manchmal führt sie zu kolosalen Fehlern, manchmal aber auch zu überraschenden Neuorientierungen.

Das Haus NZZ ist heute strategisch äusserst klar aufgestellt, und die Gewinnmarge ist stabil.

salen Fehlern, manchmal aber auch zu überraschenden Neuorientierungen.

Ein gutes Beispiel ist Etienne Jornod, der als Präsident nun abtritt. Als er 2013 begann, machte die NZZ-Gruppe einen Jahresumsatz von 520 Millionen Franken. Heute sind es noch rund 260 Millionen, also die Hälfte. Auf den ersten Blick ist das eine miserable Bilanz.

Auf den zweiten Blick wird es interessant. Jornod verkaufte die beiden NZZ-Regionalverlage der *Luzerner Zeitung* und des *St. Galler Tagblatts* an die Mediengruppe von CH Media. Er tat es, weil er nicht daran glaubte, dass er mit einem Verbund von bloss zwei Titeln im kostenintensiven Regionalmarkt eine langfristige Perspektive hatte. Mit dem Verkauf halbierte er der NZZ-Gruppe den Umsatz.

Stattdessen fokussierte Jornod nun voll auf das Stammblatt *Neue Zürcher Zeitung*, mit dem er erfolgreich ins Ausland expandierte. Die digitale Deutschland-Ausgabe der NZZ hat denn schon 30 000 zahlende Abonnenten, und man ist bereits profitabel. Das Haus NZZ ist heute strategisch klar aufgestellt, und die Gewinnmarge ist stabil. Ich glaube nicht, dass ein Medien-Insider als VR-Präsident dieselbe mutige Strategie wie der Quereinsteiger Jornod gewagt hätte.

In anderen Fällen aber vermässelten die VR-Präsidenten mangels Fachkenntnis strategisch wichtige Entscheide. Besonders gut kann man das am Beispiel der Rubrikenmärkte aufzeigen.

Die NZZ war als Zeitung immer schon führend bei den Anzeigen für gehobene Immobilien und gehobene Stellen. Hier machte man Jahr für Jahr Cashflows im zweistelligen Millionenbereich. Nach dem Jahr 2000 wanderte dieses Geschäft zunehmend ins Internet.

VR-Präsident und Wirtschaftsprofessor Conrad Meyer erkannte diesen Wandel nicht. Das Angebot an die NZZ-Gruppe, die führende Immobilienplattform Homegate.ch zu übernehmen, schlug er darum aus. Einige Jahre später hatte VR-Präsident und Privatbankier Konrad Hummler die Möglichkeit, bei der führenden Stellenplattform Jobs.ch einzusteigen, doch auch sein VR packte die Chance nicht. Als Folge davon ist das frühere Bombengeschäft mit Immobilien und Stellen bei der NZZ heute völlig ruiniert.

Wenn man Quereinsteiger zum NZZ-Präsidenten wählt, dann gibt es eben stets zwei Möglichkeiten. Manchmal denken sie quer und manchmal verquer.

Liebe ist die letzte Provokation

Die Logik des Kriegs ist dem Schlachtfeld entwachsen und in der Öffentlichkeit allgegenwärtig. Höchste Zeit, an die radikale Friedensbotschaft des Christentums zu erinnern.

Sylvie-Sophie Schindler

Wenn deutsche Politiker äussern, sie hätten Sorge, die Bevölkerung könnte kriegsmüde werden, dann frage ich mich, in welcher Welt ich eigentlich lebe. Mehr als verstörend ist auch, dass pazifistisches Nachdenken permanent diffamiert wird. «Wir folgen nicht dem makabren Tanz der Todeshändler, andernfalls werden wir in Europa keinen gerechten Frieden haben, sondern, wie Kant sagt, den ewigen Frieden der Friedhöfe und des Todes», sagte Donatella Di Cesare in einem Statement auf dem Youtube-Kanal der NGO Emergency – Empörung und Shitstorm waren der italienischen Philosophin sicher.

Angst vor Beifall

Bellizistische Logik findet man keineswegs nur auf dem Schlachtfeld. Auch die Gesellschaft, bekräftigt durch ein polit-mediales Aufwiegler-Kollektiv, ist meisterhaft in ihrem militanten Furor, man denke nur an feindbildstützende Parolen wie «Man muss sich abgrenzen» oder «Kein Applaus von der falschen Seite». Wohin das führt, darauf verwies Hans Magnus Enzensberger in einer 1962 erschienenen Essaysammlung: «Die Angst vor dem <Beifall von der falschen Seite> ist nicht nur überflüssig. Sie ist ein Charakteristikum totalitären Denkens.» Und: «Die einzig in sich stimmige Welt ist die totalitäre.» Allein, Wokismus-Prediger schreckt das nicht.

Eine totalitäre Welt? Nie wieder. Was stattdessen? Was braucht diese Welt eigentlich? Ist es überhaupt erlaubt, nach Martin Luther King noch die ganz grossen Träume zu träumen? Und was ist ihr Inhalt? «Wird aus diesem Weltfest des Todes, auch aus der schlimmen Fieberbrunst, die rings den regnerischen Abendhimmel entzündet, einmal die Liebe steigen?», endet Thomas Manns «Zauberberg». Eine verzweifelte Hoffnung angesichts des Blutbads des Ersten Weltkrieges, durch das der grosse Schriftsteller seinen Protagonisten Hans Castorp stolpern lässt, mal das «Gesicht im kühlen Kot», mal «die Spitze des Säbels auf dem Bauch».

Die Liebe also. Auf sie gilt es weiterhin zu hoffen. Im öffentlichen Diskurs schweigt man



Geburt des Homo amans.

sie allerdings tot. Als existierte sie nicht. Oder allerhöchstens als Verschwörungstheorie unter Traumtänzern in strahlend weissen Gewändern. Dafür singt man euphorisch das Schwere-Waffen-Mantra. Und es beschallen Markus Lanz und Co. ihre Zuhörerschaft mit einem Panzerhaubitzen-Talk nach dem anderen und glorifizieren dabei en passant Killermaschinen, die

«Liebet eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen», predigte Jesus.

bis zu zehn Granaten pro Minute abfeuern. Ein öffentlich-rechtlicher Überbietungswettbewerb in Vernichtungsfantasien. Nur: Wissen sie denn, was sie tun? Und: Wer öffnet sein Herz?

Spreche ich von Liebe, dann nicht von der verkitschten Version, die nur einen Klick entfernt in Streamingdiensten wie Netflix angeboten wird. Und von der sich, erschreckend genug, immer mehr Paare infizieren lassen – Hochzeitsmessen sind ein wahres Eldorado des Schmonzetten-Klimbims. Was aber verbirgt sich hin-

ter der Rosa-Wolken-Inszenierung? Kommt da noch was? Wie begabt sind Menschen überhaupt für die Liebe? Einen in die Tiefe führenden Liebesbegriff, der durchaus viel abverlangt, untersuchten die Philosophen und Einander-Liebenden Hannah Arendt und Martin Heidegger. In einem regen Briefwechsel versuchten sie sich an Modifizierungen des Augustinus-Zitats «Amo: Volo ut sis», wonach der Liebende sich befähigt, zu dem anderen zu sagen: «Ich liebe, das bedeutet, ich will, dass du seist, wer du bist.» Gemäss Heidegger geht es darum, das Gegenüber «in seinem Sosein und Dasein bejahend zu lassen». Das führe zu der Überlegung: «Wie bereit ich's, dass du wohnst im Wesen?»

Mündigkeit des Herzens

Fassen wir dieses Ideal der Liebe, wie sie unter zweien sich entfalten kann, grösser. Und denken wir sie ausserdem über Familie und freundschaftliche Gruppen hinaus, hin zur Welt. Sind Menschen fähig, sich zu einem Plural zusammenzufinden, dessen Grösse und Komplexität den vertrauten Kreis übersteigt, und zwar als solche, die einander liebend bejahen? An-

ders gefragt: Wie steht es um die Mündigkeit des Herzens? Die des Verstandes gilt, so heisst es seit dem 18. Jahrhundert, zumindest für alle, die mitmachen wollen. Mit der Aufklärung spätestens hat sich der Mensch aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit befreit, also aus seinem Unvermögen, seinen Verstand ohne Lenkung von aussen zu nutzen. In Anbetracht der Weltenlage ist freilich fraglich, ob ihm das umfassend genug gelungen ist. Adäquat liegt nahe, dass es auch mit der Mündigkeit des Herzens nicht so weit her ist.

Es ist nicht schön, am Menschen zu zweifeln. Man sollte es besser wie Friedrich Nietzsche halten und ihn hin zum Höchsten denken. Das freilich erfordert eine Definition. Denn es soll Nietzsches Konzept des «Übermenschen», das er als «Rettung für die Menschheit» postulierte, hier nicht weiterverfolgt werden, sondern lediglich die Auffassung, dass der Mensch, als der er sich zeigt, noch nicht an sein Ende gekommen ist. Zudem, Nietzsches Übermensch kann nicht in einem christlichen Kontext situiert werden – doch genau darauf steuert mein Nachdenken zu. Wird doch der Homo amans, der Mensch als Liebender, nirgendwo mehr beworben als im Christentum. Man mag sagen, alle Kamellen, längst überholt, und dann noch die traditionelle und oft auch berechtigte Klage über die katholische Kirche dazupacken, doch halt, es verhält sich vielmehr so, dass man, wie der Schriftsteller Max Frisch in seinen Briefen, fragen muss: «Wann fängt das Christentum endlich an?»

Algorithmus und Empathie

Ein Affront? Das Gute, das zwischen Menschen geschieht, ihr stetes Bemühen, soll damit nicht kleingeredet werden. Doch: Da geht noch mehr. In der Bergpredigt interpretiert Jesus das Gebot der Nächstenliebe radikal: «Liebet eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen.» Denn: «Wenn ihr nur zu euren Brüdern freundlich seid, was tut ihr Besonderes?» Nicht zu vergessen: «Wenn dich jemand auf deine rechte Backe schlägt, dem biete die andere auch dar.»



„Ein Singvogel scheint es nicht zu sein...“

Es hat sich durchgesetzt, ob solcher Appelle von Zumutung zu sprechen. Ohnehin wird dem Christentum vorgeworfen, es sei eine stete Überforderung. Als lege es dieses geradezu darauf an, jeden mit seinem Scheitern zu konfrontieren, das ob der hohen Ansprüche zwangsläufig folgen muss.

Ich habe mir angewöhnt, es sportlich zu nehmen, wenn ich als Homo amans nicht immer brillieren kann. Das heisst nicht, dass ich leichtfertig damit umgehe, aber ich muss deshalb nicht in Sack und Asche gehen. Jede nächste Begegnung gibt mir eine nächste Gelegenheit, Nächstenliebe zu leben. Ich mache das nicht,

Jede nächste Begegnung gibt mir eine nächste Gelegenheit, Nächstenliebe zu leben.

um Gott zu gefallen, ich will nicht als «guter Mensch» beklatscht werden, sondern, ganz pragmatisch, mich überzeugt schlichtweg kein anderer Weg. Denn «wenn ich mit Menschen und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich prophetisch reden könnte und wüsste alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, sodass ich Berge versetzen könnte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.» So heisst es sehr treffend im sogenannten Hohelied der Liebe.

Mit künstlicher Intelligenz kann der Mensch nicht mithalten. Man denke nur an den selbstlernenden Algorithmus Alphazero, der nur vier Stunden brauchte, um eine übermenschliche Spielstärke im Schach zu erreichen. Geht es hingegen um Liebe, schauen KI-Systeme ziemlich alt aus. Mögen sie auch qua Programmierung Empathie und Zuwendung zeigen – es handelt sich, selbst wenn Transhumanisten das anders einordnen, immer um Simulationen. Und simulierte Liebe ist: keine Liebe.

Einsteins Definition von Wahnsinn

Was aber ist: Liebe? Müssen wir das überhaupt so genau wissen, oder sollten wir nicht einfach draufloslieben, so gut wir eben können? Jedenfalls, dass uns die Befähigung dazu von Robotern unterscheidet, liesse sich nachgerade als Aufforderung verstehen. Doch wie stellen wir es an, es darin zu einer, sagen wir mal, Meisterschaft zu bringen? Vielleicht über Subtraktion: indem wir entfernen, was uns hindert zu lieben. Rechthaberei beispielsweise. Kann weg. Die Tyrannei der Übereinstimmung. Auch weg damit. Denn erst über die Erkenntnis, dass der andere von mir verschieden ist, lässt sich, da ich immer damit rechnen muss, selbstverständlicher mit der anderen Meinung umgehen. Oder anders: Die Annahme, der andere sei mir ähnlich, also die Idee der Verschmelzung, wozu

die meisten neigen, führt bei abweichenden Positionen viel schneller dazu, den anderen als Bedrohung wahrzunehmen.

Die Welt der Bedingungen – «Wenn, dann» – hört auf, zu existieren, wenn man liebt, auch Feindbilder kommen nicht mehr vor; niemand braucht sich angegriffen zu fühlen, niemand muss sich verteidigen. Und: Es gibt keine Abstufungen. Man liebt nicht diesen einen Besonderen, sondern jeden, der vor einem steht. Bisschen viel verlangt? Mag sein. Doch genau darum geht es. Liebe ist, so besehen, die wohl noch einzig verbleibende Provokation. Weil wir dazu alles, aber auch wirklich alles aufbringen, uns anstrengen, über uns hinauswachsen müssen. Wer auf andere schießt, sei es mit Worten oder mit Waffen, was leistet der schon? Es ist das Konzept für die Bequemen, die Fantasielosen. Die wider besseres Wissen reflexartig Menschheitsgeschichte wiederholen.

«Die Definition von Wahnsinn ist, immer wieder das Gleiche zu tun und andere Ergebnisse zu erwarten.» Das soll Albert Einstein gesagt haben, gleichwohl es nicht eindeutig belegt ist. Nichtsdestotrotz: Es stimmt.

Sylvie-Sophie Schindler ist Philosophin und Schriftstellerin in München.

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital oder beides?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?



Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

www.vermoegenszentrum.ch



Glanz und Elend einer Schweizer Ikone

Die Credit Suisse steckt in einer Existenzkrise. Verantwortlich ist der Verwaltungsrat. Die Strategie war falsch, das Risikomanagement stümperhaft, die Bonuskultur zerstörerisch.

Hans Geiger

Seit 2006 präsentiert sich die Credit Suisse mit ihrem Logo in Form eines doppelten Segels. Es «symbolisiert die Transformation der CS in eine integrierte globale Bank».

Für den Zuschauer steht das Logo heute für ein Schiff, das sich mit zu viel Segeln im Sturm durch unruhiges Gewässer kämpft. Nicht nur schweizerische Beobachter folgen der stürmischen Fahrt mit Sorge und Verwunderung. Auch die internationale Presse berichtet rund um den Globus im Tagesrhythmus, die Online-Medien überbieten sich im Stundentakt mit Gerüchten. Das *Wall Street Journal* schreibt: «Die Credit Suisse hat sich in einem Wettlauf nach unten unter den grossen, aber schwachen europäischen Banken an die Spitze gesetzt.»

Die grossen Rating-Agenturen haben die CS bisher nicht zurückgestuft. Moody's publizierte jedoch eine Verlustschätzung von drei Milliarden Dollar für das laufende Jahr. Die Bankenaufsicht Finma attestiert der Bank genügend Eigenkapital und Liquidität.

Zeichen des Marktes

Die Zeichen des Marktes lassen an der Sturmstärke keinen Zweifel: Der Aktienpreis sagt, wie viel die Bank den Anlegern wert ist. Fast nichts mehr: In fünf Jahren ist der Wert um 75 Prozent gefallen, im laufenden Jahr 52 Prozent, im letzten Monat 11 Prozent. Im Vergleich zum Konkurrenten UBS sind das für alle Phasen vernichtende Zahlen. «Eigentlich» müsste die Bank mindestens so viel wert sein, wie sie in der Bilanz Eigenkapital ausweist. Tatsächlich beträgt der Börsenwert nur rund 20 Prozent des ausgewiesenen Eigenkapitals.

Eine zweite Frage ist, wie die Finanzmärkte die Risiken eines Verlustes für die Gläubiger der Bank einschätzen. Sehr hoch: Der Preis einer Kreditversicherung im Markt (Credit Default Swap, CDS) ging neulich durch die Decke. Er ist im Falle der Credit Suisse fast doppelt so hoch wie im Höhepunkt der Finanzkrise 2008/09.

Die Bankleitung hat für den 27. Oktober eine Information über den Stand und die künftige Strategie angekündigt. Sie steht aber unter enor-



Vernichtende Zahlen: Ex-Präsident Rohner.

mem Druck, frühzeitiger zu informieren. Dass die Leitung unter Verwaltungsratspräsident Axel Lehmann und dem CEO Ulrich Körner erst seit kurzem am Steuer des Schiffs steht, wird den beiden von den Medien nicht angerechnet.

Die Bank kämpft Tag für Tag ums mediale Überleben. So informierte sie kürzlich über den beabsichtigten Verkauf des Hotels «Savoy» am Zürcher Paradeplatz, und sie kündete den Rückkauf von rund drei Milliarden Franken eigener Anleihen an, zu einem Preis, der deutlich über dem Marktpreis, aber unter dem Nominalwert liegt. Wenn sich die Obligationäre wirklich Sorge machen um die zukünftige Rückzahlung ihrer Anleihe, müssen sie das Angebot annehmen. Falls die Anleger nicht darauf eingehen, zeigt dies, dass die Panikpreise am CDS-Markt nicht berechtigt sind.

Immerhin, die zwei Massnahmen haben am Markt für ein kurzfristiges Umdenken gesorgt:

Letzte Woche ist der Preis einer CS-Aktie um 12 Prozent gestiegen, bei der UBS blieb er konstant.

Die Ursachen der Krise sind klar, es sind deren drei: Die Strategie ist falsch, das Risikomanagement hat versagt, das Bonussystem hat die Kultur der Bank zerstört.

— **Strategie:** Die Bank hat in den letzten Jahren ein viel zu grosses Investment-Banking geführt. Die Investment Bank beschäftigte mehr Leute, mit höheren Löhnen, beanspruchte mehr Kapital, hatte das schlechteste Ertrags-Kosten-Verhältnis aller Sparten. Die Investment Bank verdiente insgesamt nichts für den Aktionär, sondern nur für das eigene Personal.

— **Risikomanagement:** In den letzten Jahren, und heute noch, macht die Bank mit riesigen Verlustfällen und Rechtshändeln von sich reden. Allein im letzten Jahr musste die Credit Suisse in einem einzigen Fall (Archeegos) über vier Milliarden Franken als Verlust verbuchen.

— **Bonuskultur:** In den letzten acht Jahren hat die Bank insgesamt einen Gewinn vor Boni von 28 Milliarden Franken erwirtschaftet. Davon hat sie fast alles (94 Prozent) als Boni ans Management ausgeschüttet, lediglich 6 Prozent (1,7 Mrd. Fr.) gingen an die Aktionäre. Das ist für einen Kapitalisten ein vernichtendes Zeugnis. Bei der UBS gehen immerhin rund 60 Prozent des Gewinns vor Bonus an die Aktionäre, und der Bonus pro Mitarbeiter ist in allen Jahren deutlich geringer als bei der Credit Suisse. Geradezu skurril ist die Aussage des Vorsitzenden des Vergütungsausschusses der CS: Er schreibt im Bericht zu 2021, dass «die Division Investment Bank im Jahresvergleich eine hervorragende Performance erzielte», einfach unter Ausklammerung der gigantischen Archeegos-Verluste. Schlimmer könnte das Signal aus dem Verwaltungsrat nicht sein.

Schuld am Debakel ist der Verwaltungsrat. Gemäss Bankengesetz ist er verantwortlich für «die Oberleitung, die Aufsicht und die Kontrolle». Die Oberleitung bestimmt die Unternehmensstrategie und die wesentlichen Unternehmensziele. Und sie wählt die Führungskräfte.

Die Aufsicht umfasst die Überwachung der Geschäftsleitung und stellt die Compliance in der Bank sicher. In der Kontrolle sorgt der Verwaltungsrat für ein geeignetes Risiko- und Kontrollumfeld und ein wirksames internes Kontrollsystem. Dazu dient ihm auch die interne Revision und die externe Prüfgesellschaft.

Neue Stunde der Wahrheit?

Während zwölf Jahren stand der Verwaltungsrat unter dem Präsidium von Urs Rohner. Dass ihm die Hauptschuld am CS-Desaster zukommt, hat ihm kürzlich die Titelgeschichte in der *Bilanz* eingetragen. Der Jurist Rohner legte zu viel Wert auf seine weisse Weste und zu wenig auf die Farbe der Weste seiner Bank. Vergleichbare Verantwortung tragen nur noch diejenigen, die ihn ins Präsidium gehievt haben.

Dass die Credit Suisse heute in einer Existenzkrise steckt, hat wohl damit zu tun, dass sie die Finanzkrise von 2008/09 unbeschadet überstanden hat, im Gegensatz zur UBS, die massive Staatshilfe in Anspruch nehmen musste. Hochmütig hat die CS es in der Folge verpasst, ihre Strategie anzupassen.

Dabei hätte die Bank in ihrer eigenen Geschichte Anschauungsmaterial gefunden, wie man hochmütig in eine potenziell tödliche Krise geraten kann. Schon in den siebziger Jahren trat die Bank mit einem nautischen Logo, einem Anker, auf, verbunden mit dem Motto

Hochmütig hat es die CS nach der Finanzkrise verpasst, ihre Strategie anzupassen.

«Verankert im Vertrauen». Und dann, im April 1977, geriet die Bank infolge krimineller Machenschaften in der Filiale Chiasso im Umfang von rund 2,5 Milliarden Franken, was fast dem ganzen Eigenkapital der Bank entsprach, in existenzielle Probleme. Dass die kriminellen Aktivitäten fünfzehn Jahre lang unentdeckt andauern konnten, hatte viel mit Hochmut in Verwaltungsrat und Geschäftsleitung zu tun und mit dem in den Filialleiter gesetzten «verankerten Vertrauen».

Mit einer neuen Strategie, hoher Disziplin und Bescheidenheit gelang es der Bank, wieder gesund, schlagkräftig und erfolgreich zu werden. Die Grundlage wurde nach wochenlangem eisernem Schweigen in einer ausserordentlichen Generalversammlung am 24. Juni 1977 gelegt. Damals schlug die Stunde der Wahrheit.

Möge dies auch am 27. Oktober dieses Jahres passieren. Dann kann die Bank das doppelte Segel und ihren Anspruch als «integrierte globale Bank» streichen.

Hans Geiger trat 1970 in die damalige Schweizerische Kreditanstalt ein, kam 1987 in die Generaldirektion und verliess die Credit Suisse 1996. Anschliessend war er Finance-Professor an der Universität Zürich.

Pleiten, Pech und Putin?

In Deutschland lassen sich die Signale, die auf gezielte, staatlich gelenkte Sabotage hindeuten, kaum noch ignorieren.

Ralf Schuler

Es klang wie eine der inzwischen fast schon gleichmütig hingenommenen Chaosmeldungen der Deutschen Bahn: Bahnverkehr in ganz Norddeutschland lahmgelegt. Doch hinter den Kulissen der Sicherheitsbehörden lief die Kommunikation am Samstagvormittag im Alarmmodus. Denn der Ausfall zweier zentraler Steuerungsleitungen der Bahn war keine Panne, kein Versehen und keine der üblichen Ermüdungen am Material.

Schon nach dem ersten Augenschein war den Experten klar, dass in Herne (NRW) und Berlin Profis am Werk gewesen waren, die gezielt nicht nur auf das durchaus geschützte Bahngelände vorgedrungen waren, sondern auch die beiden entscheidenden, wichtigsten Glasfaserleitungen durchtrennt hatten, ohne die der Bahn im gesamten Norden der Zentralnerv fehlt.

Besonders alarmierend: Das System war wegen seiner Wichtigkeit doppelt verlegt, um für Notfälle mit einem zweiten Netzwerk gerüstet zu sein. Die Angreifer wussten das und kappten auch hier die Anschlüsse.

Guerilla-kriegerisches Vorgehen

Bei den deutschen Sicherheitsbehörden jagen sich seitdem auf geschützten Leitungen die Krisenkonferenzen. Eine Chat-Gruppe der SPD-Innenminister etwa einigte sich am frühen Montagmorgen darauf, einen Anfälligkeitatlas der sensibelsten Punkte deutscher Infrastruktur zusammenzustellen. Denn die Signale, die auf gezielte, staatlich gelenkte Sabotage hindeuten, lassen sich inzwischen kaum noch igno-

rieren. So legte etwa ein Kabelbruch die Stromversorgung der dänischen Insel Bornholm zum schwedischen Festland lahm, und auch die Explosionen der Gasleitungen Nord Stream 1 und 2 könnten hier auf eine Art Guerilla-kriegerisches Vorgehen fremder Mächte hindeuten.

Bei den deutschen Behörden geht der Verdacht dabei vor allem in Richtung Russland. Das hat auch mit der Sozialisierung von Präsident Wladimir Putin zu tun, der aus seiner Verachtung für die mangelnde Wehrhaftigkeit des Westens nie einen Hehl gemacht hat. Schon zu Sowjetzeiten galt es im Ostblock, besonders aber in Russland, als eine Art aus der Not geborene Tugend, die technische Rückständigkeit durch Härte im Nehmen zu kompensieren. Man mochte über russische Röhrentechnik lächeln, aber gegen magnetische Störfelder hielten sie länger durch als die Hightech-Schaltkreise des Westens.

Sabotage an Infrastruktur passt zudem zum klassischen tschekistischen Vorgehen, benannt nach dem KGB-Vorläufer Tscheka, das auch die Standards der DDR-Stasi setzte. So war das Besetzen oder Zerstören von Bahnhöfen oder Elektrizitätswerken bereits in der Oktoberrevolution erfolgreich praktiziert worden. In der DDR galt deshalb die Infrastruktur insgesamt als Sicherheitszone und durfte, einschliesslich Bahngleisen, nicht fotografiert werden.

Deutsche Sicherheitsexperten sehen in den Vorfällen bei der Bahn Vorboten eines möglichen Kriegs gegen die kritische Infrastruktur, dessen Dramatik man sich in der Öffentlichkeit noch kaum vorstellen kann. Ein Treffer an Europas grösstem Internetknoten in Frankfurt am Main beispielsweise würde nicht nur heimisches WLAN ausschalten, sondern auch sämtliche netzgesteuerten Wirtschafts-, Produktions-, Versorgungs- und Dienstleistungskreisläufe.

Offiziell hält man sich bedeckt. Wie sagte der frühere Bundesinnenminister Thomas de Maizière (CDU) doch einst in anderem Zusammenhang: «Teile dieser Antworten würden die Bevölkerung verunsichern.»

Ralf Schuler leitet die Parlamentsredaktion von *Bild*.



Strippenzieher im Weissen Haus

Joe Bidens Aussetzer häufen sich. In der gefährlichsten globalen Krise seit Jahren drängt sich die Frage auf: Wer lenkt den US-Präsidenten? Die Antwort ist wenig beruhigend.

Urs Gehriger

Er stolpert durch seine Reden, spricht mit Toten und schürt Angst mit wirren Aussagen über das Ende der Welt. Amerikas Verbündete reagierten mit Konsternation auf Bidens jüngste Warnungen vor einem «nuklearen Armageddon» durch Putins Atomwaffen. «Wir müssen mit Bedacht vorgehen, wenn wir uns zu solchen Themen äussern», mahnte Frankreichs Präsident Macron.

Die Welt fragt sich bange: Ist der alte Amerikaner mit dem Finger am «roten Knopf» nicht die grössere Gefahr als die Kriegsgurgel im Kreml?

Im Wahlkampf 2020 hatte sich Joe Biden als versierter Aussenpolitiker verkauft. Doch seit Jahren äussern selbst engste Weggefährten Zweifel an Bidens aussenpolitischer Klarsicht. «Unterschätzt nicht Joes Fähigkeit, Dinge zu verbocken», warnte Barack Obama, als dessen Vize Biden acht Jahre lang amtierte. Und Obamas ehemaliger Verteidigungsminister Robert Gates stellte in seinen Memoiren fest: «Biden lag bei jeder aussenpolitischen Entscheidung der letzten vierzig Jahre falsch.»

Schlüsselfigur Nuland

Umso ernüchternder die Feststellung, dass Biden seit Jahrzehnten auf denselben Zirkel von Leuten vertraut. «Der Präsident wird von einem inneren Kader von einem halben Dutzend Beamten betreut, das ihn in- und auswendig kennt», so die britische *Times* mit Verweis auf Quellen im Weissen Haus. «Der Eintrittspreis für diesen Klub ist eine mindestens zehnjährige Zusammenarbeit mit Joe Biden.»

Dazu gehören Stabschef Ron Klain, der nationale Sicherheitsberater Jake Sullivan und Tony Blinken. Der Aussenminister ist das sichtbarste Mitglied aus Bidens Zirkel. Seit gut zwanzig Jahren ist Blinken Bidens Einflüsterer in weltpolitischen Fragen. In einer seltenen Rede über Amerikas Globalpolitik erklärte er vergangenen Herbst, die «Modernisierung» der amerikanischen Diplomatie sei ein Hauptziel der Biden-Regierung: «Wir sind Diplomaten, und wir werden unsere Diplomatie verstärkt hier zu Hause einsetzen, um sicherzustellen, dass unsere Poli-



Sichtbarstes Mitglied seines Zirkels: Präsident Biden und Aussenminister Blinken.

tik die Bedürfnisse, die Wünsche und die Werte des amerikanischen Volkes widerspiegelt.»

Derzeit ist viel von westlichen Werten die Rede, die es global durchzusetzen gelte, jedoch kaum von der vielbeschworenen Diplomatie. Obwohl Blinken als Bidens enger Vertrauter gilt, sei er im aktuellen Konflikt mit Russland konzeptionell nicht federführend, sagen Quellen mit langjähriger Erfahrung im Weissen Haus und engen Verbindungen ins Aussenministerium im Gespräch mit der *Weltwoche*.

Stattdessen fällt immer wieder ein Name: Victoria Nuland. Als Under Secretary of State for Political Affairs nimmt sie im Aussenministerium den dritten Rang ein, aber in Bezug auf Russland und die Ukraine gilt sie als eine Schlüsselfigur.

Nuland zählt zum Kreis der überzeugten Interventionisten, welche in den letzten dreissig Jahren die USA von einer Katastrophe in die nächste gestürzt und sich dabei jeder Verantwortung entzogen haben. 2003 amtierte sie als wichtigste aussenpolitische Beraterin von

Vizepräsident Dick Cheney und half bei der Planung der Irak-Invasion, die unter dem falschen Vorwand, Saddam Hussein besitze Massenvernichtungswaffen, orchestriert wurde. Sie zählte zu jenen Beratern, die darauf bestanden, dass es einfach wäre, Saddam zu stürzen und einen Verbündeten der USA zu installieren.

«F**k the EU»

2011 wurde sie Sprecherin des Aussenministeriums unter der damaligen Aussenministerin Hillary Clinton und half den Regimewechsel in Libyen in die Wege zu leiten. Eine Intervention, die wie im Irak in einen jahrelangen Bürgerkrieg mündete. Was Nuland nicht daran hinderte, für einen Regime-Change in Syrien nach dem Muster Libyens zu weibeln.

Ihre nächster «Tatort» war die Ukraine. Im September 2013 wurde sie zur stellvertretenden Aussenministerin für europäische und eurasische Angelegenheiten ernannt. Kurz nach ihrer Amtsübernahme begannen die Proteste gegen den russlandfreundlichen Präsidenten

Wiktor Janukowytsch auf dem zentralen Maidan-Platz in Kiew. Aus ihrem Engagement für die Aufständischen machte Nuland nie einen Hehl. Bereitwillig liess sie sich von den Medien filmen, wie sie Brot und Kekse unter demonstrierenden Regierungsgegnern verteilte.

Weniger offenherzig zeigte sie ihre Abneigung gegen ihre EU-Partner. Was Nuland wirklich über die Europäer dachte, erfuhr die Welt, als Anfang Februar 2014 die Tonaufnahme eines Gesprächs mit dem US-Botschafter in der Ukraine, Geoffrey Pyatt, publik gemacht wurde. In dem vierminütigen Mitschnitt klatschte sie die diplomatischen Kompromissversuche der europäischen Partner mit einem «F**k the EU» ab. Nuland wollte im Namen der damaligen Obama-Regierung sicherstellen, dass die Regierung Janukowytsch entfernt würde. Was auch gelang.

Nuland, deren Vorfahren aus Bessarabien am Schwarzen Meer stammen, das einst zu Russland gehörte, bewegt sich in der Ukraine also

Werden Bidens Interventionisten an der Grenze Russlands haltmachen?

auf vertrautem Terrain. Was führt sie dort zurzeit im Schild? Letzte Woche äusserte sie sich auf CNN mit klaren Worten.

Auf die Frage von Starreporter Wolf Blitzer, ob die Amerikaner Selenskyjs Maximalforderung, die Krim zu befreien, unterstützten, stellte Nuland zunächst fest: «In erster Linie ist die Krim eine ukrainische Halbinsel, sie war schon immer eine ukrainische Halbinsel. Der Grund, warum sich die Ukrainer bei ihrer Gegenoffensive so gut geschlagen haben, ist, dass sie für ihr Heimatland kämpfen [...] Und deshalb helfen die USA und unsere Verbündeten der Ukraine bei der Rückeroberung ihrer Heimat.»

Nuland liess keine Zweifel an der Entschlossenheit der Amerikaner in ihrem militärischen Engagement offen: «Sie [die ukrainischen Truppen] haben in der letzten Woche erstaunliche Fortschritte gemacht», so Nuland. «Und wir werden sie auf ganzer Länge unterstützen. («And we will support them all the way through.») Einen Tag nach dem Interview wurde die Brücke über die Seestrasse von Kertsch gesprengt, die einzige Verbindung zwischen Russland und der Krim, worauf Putin den Krieg mit Angriffen auf zivile Ziele in der Ukraine eskalierte.

Flankiert wird Nuland von ihrem Ehemann Robert Kagan. Der neokonservative Historiker war ein Mastermind hinter dem Sturz Saddam Husseins und zählt zu den einflussreichsten Persönlichkeiten der US-Aussenpolitik der letzten dreissig Jahre. Er ist bis heute ein vehementer Verfechter einer unipolaren «liberalen Weltordnung» unter Anführung der USA, die,

sofern nötig, mit militärischen Mitteln durchgesetzt werden müsse.

Ursprünglich den Republikanern zugeneigt, hat er mit der Partei gebrochen, als Trump zum Präsidenten gewählt wurde. In Trumps Entschlossenheit, sich von internationalen Kriegsschauplätzen zurückzuziehen, sah Kagan eine existenzielle Gefahr für den Hegemon.

Zentraler Baustein der US-Strategie

Umso erfreuter zeigte sich Kagan über die Reaktion der Europäer nach Putins Invasion. «Das Ausmass, in dem die demokratischen Verbündeten alle auf die USA geschaut haben, um die wesentliche Führung militärisch, aber auch in Bezug auf die Organisation der wirtschaftlichen Reaktion zu übernehmen, ist eine Art Beweis dafür, dass die USA immer noch enormen Einfluss im internationalen System haben», erklärte Kagan vor paar Wochen im Interview mit Yascha Mounk für den Podcast «The Good Fight». Und er legte offen, warum die Ukraine in der Strategie der US-Regierung eine zentrale Rolle spielt: «Die Ukraine ist entscheidend für die Existenz Russlands als Grossmacht. Wenn man sich die Landkarte anschaut, ist ein Russland ohne die Ukraine fast per Definition eine zweitrangige Macht.»

Kagan und seine Gesinnungsgenossen im Weissen Haus sind also bestrebt, Russland auf eine Regionalmacht zurückzustutzen. Werden Bidens Interventionisten an der Grenze Russlands haltmachen? Oder streben sie, wie bereits im Irak, in Libyen und der Ukraine, einen Machtwechsel in Moskau an?

Niemand aus der Regierung hat sich bislang über solche Pläne öffentlich geäussert. Ausser dem Präsidenten selbst. «Um Gottes willen, dieser Mann [Putin] darf nicht an der Macht bleiben», sagte Biden kurz nach der Invasion Russlands in der Ukraine vor der Presse. Seine Mitarbeiter buchstabierten umgehend zurück: Der Commander in Chief habe «nicht über Putins Macht in Russland oder einen Regimewechsel» gesprochen. Doch wie so oft, wenn die Sprecher des Weissen Hauses Aussagen des Präsidenten «richtigstellen», stellt sich die Frage: Hat der tatterige Präsident ausgeplappert, was seine Regierung insgeheim plant?



Schwer zu füllende Lücke? Salzmann.

Sie würden fehlen, wo sie heute wirken

«Welche Schmach», kritteln die journalistischen Kommentatoren. Ausgerechnet bei der stärksten, tonangebenden Kantonal-sektion drängten sich keine Kandidaten zum Bundesratsamt auf. Die SVP des Kantons Zürich, so der Tenor, stehe mit dem Rücken zur Wand. Die Kritik greift zu kurz. Insbesondere auch jene von Markus Somm im *Nebelspalter*, wo er die SP über den grünen Klee lobt, weil der damalige Parteipräsident Peter Bodenmann nach dem Rücktritt eines Bundesrats gleich zehn potenzielle Nachfolger habe nennen können.

In einer Partei von Berufspolitikern ist das kein Kunststück. Fast alle stehen sie bereit. Wechseln sie in den Bundesrat, hinterlassen sie nirgendwo eine ernsthafte Lücke. Die Zürcher SVP indessen ist eine Partei von selbständig erwerbenden Unternehmern. Diese würden dort, wo sie heute wirken, ernsthaft fehlen. Magdalena Martullo-Blocher, von ihrer Herkunft her Zürcherin, wenn auch Bündner Nationalrätin, kann ihre global tätige Firma nicht einfach verlassen. Dass sie ihren Verzicht so rasch und entschieden erklärte, war börsenrelevant.

Auch Gregor Rutz ist Unternehmer, hat erst kürzlich eine neue Firma gegründet, was seinen vollen Einsatz erfordert. Thomas Matter ist erfolgreicher Mehrheitseigentümer einer Privatbank und bezahlt einigen Dutzend Angestellten den Lohn. Roger Köppel verantwortet mit der *Weltwoche* ein stattliches KMU, das sein Ausscheiden kaum einfach wegstecken könnte.

Ganz anders die beiden fähigen Kandidaten der Berner SVP: Sie haben ihre Berufslaufbahn bei der Kantonsverwaltung absolviert. Albert Röstli hat heute neben dem Nationalratsamt im 40-Prozent-Pensum als Gemeindepräsident, Ständerat Werner Salzmann wirkt zu 50 Prozent bei der kantonalen Steuerverwaltung. Das spricht nicht gegen sie. Aber sie hinterlassen dort keine schwer zu füllende Lücke. *Christoph Mörgeli*

Pharmaindustrie mit Superkräften



Erste Verteidigungslinie: Avengers.

Superman? Batman? Catwoman? Kann man alle vergessen. Die wahren Helden sind ganz alltägliche Menschen. Aber nur, wenn sie sich gegen Covid-19 impfen lassen.

Der amerikanische Verlag Marvel Comics hat zusammen mit den Pharma-Unternehmen Pfizer und Biontech einen Comic namens «Everyday Heroes» entwickelt. Es gilt, einen Bösewicht namens Ultron zu besiegen. Tun müssen das die üblichen Superhelden: die Avengers mit Captain America, Ironman und anderen. Doch sie brauchen einen Verbündeten: einen Grossvater, der zusammen mit seiner Familie in einem Spital auf seine Impfung gegen Covid-19 wartet. Ein Happy End ist nur möglich dank der unermüdlichen Bemühungen von Pfizer und Biontech, die Impfstoffe gegen Covid-19 weiterzuentwickeln. Der Grossvater erklärt seiner Familie, dass sein Kampf der gleiche ist wie derjenige der Superhelden. Auch er müsse sich gegen einen Feind wehren, der sich dauernd weiterentwickle: gegen Covid-19. Die Botschaft des Comics: Sei bereit, dich anzupassen, ergreife alle nötigen Massnahmen, um dich zu schützen, bilde eine Gemeinschaft gegen die Bedrohung. Eine durchgeimpfte Gemeinschaft natürlich. Pfizer schreibt auf Twitter zu dem Werk: «Wenn Ultron Chaos anrichtet, agieren die Avengers als erste Verteidigungslinie. Menschen können dazu beitragen, sich selbst zu schützen, indem sie sich über Covid-19-Impfungen auf dem Laufenden halten.»

Auf konventionellem Weg scheint die Pharmaindustrie niemanden mehr zur Impfung bewegen zu können. Also muss es eine Fantasiewelt richten. Wann übernimmt wohl Hollywood die Idee? *Stefan Millius*

Willkommenskultur für Patriarchen

Viele Ukrainer haben ein problematisches Frauenbild. Das wird in der Schweiz nicht einfach so verschwinden.

Nicole Ruggle

Die Solidarität der Schweizer Bevölkerung mit den Ukrainern sei nach wie vor gross, sagte Justizministerin Karin Keller-Sutter unlängst in einem Interview mit den Tamedia-Zeitungen. «Das hängt wohl auch damit zusammen, dass vor allem Frauen und Kinder hier sind.» Was die freisinnige Bundesrätin verschwie: Weibliche Ukraine-Flüchtlinge überwiegen zwar in absoluten Zahlen. Aufgeschlüsselt auf einzelne Altersklassen sieht das Geschlechterverhältnis aber anders aus. Und das ist durchaus von Bedeutung für die Schweiz.

Laut dem Staatssekretariat für Migration haben bislang über 65 000 Ukrainerinnen und Ukrainer den Schutzstatus S erhalten. 45,1 Prozent der Fünfzehn- bis Zwanzigjährigen unter

festzuhalten gedenkt, wie sie im Tamedia-Interview andeutete. Die Schweiz sieht sich also mit der Integration Tausender von Krieg und Flucht traumatisierter junger Männer konfrontiert.

Gewalt ist allgegenwärtig

Hinzu kommen all jene erwachsenen Ukrainer, die bislang keine Möglichkeit hatten, in die Schweiz zu gelangen. In der Ukraine gilt ein Ausreiseverbot für Männer zwischen achtzehn und sechzig Jahren. Anzunehmen ist, dass viele von ihnen gerne zu ihrer Familie in der Schweiz stossen würden. Tatsächlich berechtigt der Schutzstatus S zum Familiennachzug. Keller-Sutters Behauptung, dass «vor allem Frauen und Kinder» in die Schweiz flüchten würden, dürfte auf lange Frist kaum haltbar sein.

Das müsste Sicherheitspolitikerinnen und Feministinnen hellhörig machen. Die Uno beschreibt geschlechtsspezifische Gewalt in der Ukraine als allgegenwärtig: 90 Prozent aller

Sicherheitspolitikerinnen und Feministinnen müssten hellhörig werden.

Opfer sind Frauen, 26 Prozent aller Ukrainerinnen werden in ihrem Leben mindestens einmal von einem Intimpartner misshandelt. Auf dem Geschlechter-Gleichheitsindex liegt die Ukraine auf Platz 52, die Schweiz auf Platz 1.

Das wirft die unangenehme Frage auf: Werden die Ukrainer ihr Frauenbild in die Schweiz mitbringen? Dass es vielen Männern schwerfällt, die patriarchale Kultur ihrer Heimat in der Fremde abzustreifen, zeigen unzählige Beispiele von Afghanen, Eritreern, Somaliern oder Syriern in der Schweiz. Wohlverstanden: Nicht alle von ihnen haben ein problematisches Verhältnis zu Frauen. Aber leider doch so viele, dass es für Frauen im Alltag spürbar ist.

Ist Bundesrätin Keller-Sutter dies bewusst? Die Konsequenzen der Willkommenskultur sollten nicht schon wieder die hiesigen Frauen ausbaden müssen. Egal, ob Schweizerin oder Ukrainerin.



Grosszügige Asylpolitik:
Bundesrätin Keller-Sutter.

ihnen sind männlich. Bei den Zehn- bis Vierzehnjährigen steigt dieser Anteil bereits auf 49,9 Prozent. Und bei den restlichen Minderjährigen sind die Knaben in der Mehrheit.

Da der Schutzstatus S bis zu fünf Jahre gültig ist und danach in eine Aufenthaltsbewilligung B umgewandelt werden kann, dürften die meisten von ihnen ihre Jugend und frühen Erwachsenenjahre hier verbringen. Zumal Keller-Sutter an der grosszügigen Asylpolitik

BRIEF AUS TASCHKENT

Thomas Fasbender



Emire, Khane, Parteisekretäre und Präsidenten, sie kommen und gehen. Nur der Basar ist ewig. In Taschkent, Tausende Jahre lang Schnittpunkt von Handelsstrassen, die bis ins 15. Jahrhundert hinein Europa und China verknüpften, sticht der Chorsu-Basar alle übrigen aus. Unter einer riesigen, türkis leuchtenden Kuppel reihen sich kreisförmig die Marktstände. In Säcken hoch aufgetürmt, leuchten die Kleinodien des Orients: getrocknete Pflaumen und Aprikosen, Rosinen, honigfarben oder fast schwarz, blühend rotes Paprikapulver, scharf duftender Pfeffer, betörendes Kardamom, der dunkle Kreuzkümmel, unabdingbar für das Nationalgericht Plow, dazwischen weisse Mandeln, Walnüsse, Pistazien und mit Sesam bestreute Fladenbrote.

Nach der Einnahme Konstantinopels durch die Osmanen 1453 versank die Region im Dornröschenschlaf. Die eurasischen Handelswege waren blockiert. Verzweifelt suchten die Europäer nach Alternativen. Chinesische Seide und ostindische Gewürze: Um ihrerwillen wurden ganze Kontinente entdeckt. Zentralasien wurde zur russischen Kolonie, später zum geopolitischen Niemandsland.

Schliesslich, eine Generation nach dem Verschwinden der Sowjetunion, verkündete China seine Jahrhundertinitiative «Belt and Road». Wie vor 2000 Jahren reisten chinesische Delegationen in die Länder jenseits der Wüsten Gobi und Taklamakan, jenseits der Bergketten des Tienschan. Sie kamen mit Investitionen und Krediten, bauen seither Strassen, Brücken, Grenzübergänge, Eisenbahnverbindungen und Staudämme – Infrastruktur, das Aderwerk der Zivilisation.

Taschkent City ist ein Paradebeispiel: spiegelnde Hochhäuser, vor wenigen Jahren noch unbekannt in der erdbebengeplagten Stadt. Bald werden sie sich zur Skyline verbinden. Daneben liegt der City-Park mit künstlichem See, Vergnügungsstätten und Grünflächen. Der seit 1926 bestehende Stadtpark Muhammad Babur heisst

Der Islam Zentralasiens ist weit entfernt vom Fundamentalismus Afghanistans und Arabiens.

inzwischen Ecopark. Die Namen demonstrieren Weltläufigkeit. Sie symbolisieren auch das von vielen herbeigesehnte Ende der Herrschaft des ersten Präsidenten, Islam Karimow, der 2016 starb. Unter seiner Ägide war das Land nach innen gewandt, die Währung nicht konvertierbar, die Unternehmerschaft lebte in Angst.

Doch nicht nur die chinesischen Impulse treiben die Dynamik. Ein zentraler Faktor ist der Nachholbedarf der 35 Millionen Usbeken, deren Pro-Kopf-Einkommen nur ein Viertel der benachbarten Bewohner Kasachstans beträgt. Dabei ist Usbekistan das bevölkerungsreichste und am zentralsten gelegene Land der Region. Es ist zudem eines von nur zwei Ländern der Welt, das ausschliesslich von Binnenstaaten umgeben ist – man muss zwei Grenzen überqueren, bevor man zum Weltmeer gelangt. Der andere solche Staat ist Liechtenstein.

Charakteristisch für Zentralasien ist der aufgeklärte Islam. Der hat nichts zu tun mit dem westlichen Kunstprodukt eines «liberalen Islam». Er gründet auch weniger in der sowjetischen Vergangenheit als in der eigenen, 2000-jährigen Geschichte. Im 8. Jahrhundert,

zum Zeitpunkt der Islamisierung, war Usbekistan bereits Heimat der Hochreligionen Zoroastrismus und Buddhismus. Das Ergebnis ist ein fernöstlich angehauchter Islam, weit entfernt vom Fundamentalismus der Berg- und Wüstenvölker Afghanistans und Arabiens. In Taschkent sind Hidschab tragende Frauen seltener als in Berlin, doch der Intensität des Glaubenslebens tut das keinen Abbruch. Nach dem freitäglichen Mittagsgebet sind die Strassen verstopft. Alkohol wird nur dort ausgeschenkt, wo auch Ausländer ein Restaurant frequentieren. Immerhin bezeichnen die USA seit dem Machtantritt des derzeitigen Präsidenten Schawkat Mirsijojew Usbekistan nicht mehr als Land, in dem die Religionsfreiheit gefährdet ist.

Was ins Auge sticht, ist der respektvolle Umgang der Menschen miteinander. Jugend ist allgegenwärtig; die Bevölkerung vermehrt sich um 2 Prozent im Jahr. Das schafft auch neue Probleme. Um mehr als 700 000 wächst die arbeitsfähige Bevölkerung jedes Jahr. Die einheimische Wirtschaft kann den Zuwachs kaum auffangen. In der Folge arbeitet mindestens jeder zehnte Usbeke im Ausland, zumeist in Russland. Auch in Westeuropa hat man das Potenzial erkannt. Künftige usbekische Migranten lernen Deutsch und werden für Pflegeberufe in Deutschland ausgebildet.

Mit dem Rückzug des Westens aus Afghanistan und der absehbaren Schwächung Russlands durch den Ukraine-Krieg steht Usbekistan jetzt vor neuen Herausforderungen. Mit neuem Selbstbewusstsein wird ihnen eine neue Generation begegnen.

«Putin hat viel zum ukrainischen Nationsverständnis beigetragen»

Oxford-Professorin Gwendolyn Sasse zählt zu den besten Kennerinnen der Ukraine. Hier berichtet sie von einem Land, das im Westen nach wie vor eher unbekannt ist.

Roman Zeller

Berlin

Weltwoche: Frau Sasse, Sie haben das Buch «Der Krieg gegen die Ukraine» geschrieben. Wie beurteilen Sie die Lage im Ukraine-Krieg?

Gwendolyn Sasse: Wichtig ist: Der Begriff «Ukraine-Krieg» kann schnell missverstanden werden. Es geht nicht um einen Krieg, der mit der ukrainischen Innenpolitik zu tun hat, es geht um Russlands Krieg gegen die Ukraine. Wladimir Putin geht es um die Zerstörung, um die Beseitigung der Ukraine als unabhängige Nation.

Weltwoche: Von welcher Ukraine sprechen Sie? Was ist das für ein Land?

Sasse: Die Ukraine hat sich für den Weg in eine Demokratie entschieden, westlich orientiert, mit Rechtsstaatlichkeit als Grundprinzip. Dieser Prozess ist nicht abgeschlossen, und er verlief auch nicht geradlinig, wenn wir an die semiautoritären Präsidenten wie Leonid Kutschma oder Wiktor Janukowitsch oder die oligarchischen Interessen denken. Wiederholte Zyklen von Massenmobilisierungen, insbesondere die Orange Revolution 2004 und der Euromaidan 2013/14, haben dazu geführt, dass die heutige Ukraine aus der Mitte der Gesellschaft heraus entstand und nicht «nur» durch aktivistische Netzwerke. Diese Zyklen formten einen inklusiven ukrainischen Staat, in dem es um Rechte, Freiheiten und bessere Lebensstandards geht. Um das ukrainische Selbstverständnis, trotz aller Diversität, ein Staat zu sein, mit eigener Regierung, demokratischen Institutionen und westlichen Partnern.

Weltwoche: Wann begann diese Staatsbildung?

Sasse: Diese Frage ist wichtig, denn seit Februar hören wir häufig, vor unseren Augen konstituiere sich die ukrainische Nation. Das ist falsch, die Geschichte der Unabhängigkeit und des gesellschaftlichen Konsenses geht weiter zurück. Sie war allerdings nicht kontinuierlich, historisch gab es kaum Erfahrungen mit staatlicher Eigenständigkeit. In den Grenzen von 1991 wurde die Ukraine erstmals dauerhaft unabhängig. Kurz vor dem Zusammenbruch der Sowjetunion wurde der ukraini-

sche Staat durch ein Referendum legitimiert, in dem das gesamte Land sich mit einer überwältigenden Mehrheit für die Unabhängigkeit aussprach; übrigens auch auf der Krim, zwar mit einer geringeren, aber doch mit einer Mehrheit. Im Süden und Osten des Landes war die Zustimmung nur geringfügig weniger ausgeprägt als im Westen. Nach 1991 wurden alle, die zu diesem Zeitpunkt auf dem Territorium der ukrainischen Sowjetrepublik lebten, automatisch ukrainische Staatsbürger, ein wichtiges inklusives Zeichen.

Weltwoche: Wie russisch oder wie westlich-europäisch ist die Ukraine?

Sasse: Es ist eines der grossen Missverständnisse, dass wir glauben, die historisch bedingte Diversität der Ukraine sei extrem konfliktbehaftet. Es gibt verschiedene und häufig gemischte ethnische und sprachliche Hintergründe. Es stehen sich aber keine klar definierten Gruppen von Russen und Ukrainern oder russischsprachigen und ukrainischsprachigen Menschen gegenüber. Darüber hinaus gehen solche Kriterien nicht mit einer prorussischen oder proukrainischen Orientierung einher – schon lange nicht mehr, nicht erst seit Anfang dieses Jahres. Wenn Menschen, die russisch sprechen, Parteien wählen, die sich auf den Südosten des Landes konzentrieren, ist das kein Votum gegen die Ukraine oder den Wes-

ten. Diese Menschen waren auch vor dem Angriffskrieg nicht an einem Anschluss an Russland interessiert. Die Ausrichtung hatte in der Vergangenheit mit der sozioökonomischen Orientierung bestimmter Regionen zu tun,

«Ich sehe den Anfang dieses Krieges, und ich benutze bewusst das Wort <Krieg>, mit der Annexion der Krim.»

mit wirtschaftlichen Faktoren und Sorgen. Das Gefühl, Bürger der unabhängigen Ukraine zu sein, begann 1991. Seit 2014, mit der Krim- und Donbass-Annexion, verstärkte sich das ukrainische Nationsverständnis zunehmend. Putin hat viel dazu beigetragen.

Weltwoche: Welche Gruppierungen gibt es in der Ukraine? Welche Minderheiten? Und wie geht der Staat mit diesen um?

Sasse: Das Land ist divers, die Unterschiede sind aber im Alltag nicht so stark ausgeprägt, wie man sich das vorstellt. Auch die Sprachen, Russisch und Ukrainisch, sind für diejenigen, die sie sprechen, gut verständlich. Natürlich ist Ukrainisch in der Schule, an den Universitäten, in den Ämtern die einzige Staatssprache. Die Sprachgesetzgebung, die noch von Präsident Selenskyjs Vorgänger vorbereitet und unter ihm umgesetzt wurde, stärkt die Präsenz des Ukrainischen im öffentlichen Gebrauch weiter, ohne das Russische aktiv zu verdrängen. Wichtig ist, zu betonen, dass im Alltag die gesprochene Sprache kein Konfliktthema ist, wenn es um das Ukrainische und das Russische geht. Seit 1991 gibt es den Trend einer Umorientierung zum Ukrainischen als Muttersprache – als symbolische Kategorie – und Alltagssprache. Dieser Trend verstärkt sich momentan im Krieg. Die neuere Sprachgesetzgebung hatte vor allem Protest unter der ungarischen Minderheit und von Seiten Ungarns ausgelöst. Insbesondere die Grenzregionen der Ukraine sind von Minderheiten bewohnt. Zudem leben auf der Krim drei indigene Bevölkerungsgruppen, von denen die Krim-Tataren die grösste sind.



Seit ihrer Rückkehr aus den Orten ihrer Deportation hatten sie auf die Anerkennung eines speziellen Status gedrängt.

Weltwoche: Wie demokratisch ist die Ukraine?

Sasse: Das Land ist eine Demokratie, seit langem, mit Schwächen und mit Spielraum für Verbesserungen. Die Demokratisierung begann noch in der Sowjetunion, wurde dann mit der neuen Verfassung von 1996 fortgesetzt. Unter Präsident Kutschma und später unter Präsident Janukowitsch, dessen Ära mit den Maidan-Protesten endete, wurde die in der Verfassung verankerte Ambivalenz in der Machtverteilung vom Präsidenten ausgenutzt. Dekretvollmachten und verschränkte Zuständigkeiten können missbraucht werden. Es gibt bis heute Bedarf, die Verfassung demokratisch nachzuschärfen – institutionell und in der Umsetzung. Direkt nach 2004 und dann kontinuierlich seit 2013/14 gab es, respektive gibt es für mich aber keinen Zweifel daran, dass die Wahlen in der Ukraine demokratisch und fair durchgeführt werden.

Weltwoche: Im Raum stehen immer wieder Bestechungsvorwürfe, im Korruptions-Ranking steht die Ukraine weit hinten. Warum?

Sasse: Das ist ein reales Problem. Bisher ist es trotz Fortschritten nicht gelungen, eine institutionelle Architektur aufzubauen, die effektiv Korruption bekämpfen kann. Es gibt Ansätze einer unabhängigen Justiz sowie Strukturen für die Korruptionsbekämpfung, etwa eine Agentur, die Korruptionsvorwürfe untersucht, und ein Antikorruptionsgericht. Aber die Besetzung dieser Strukturen bleibt umstritten, und es mangelt an Gerichtsurteilen. Der Ukraine ist es bisher nicht gelungen, sich von den Oligarcheninteressen zu lösen. Diesbezüglich muss man sagen, dass auch die Annäherung an die EU diese Art von Interessen befördern kann, indem weitere wirtschaftliche Möglichkeiten erschlossen werden, von denen einflussreiche Kräfte profitieren können und sich dadurch Macht sichern.

Weltwoche: Wann hat der Konflikt mit Russland eigentlich begonnen?

Sasse: Ich sehe den Anfang dieses Krieges, und ich benutze bewusst das Wort «Krieg», mit der Annexion der Krim 2014. Sich das Territorium eines Nachbarstaates einzuverleiben, war der erste Schritt. Ein Kriegsakt. Im Donbass ging es dann weiter, mit – zum Teil – verdeckter, aber zunehmend offener militärischer Unterstützung. Dann kam diese dritte Phase, in der wir seit Februar sind, dieser vollumfängliche Angriffskrieg auf die gesamte Ukraine.

Weltwoche: Handelte es sich dann nicht eher um einen Eskalations- statt um einen Angriffskrieg?

Sasse: Es ist beides. Seit 2014 sehen wir eine sukzessive Ausweitung des Krieges durch Russ-



«Ambivalenz der Machtverteilung»: Politikwissenschaftlerin Sasse.

land, ein Austesten der ukrainischen Reaktion, aber auch ein Austesten des Westens. Meiner Meinung nach hat der Westen in der Deutung dieser Krim-Annexion falschgelegen.

Weltwoche: Warum?

Sasse: Man hat unterschätzt, dass sich der Konflikt ausweiten könnte. 2014 hatte man gedacht, dass sich der Konflikt auf die Krim und den Donbass begrenzen werde. Vor allem auch in Deutschland, aber nicht nur dort, glaubte man, das sicherheitspolitische Risiko

«Der Ukraine ist es bisher nicht gelungen, sich von den Oligarcheninteressen zu lösen.»

mit Russland durch wirtschaftliche Verflechtungen managen zu können – eine Fehlannahme. Stattdessen begab man sich in eine grosse Abhängigkeit von russischen Energielieferungen – ein kapitaler Fehler.

Weltwoche: Welche Bedeutung kommt der Krim in diesem Konflikt zu?

Sasse: Die Krim ist für Russland von hoher symbolischer und strategischer Bedeutung. Die Krim-Annexion gilt in Russland als abgeschlossen, und die russische Verfassung er-

laubt es nicht, diesen Status zu hinterfragen. Vor Februar 2022 glaubte in der Ukraine oder im Westen kaum jemand an eine absehbare Rückkehr der Krim in den ukrainischen Staatsverband. Ein Wandel im russischen politischen System war die Voraussetzung für die Rückkehr der Krim, und dieser zeichnete sich nicht ab. Durch den Angriffskrieg seit Februar ist in der Ukraine die Rückeroberung der Krim wieder zu einer Möglichkeit geworden, zu einer Priorität.

Weltwoche: Würde ein Referendum auf der Krim, wie jenes 1991, zugunsten der Ukraine ausfallen?

Sasse: Das Scheinreferendum unter russischer Besatzung 2014 gab keinen Einblick in die Orientierung der Mehrheit der Krim-Bevölkerung. Nur in den frühen 1990er Jahren hatte es eine prorussische Mobilisierung auf der Krim gegeben. Vor der Annexion 2014 fand keine derartige politische Mobilisierung statt. Wir können heute nicht sagen, wie viele Menschen auf der Krim aktiv pro Russland eingestellt sind und dafür auch zu kämpfen bereit sind. Die Krim-Tataren sind es sicher nicht, und die Abwägungen der Bevölkerungsmehrheit mögen durch die seit 2014 angespannte soziale und wirtschaftliche Lage in der Region, die abgebrochenen Verbindungen zu anderen

GESCHICHTE

Warum die Krim für Russland unverzichtbar ist

Nördliche Länder haben südliche Sehnsuchtsorte. Für Deutsche und Schweizer ist dies Italien, für Russen traditionell die Krim. Der milde Zephyr, den Goethe verspürte, weht auch am Schwarzen Meer. Was dem einen die Toskana, ist dem anderen Feodossija. Und Anton Tschechows Dame spaziert mit ihrem Hündchen auf der Strandpromenade von Jalta.

Freilich würde noch nicht einmal ein Wahnsinniger romantische Gefühle zur Basis machtpolitischer Demonstrationen machen. Aber die Halbinsel, fast so gross wie Belgien, stand immer wieder im Mittelpunkt gewaltsamer Konflikte. Den Krimkrieg (1853–1856) zwischen dem Zarenreich und einer westlichen Allianz, die sich hinter das Osmanische Reich stellte, kann man als ersten modernen Medienkrieg bezeichnen. Dank Telegrafie und Fotografie wurde Europas Öffentlichkeit so schnell und umfassend wie nie zuvor informiert.

Damals ging es, wie auch heute, um die Kontrolle im Schwarzen Meer. Daher ist die Krim für Russland von enormer strategischer Bedeutung.

Sichtbarer Ausdruck dieser Militärmacht ist Sewastopol, das Hauptquartier der Schwarzmeerflotte, der einzige dafür geeignete Tiefseehafen. Am ehesten lässt sich die Situation mit Faslane vergleichen, wo Britanniens Atom-U-Boote liegen. Nie würde London einer fremden Macht die Kontrolle darüber gestatten – weshalb aus einer Unabhängigkeit Schottlands wohl nichts wird.

Geplanter Nazi-«Gotengau»

Nato-Einheiten in Sewastopol wären denn auch ein Albtraum, der in Russlands kollektivem Gedächtnis Erinnerungen an jene Jahrhunderte auslöst, in denen die Krim eine ständige Bedrohung war. Das Khanat der Krimtataren unternahm immer wieder Raubzüge, zerstörte Ernten und Dörfer und verschleppte die Bauern als Sklaven.

Erst 1783 eroberte Fürst Potemkin für seine Zarin Katharina die Halbinsel und erklärte sie «von nun an und für alle Zeiten» für russisch. Aus potemkinschen Dörfern wurden blühende Städte, die Tataren flüchteten zu ihren osmanischen Glaubensgenossen, und für sie warb man in Westeuropa Siedler an, nicht zuletzt Deutsche.



Spielball der Geschichte:
Krim-Brücke.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war auch die Krim Spielball der blutigen Geschichte: mal unabhängig, mal von verschiedenen Mächten besetzt, darunter auch von Nazideutschland, das hier den «Gotengau» etablieren wollte. Den Preis zahlten Krimdeutsche und Krimtataren, die nach der sowjetischen Rückeroberung nach Zentralasien deportiert wurden. Die Krim aber blieb Teil Russlands.

Das änderte sich erst 1954, als Kremlführer Nikita Chruschtschow das Territorium in einem Verwaltungsakt der ukrainischen Sowjetrepublik unterstellte. Nur die Bewohner der Krim protestierten gegen den Schritt, allgemein erregte er kein Aufsehen. Doch er schuf die Grundlage zum heutigen Konflikt.

Seit der Auflösung der Sowjetunion 1991 gab es mehrere Referenden über den Status der Krim. Als entscheidend wird die Volksabstimmung über die Unabhängigkeit der Ukraine angesehen, als sich 54 Prozent der Bewohner dafür aussprachen – deutlich weniger als im Rest des Landes. Kiew hatte die Zustimmung durch weitgehende Autonomie-Zugeständnisse erkaufte, diese aber sukzessive wieder aufgehoben.

Es ist daher nicht ganz von der Hand zu weisen, dass sich bei dem 2014 von Moskau initiierten Referendum über einen Beitritt zu Russland tatsächlich eine Mehrheit dafür entschied – wenn auch vielleicht nicht die 96,77 Prozent, die offiziell angegeben wurden.

Klarheit würde wohl nur eine neue Abstimmung schaffen – durchgeführt von der Uno und international überwacht. Daran aber dürften weder Kiew noch Moskau ein Interesse haben.

Wolfgang Koydl

Teilen der Ukraine sowie durch die derzeitige Mobilmachung in Frage gestellt werden. Aber unabhängige Quellen, die die derzeitige Stimmung erheben könnten, gibt es nicht.

Weltwoche: Wie beurteilen Sie die Vorfälle rund um die Krim-Brücke? Welche Auswirkungen hat deren Zerstörung?

Sasse: Auch wenn die genauen Umstände der Explosion und teilweisen Zerstörung der Krim-Brücke noch ungeklärt sind, ist dies ein wichtiger Moment in diesem Krieg. Die Brücke ist ein Prestigeobjekt für Russland, mit dem es die Annexion der Krim zementierte. Sie sichert die Versorgung der Krim aus Russland und spielt eine wichtige Rolle für die Logistik in diesem Krieg. Die offizielle Darstellung Russlands der Explosion als ukrainischer Terrorakt gesteht zugleich die eigene Schwäche ein und kann die Bevölkerung Russlands nur weiter verunsichern. Auf der Krim selbst wird die Explosion unterschiedliche Reaktionen hervorrufen. Nicht zuletzt stehen die

«Was ist hier bitte nicht vernünftig, wenn man seinen Staat erhalten will?»

Krim-Tataren eindeutig auf Seiten der Ukraine. Für die Ukraine ist es ein höchst symbolischer Moment, der den Widerstand stärkt und die Rückeroberung der Krim als Ziel betont.

Weltwoche: Sehen Sie, trotz allem, ein vernünftiges Friedensszenario, das realistisch ist?

Sasse: Für mich ist es völlig nachvollziehbar, dass derzeit, wegen des Ausmasses dieses Krieges und der begangenen Kriegsverbrechen, für die Ukraine kein Verhandlungsspielraum gegeben ist. Das kann man bedauern, aber es ist die Realität. Präsident Selenskyj handelt, wie man es in dieser Situation erwarten kann. Anders ausgedrückt: Was ist hier bitte nicht vernünftig, wenn man seinen Staat erhalten will?

Weltwoche: Wie lautet Ihr Wunschscenario in der gegenwärtigen Situation?

Sasse: Ich wünsche mir, dass die Ukraine schnell an einen Punkt kommt, an dem sie so viel von ihrem Staatsgebiet zurückerobert hat, dass es eine reale Möglichkeit gibt, den Krieg mit Verhandlungen zu beenden. Ganz sicher wünsche ich mir aber ein Europa, in dem es die Ukraine als Staat, als Nation weiterhin gibt, in ihren Grenzen von 1991.

Gwendolyn Sasse ist Professorin für Vergleichende Politikwissenschaften an der Universität Oxford und wissenschaftliche Direktorin des Zentrums für Osteuropa- und internationale Studien an der Berliner Humboldt-Universität. Am 13. Oktober erscheint ihr Buch «Krieg gegen die Ukraine – Hintergründe, Ereignisse, Folgen», C. H. Beck, 128 S., Fr. 15.90.

«Umstrittene» Wahrheit

Darf ich feststellen, dass es nur zwei Geschlechter gibt?



Eine Headline lautete unlängst: «Twitter sperrt umstrittene Gender-Biologin Vollbrecht». Ihr Verhängnis war, dass sie sich mit biologischen Fakten in die ideologisierte Geschlechter-Debatte einmischte. Weil sie sagt, es gebe Mann und Frau, ist sie: «umstritten».

Ich mag dieses Wort nicht, weil es lediglich den Versuch einer subtileren Diskreditierung zur Bezeichnung «rechts» darstellt. Es soll anders klingen, weil sich das Alle-sind-Nazis-Schema mittlerweile abgenutzt hat, aber gemeint ist dasselbe. Wer «umstritten» ist, gehört zu den Aussätzigen und verrät bereits, dass man sich mit den Aussagen der «umstrittenen» Person nicht tiefergehend auseinandersetzen muss.

Das ist umso bedauerlicher, als man heute nicht mehr viel tun muss, um als «umstritten» zu gelten. Allein die Abweichung von der woken Ideologie reicht aus. Sprache ist Macht. Das haben die linken Wortführer früher verstanden als der Rest. Wer in der Demokratie Meinungsfreiheit einschränken und Menschen canceln will, muss subtiler vorgehen. Man kann die Leute nicht in den Kerker sperren, also muss man sie anderweitig unmöglich machen, indem man sie als Rechte, Trans-, Homo- oder Islamophobe bezeichnet. Und selbst der Wissenschaftler wirkt plötzlich unseriös, wenn er als «umstritten» gilt.

Bedauerlich ist das auch, weil wir dadurch plötzlich in Zeiten leben, in denen der ideologische Wunschgedanke der multiplen, frei wählbaren Geschlechter zur unumstößlichen Wahrheit wird und die biologische Evidenz, dass es nur zwei Geschlechter gibt, zur «umstrittenen» Aussage. Als handle es sich hierbei

um eine Meinung, die man noch dazu nicht sonderlich ernst nehmen muss.

Und wenn die sprachliche Diskreditierung von linker Seite nicht ausreicht, kommt die sogenannte «Hasskriminalität» ins Spiel. Wer der woken Ideologie widerspricht, verbreitet «Hass und Hetze» – und muss bestraft werden. Je nach Schwere und Häufung der Verstöße mit temporären Sperrungen oder dauerhafter Löschung. Dabei wird der Korridor des Sagbaren immer weiter verengt und der Katalog dessen, was als «Hassrede» gilt, beliebig ausgeweitet. Tolerant ist man nur noch dort, wo es um nach linker Lesart «Kavaliersdelikte» wie etwa Islamismus und Antisemitismus geht.

Marie-Luise Vollbrecht ist jedenfalls nicht die Einzige, die für Kritik an der Gender-Ideologie gelöscht wurde. Auch die Publizistin Birgit Kelle wurde von Twitter gesperrt, nachdem sie darauf hingewiesen hatte, dass im Vorstand des ersten schwul-lesbischen Kita-Projekts in Berlin der Pädophilen-Versteher Rüdiger Lautmann sitzt. Beide sind inzwischen dank Rechtsbeistand wieder auf Twitter zu finden. Allerdings wäre es schön, wenn Meinungsfreiheit und vor allem das Recht, wissenschaftliche Fakten auszusprechen, nicht von einem guten Anwalt abhängen, der nicht für jeden erschwinglich ist.

Dennoch ist das Entscheidende. Es geht nicht mehr länger nur um die Freiheit, eine Meinung auszusprechen zu dürfen. Nein, mittlerweile geht es noch um mehr, nämlich um die Frage, inwiefern biologische Gewissheiten noch ausgesprochen werden dürfen. Darf ich, ohne jede

beleidigende Absicht, feststellen, dass die transsexuelle Bundestagsabgeordnete Tessa Ganserer von den Grünen rechtlich und biologisch ein Mann ist, oder gilt schon die Benennung dieser Tatsachen als Beleidigung, die künftig unterbunden werden muss?

Mit dieser Frage wird sich in meinem Fall ein Gericht beschäftigen, nachdem ich genau hierfür von Facebook wegen «Hassrede» sanktioniert worden bin. Ein Antrag auf einstweilige Ver-

Es soll anders klingen, weil sich das Alle-sind-Nazis-Schema abgenutzt hat, aber gemeint ist dasselbe.

fügung gegen das Unternehmen wurde zuvor mit dem Hinweis abgelehnt, dass meine Äußerung in der Wahrnehmung der Betroffenen «psychische Gewalt» darstellen könne.

Was zählt also mehr? Biologische Wahrheit oder die «Wahrnehmung» des Betroffenen? Und wenn wir den Gefühlen künftig Vorrang vor der Wahrheit geben, wo fangen wir an, und wo hören wir auf, in einer Welt, in der sich seit einiger Zeit alles und jeder durch irgendetwas in selbigen verletzt fühlt? Was sagt es über einen Rechtsstaat aus, wenn selbst die Justiz im Falle einer Person, die im rechtlichen und biologischen Sinne ein Mann ist, in einem offiziellen Schreiben von der «Bundestagsabgeordneten Tessa Ganserer» spricht?

Leben wir noch in einer liberalen Demokratie oder schon in einem orwellschen Albtraum? Oder anders gesagt: Kann die Wahrheit «umstritten» sein?

Ballade eines freisinnigen Wirtschaftspolitikers

Ruedi Noser ist angetreten, um die Schweiz liberaler zu machen. Erreicht hat er das Gegenteil.

Hubert Mooser



«Top. Top. Top»:
FDP-Ständerat Noser.

Bald zwanzig Jahre ist es her, dass Ruedi Noser im Dezember 2003 seine erste Session als FDP-Nationalrat absolvierte. Der junge Unternehmer galt damals als Hoffnung des stolzen, aber angeschlagenen Zürcher Wirtschaftsfreisinns. Entsprechend selbstbewusst trat er auf. Es brauche eine «Rückbesinnung auf die liberalen Grundwerte», erklärte er, «ein gesundes Misstrauen gegenüber dem Staat». Das «höchste Gut» bleibe die «Freiheit des Individuums».

Was ist von den grossen Worten geblieben? Mitte September passierte der indirekte Gegenvorschlag zur Gletscher-Initiative den Ständerat. Dieser folgt eins zu eins dem etatistischen Zeitgeist: 2 Milliarden Franken für den Ersatz fossiler Heizungen, 1,2 Milliarden Franken für die Förderung neuer Technologien, ausserdem die Reduktion des CO₂-Ausstosses bis 2050 auf netto null. Kurz: noch mehr Subventionen, noch mehr Vorschriften. Und was sagte Ständerat Noser dazu? «Ein guter Morgen. Ein genialer Morgen. Top. Top. Top.»

«Gletscher-Ruedi»

Das ist die Ballade des freisinnigen Wirtschaftspolitikers Ruedi Noser. Im Herbst 2023 wird er sich nach zwanzig Jahren im Bundeshaus von der grossen Politbühne zurückziehen. Er war angetreten, seine Partei und das Land zu verändern («Avenir radical»). Wenn er über seine Pläne sprach, fielen Schlagworte wie «Destination Wettbewerb». Die Gegner, links wie rechts, beargwöhnten den Neuankömmling. Würde er ihre Welt auf den Kopf stellen? Heute nennen sie ihn im Bundeshaus spasseshalber «Gletscher-Ruedi». Aus dem wirbligen Veränderer ist ein gemütlicher Verwalter geworden.

Es gibt eine Episode aus dem Jahr 2015, die Noser treffend beschreibt. Er soll damals in einem Restaurant der Bundesstadt, so berichtete es der *Sonntagsblick*, eine Berner Platte ohne Fleisch bestellt haben. Das ist etwa so, als würde man ein Käsefondue ohne Käse bestellen. Der ungewöhnliche Menüwunsch versinnbildlicht den Politiker Noser. Gegen

Bern

ausser zelebriert er alle Eigenschaften einer Berner Platte: gutbürgerlich, währschaft, traditionell. Aber wenn man genauer hinschaut, ist da wenig Fleisch am Knochen.

Seine Selbsteinschätzung klingt anders. Er engagiere sich für die freie Entfaltung der Wirtschaft, für die Anliegen der kleineren und mittleren Unternehmen (KMU), heisst es auf seiner Website. Ist die Gletscher-Initiative, die Noser unterstützt, ein Anliegen dieser Unternehmen? Der Schweizerische Gewerbeverband, also jener Verband, der die KMU-Wirtschaft vertritt, nennt

Einmal soll er in einem Restaurant der Bundesstadt eine Berner Platte ohne Fleisch bestellt haben.

die Initianten «Extremisten». Als die NZZ bei Noser nachfragt, duckt er sich weg. «Solche Aussagen lassen mich kalt.» Das freisinnige Hausblatt liess ihn davonkommen.

Das ist typisch Noser. Der Mann ist wie aus Teflon. Alles perlt an ihm ab. Kein Wunder, sitzt er im Verwaltungsrat eines Pfannenherstellers (AMC International). Trotzdem schreiben Journalisten gern, Noser sei ein Mann der klaren Worte. Das Gegenteil ist wahr. In Wirklichkeit weiss man bei Noser nie genau, woran man ist.

Ja, was denn nun?

Es sei «pervers», dass Europa mit dem Kauf von russischem Gas Putins Krieg gegen die Ukraine mitfinanziere, enervierte er sich kürzlich. Die linke *Woz* wollte von ihm daraufhin wissen, ob die Rolle der Schweiz als Handelsplatz russischer Rohstoffe und Tresor entsprechender Milliarden nicht genauso pervers sei. Nosers lapidare Antwort: «Ja.»

Als die *Weltwoche* nachfragte, ob er der Meinung sei, in der Schweiz solle der Handel mit russischen Rohstoffen verboten sein, erklärte er: «Nein, ich bin nicht dieser Meinung. Aber ich bin der Meinung, dass das Embargo gegen Russland zu schwach ist. Es muss auch die Rohstoffe mit einschliessen.» Ja, was denn nun?

Selbst Nosers Parteifreunde wussten nie so recht, woran sie bei ihm waren. Darum liessen sie ihn in den entscheidenden Momenten auf-
laufen. «Avenir radical» war bald Geschichte. Die Übung endete in einem Machtkampf, den der unerfahrene Hoffnungsträger brutal verlor. In Erinnerung geblieben aus dieser Zeit ist sein tränenreicher Auftritt vor den FDP-Frauen.

Ein paar Jahre später zog es Noser in den Bundesrat. Inzwischen hatte er dazugelernt. Geschickt zog er seine Kampagne auf. Von der Ringier-Presse liess er sich als Anti-Banker feiern, als Kämpfer gegen Steuerhinterziehung. Er war sogar extra für ein Jahr nach Genf gezogen, um Französisch zu lernen. Doch die Liebesmüh war vergeblich. Noser schaffte es nicht einmal aufs Ticket der Freisinnigen.

Fürs Klima gegen den Umweltschutz

Inzwischen sitzt der ehemalige Anti-Banker im Verwaltungsrat der Credit Suisse Asset Management. Dabei ist er nie als Verteidiger des Schweizer Finanzplatzes aufgefallen. Als die amerikanischen Behörden die Zürcher Grossbanken unter Sperrfeuer nahmen, verschanzte sich der Zürcher Wirtschaftsfreisinnige. Jetzt, da die Credit Suisse in Existenznöten steckt, ist von Noser erst recht kein energisches Wort zu hören.

Auch zu seiner bisherigen Legislaturbilanz als Wirtschaftspolitiker fällt ihm überraschend wenig ein. Er könne nur kleine Beispiele nennen, antwortet Noser: die Abschaffung des Industriezolls, die Flexibilisierung der Arbeitszeit. Man solle doch die Website des Parla-

Inzwischen sitzt der ehemalige Anti-Banker im Verwaltungsrat der Credit Suisse Asset Management.

ments konsultieren, empfiehlt er und schickt einen Link (nicht umsonst sitzt er im Vorstand von Digital Switzerland, einer Ringier-nahen Organisation, die mit Bundesgeldern die Schweiz digitaler machen will).

Ironischerweise führt dieser Link zur Stromdebatte des Ständerates. Noser zählt offenbar auch das Bundesgesetz über eine sichere Stromversorgung zu seinen Erfolgen, genauso wie die Solar-Initiative in den Alpen. Tatsächlich hat er mit dem Oberwalliser Mitte-Ständerat Beat Rieder im Rat durchgeboxt, dass ein von Sozialisten ausgedachtes, überdimensioniertes Solarkraftwerk im Oberwallis gebaut werden kann. Ohne staatliche Zuschüsse von satten 60 Prozent der Investitionen würde man darüber nie ernsthaft nachdenken. Und für so ein

Projekt opfert der freisinnige Klimaschützer Noser den Umweltschutz?

Das war selbst dem Schweizer Radio, das für Klimaangelegenheiten grosses Verständnis zeigt, eine Pirouette zu viel. In der Sendung «Rendez-vous» wurde Noser wiederholt gefragt, ob es nicht ein Widerspruch sei, dass er sich für mehr Klimaschutz einsetze, gleichzeitig aber für den Bau neuer Kraftwerke den Umweltschutz aushebeln wolle. Noser versuchte sich herauszureden und tat das gar nicht mal so schlecht. Am Ende blieb trotzdem unklar, wofür er eigentlich steht.

Bremis Irrtum

Alles nur Zufall? Gern verbreitet Noser ein angebliches Zitat des kürzlich verstorbenen Grandseigneurs des Zürcher Freisinns, Ulrich Bremi, über sich: «In den ersten fünf Minuten verstehst du den Noser nicht. Aber nach einer halben Stunde merkt man, dass er recht hat.»

Sollte Bremi das wirklich gesagt haben, muss man ihn korrigieren. Was Noser will, bleibt nicht nur in den ersten fünf Minuten unverständlich. Es ist auch nach fast zwanzig Jahren seines Wirkens im Parlament ein Rätsel. Sicher ist nur: Der Mann, der einst angetreten war, die Schweiz liberaler zu machen, hat mit seiner Politik das Gegenteil davon bewirkt.

Freiheit statt Abhängigkeit



Jederzeit bankunabhängig Zugriff auf sein Vermögen haben – mit hohem Inflations- und Krisenschutz. Gewinnen Sie mit unserem Aktientoken Ihre finanzielle Souveränität zurück.



Die Informationen richten sich nur an Personen mit Sitz in der Schweiz und stellen weder ein Angebot noch eine Aufforderung zur Offertstellung dar (Werbemittelungen nach Art. 68 FIDLEG). Es besteht keine Gewähr für die Aktualität, Richtigkeit und Vollständigkeit der Inhalte. Anlageentscheide sollten erst nach der gründlichen Lektüre des aktuellen Prospekts getätigt werden, welcher unter realunit.ch/downloads/ eingesehen werden kann.

www.realunit.ch

«Wir leben in einem Kolonialstaat»

Yanis Varoufakis, Griechenlands ehemaliger Finanzminister, warnt vor einer Verarmung Europas. Der Ukraine-Krieg sei zu beenden. Er zeigt, wie's gehen könnte.

Pierre Heumann

Weltwoche: Herr Varoufakis, sehen Sie nach der jüngsten Eskalation im Ukraine-Krieg noch eine Chance für einen Waffenstillstand oder gar einen Frieden?

Yanis Varoufakis: Mit jedem Kriegstag, mit jedem weiteren Toten, mit jeder Eskalation und jedem Aufruf, den Krieg bis zum endgültigen Sieg der einen oder anderen Seite fortzusetzen, schwinden die Aussichten auf einen ehrenhaften Vertrag und damit die Hoffnung auf eine friedliche Lösung.

Weltwoche: Wie würden Sie den Konflikt denn lösen wollen?

Varoufakis: Ich bin zwar froh, dass sich Putin bei den ukrainischen Kämpfern eine blutige Nase geholt hat. Aber er kann militärisch nicht besiegt werden. Und selbst wenn er von Gegnern im Inneren seines Regimes gestürzt werden sollte, wird sein Nachfolger für den Frieden wahrscheinlich noch schlechter sein. Deshalb kann ein ehrenhafter Frieden im Interesse der Ukrainer nur dann erreicht werden, wenn Putin – zusätzlich zum militärischen Druck – ein Ausweg geboten wird.

Weltwoche: Was wäre Ihr Vorschlag?

Varoufakis: Er sollte die Form eines multilateralen Abkommens haben, das Putin als eine Art Sieg verbuchen kann, gleichzeitig aber den Ukrainern eine Chance bieten, unabhängig und friedlich zu leben und sich fortzuentwickeln. Ein Sechspunkte-Programm, das von den USA, der EU und von China unterstützt wird, sollte unter anderem festlegen, dass erstens die russischen Truppen auf ihre Stützpunkte vor dem 24. Februar zurückkehren, und zweitens müsste eine Entmilitarisierung des russisch-ukrainischen Grenzgebiets durchgesetzt werden. Die USA hätten zu garantieren, dass die Ukraine nicht Nato-Mitglied wird, zudem wären russische Garantien nötig, die der Ukraine zusichern, dass sie nicht angegriffen wird. Die Klärung des Krim-Status sollte schliesslich längerfristig im Rahmen von Verhandlungen angegangen werden, um die Verhandlungen über die akuten Probleme nicht allzustark zu belasten.

Weltwoche: Die Ukrainer hätten bei den Verhandlungen keine Mitsprache?

Varoufakis: Verhandlungen zwischen Moskau und Kiew wären asymmetrisch. Mit einem direkten Gespräch zwischen Putin und Biden würde dieses Problem überwunden. Ich denke, das ist die einzige Alternative, um eine Fort-



«Putin kann militärisch nicht besiegt werden»:
Politiker Varoufakis.

setzung des Krieges in den nächsten zehn Jahren zu verhindern. Eine Verlängerung des Krieges wäre katastrophal für die Ukraine, katastrophal für die Menschen in Russland, katastrophal für uns hier in Europa und natür-

«Europa entdeckt gerade, wie gefährlich die Abhängigkeit von russischer Energie ist.»

lich katastrophal für die Menschen in Afrika. Sie werden als Folge dieses Krieges verhungern.

Weltwoche: Mit der Zuspitzung der Krise würde auch die Migration aus Afrika zunehmen.

Varoufakis: Europa muss sich mit der Tatsache abfinden, dass man erstens die Migration nicht stoppen kann. Und zweitens, dass man die Migration nicht stoppen sollte. Seit tausend Jahren exportiert Europa Migranten in den Rest der Welt. Tausend Jahre lang haben wir Schiffsladungen von Europäern nach Nordamerika, Mittelamerika, Südamerika, Australien, Neuseeland, Afrika und Asien geschickt. Wir haben die Welt mit unseren Migranten kolonisiert, aber jetzt hat sich die Demografie verändert. Wir werden älter, und sie sind jünger. Wir brauchen Migranten.

Weltwoche: Das führt aber zu einem Braindrain, der Afrika schadet.

Varoufakis: Den jungen Leuten, die in Ghana verhungern, einfach zu sagen, sie sollen bitte zu Hause bleiben, weil es sonst zu einem Braindrain kommt, der zu noch mehr Verarmung in Afrika führt, wäre unmenschlich und ein verdeckter Rassismus.

Weltwoche: Europa entdeckt gerade, wie gefährlich die Abhängigkeit von russischer Energie ist.

Varoufakis: Lassen Sie mich sagen, dass die Abhängigkeit von Russland bereits in den frühen 1970er Jahren mit der Ostpolitik von Willy Brandt begann. Damals war das keine schlechte Idee. Sie war Teil der Entspannungspolitik. Und es war das Ende der Sowjetunion, die ein ganz anderes Wesen war als Putins Russland, viel zivilisierter und berechenbarer.

Weltwoche: Was ist seitdem schiefgelaufen?

Varoufakis: Nach der Finanzkrise von 2008 haben die Regierungen zu wenig investiert, weil sie Sparmassnahmen ergriffen hatten. Nachdem wir während dreizehn Jahren nicht in erneuerbare Energiequellen investiert haben, sind wir immer abhängiger von Gazprom und Putin geworden.

Weltwoche: Jetzt sieht es so aus, als würde das Geschäftsmodell der europäischen Industrie tatsächlich versagen, weil Energie sehr teuer wird.

Varoufakis: So etwas wie ein europäisches Modell gibt es nicht, es ist das deutsche Industriemodell. Es war die Grundlage und das

Skelett der Euro-Zone, der Wirtschaft der Europäischen Union. Es wurde während Jahren mit billigem Gas von Putin gesponsert. Dieses Modell ist kaputt. Es ist am Ende. Wir sind mit einem Zerfall der europäischen Wirtschaft konfrontiert. Daran gibt es keinen Zweifel.

Weltwoche: Wie würden Sie diese Wirtschaftskrise lösen?

Varoufakis: Meine Antwort ist ein einziges Wort: Staatenbund. Eine andere Lösung gibt es jetzt nicht.

Weltwoche: Können Sie das erklären? Es gibt doch bereits eine europäische Union.

Varoufakis: Nein, da liegen Sie falsch. Wir haben das genaue Gegenteil einer europäischen Union. Für jede Entscheidung müssen die Minister von 27 Ländern zusammenkommen. Und so etwas wie eine gemeinsame Staatskasse gibt es nicht. Es gibt zudem weder ein gemeinsames Einlagensystem für unsere Banken noch einen gemeinsamen Energieplan. Es gibt überhaupt nichts, was einer Föderation oder einer Union ähnelt.

Weltwoche: Sie haben während der Finanzkrise die Entscheidungsmechanismen der EU von ihren harten Seiten kennengelernt. Weshalb wollen Sie an der Union festhalten?

Varoufakis: Warum sprechen Sie in der Vergangenheitsform? Wir leben auch jetzt in einer Brüsseler Diktatur. Wir haben uns ihr völlig und vollkommen untergeordnet, sind eine Kolonie von Brüssel und Frankfurt.

Weltwoche: Was wollen Sie denn: mehr Union oder weniger Union?

Varoufakis: Ich wünsche mir die Demokratisierung dieses Imperiums.

Weltwoche: Können Sie ein Beispiel nennen?

Varoufakis: Jedes Mal, wenn ich im Parlament aufstehe und den Premierminister frage, warum er die Mehrwertsteuer in unserem armen Land nicht von 24 Prozent auf 19 Prozent reduziere, wie das in Deutschland der Fall sei, oder warum er keine Preisobergrenze für Strom aus unseren Wasserkraftwerken festlege, erhalte ich immer dieselbe Antwort von ihm: «Brüssel lässt uns nicht.» Das zeigt doch deutlich: Wir leben in einem Kolonialstaat.

Weltwoche: Wäre es für Sie vielleicht das Beste, die EU zu verlassen, wie es Grossbritannien getan hat?

Varoufakis: Wir haben nur zwei vernünftige Möglichkeiten. Entweder wir lösen die EU auf, und jedes Mitglied geht seine eigenen Wege. Oder wir fusionieren. Was wir im Moment tun, ist eine irrationale Option. Was wir im Moment haben, ist weder eine Föderation noch ein Austritt. Das ist für alle Europäer ein sicherer Weg in die Verarmung.

Yanis Varoufakis, griechischer Parlamentarier, leitet die von ihm gegründete linke Partei Mer25. Er lehrt Volkswirtschaft an der Universität Athen und hat rund ein Dutzend Bücher über politische Ökonomie, Spieltheorie und die EU geschrieben.

Schmetterlinge über der Jungfrau

Vögel ziehen im Herbst in den Süden. Sie sind mit ihrem Fernweh nicht allein.

Max Kern

Auch Schmetterlinge haben Träume. Ihr Ziel: einmal im Leben über die Alpen fliegen und am Meer bei warmen Temperaturen dem Liebesspiel frönen. Danach segnet sie das Zeitliche. Die nächste Generation zieht's im darauffolgenden Frühling wieder über die Alpen, bis hinauf nach Skandinavien. Nördlich des europäischen Hochgebirges wird im Frühling gepaart und wieder gestorben. Der Biologe Marco

Thoma vom Institut für Ökologie und Evolution der Universität Bern erklärt: «Man nennt das Generationenwanderung, weil jede Generation nur einen Teil der Reise unternimmt.»

2,1 Billionen Zugvögel wandern jeden Herbst vom Norden nach Afrika. Laut einem Bericht des Insektenforschers Marco Thoma zeigen

Die westlichen Alpenpässe werden laut Berner Biologen gezielt angefliegen.

Radarstudien, dass allein über Südengland jährlich 3,5 Trillionen Insekten hinwegziehen. Die Schmetterlinge sind zusammen mit den Zweiflüglern nach den Käfern die artenreichste Insektenordnung.

Während holländische, deutsche oder Schweizer Touristen auf ihrem Weg ans Mittelmeer jährlich die Zufahrten zur Gotthardröhre oder zum San-Bernardino-Tunnel verstopfen, ziehen die Wanderfalter weiter westlich über die Alpen. Über den Col de Bretolet, auf 1923 m ü. M. in den Walliser Alpen gelegen, über den Waadtländer Pass Col de la Croix (1779 m ü. M.) oder über den Berner Oberländer Tungelpass (2085 m ü. M.) flattern die Schmetterlinge Richtung wärmere Gefilde. Ohne Stau.

Faszinierend: Auch über der Jungfrau, mit 4158 Metern der dritthöchste Berg des Landes,



Über zwanzig Stundenkilometer: Tagfalter Vanessa atalanta.

ist schon ein Schmetterling gesichtet worden. Die westlichen Alpenpässe werden laut den Berner Biologen «gezielt angefliegen, da der geringe Aufstieg hilft, Energie zu sparen».

Ein Team des Berner Instituts für Ökologie und Evolution versucht seit Jahren, mit Hilfe von Tausenden von Amateurforschern grundlegende Fragen zur Schmetterlingswanderung zu beantworten.

In über zwanzig Ländern

sammeln Tierliebhaber Daten von Faltern, Raupen oder Eiern und übermitteln sie nach Bern. Als zentrales Studienobjekt wurde der Schmetterling Admiral, wissenschaftlicher Name «Vanessa atalanta», auserkoren. Mit seinen weissgefleckten und rotgebänderten schwarzen Flügeln ist der Admiral einzigartig unter den europäischen Tagfaltern. Die Tiere erreichen eine Flügelspannweite von 55 bis 65 Millimetern.

Im Rahmen des Admiral-Forschungsprojekts wurden im Herbst 2016 auf dem Col de la Croix und dem Col de Bretolet rund 7000 Admirale mit Netzen eingefangen, daraufhin mit Farbe markiert und wieder freigelassen. Dabei fanden die Forscher heraus, dass die nur knapp ein Gramm leichten Admirale mit einer Geschwindigkeit von über zwanzig Stundenkilometern unterwegs sind. Und in der Schweiz die gleichen Routen benutzen wie die Zugvögel.

Auf dem Col de Bretolet, an der Grenze zum französischen Département Haute-Savoie, werden seit 1958 im Auftrag der Vogelwarte Sempach bis zu 20 000 Vögel zwecks Forschung beringt. Über den Col de Bretolet ziehen Jahr für Jahr auch Schwebfliegen wie Epistrophe balteata oder der Totenkopfschwärmer (Acherontia atropos). Das ist ein seltener Nachtfalter, der sich am liebsten von Honig ernährt und bei Bedrohung laute, quietschende Töne von sich gibt.

Merke: Genervte Autofahrer auf dem Weg in den Süden hupen. Schmetterlinge quietschen.

Mad in Germany

Wer den Exzess liebt, reist heutzutage nach Deutschland – natürlich Vollgas auf der Autobahn. Die Masslosigkeit ist überall, in Technoklubs, Grossbordellen und an Volksfesten.

Peter Littger

Als der Tscheche Radim Passer im Juli 2021 mit seinem Bugatti Chiron über die deutsche Autobahn Nummer zwei raste, hatte er zweifach Grund zur Freude.

Zum einen war ihm hier auf einer öffentlichen Strasse gelungen, was im Rest der Welt nur auf Renn- und Teststrecken, Salzseen oder schlicht in der Fantasie möglich ist: Er hatte sein mehr als drei Millionen Franken teures Fahrzeug auf eine Geschwindigkeit von 417 Kilometern pro Stunde gebracht – was 116 Zentimeter pro Sekunde sind –, dabei die Hände in die Höhe gerissen und das halsbrecherische Manöver schliesslich bei Youtube hochgeladen. Das Video lockte fünfzehn Millionen Zuschauer.

Zum anderen kam Passer straffrei davon. Die zuständige Generalstaatsanwaltschaft im sachsen-anhaltischen Städtchen Naumburg vertrat im August 2022 nach mehr als einem Jahr Grübeln über den Fall die Auffassung, der heute 59-Jährige habe sich möglicherweise gefährlich und rücksichtslos verhalten, aber keinesfalls verkehrswidrig und gegen geltendes deutsches Recht.

Mit anderen Worten: Wer den Temporausuch sucht, darf sich in Deutschland grenzenlos austoben. Dasselbe wusste auch der Schauspieler Tom Hanks einmal gegenüber David Letterman im amerikanischen Fernsehen begeistert zu berichten, nachdem er eine rauschartige Erfahrung mit dem Tempotourismus in *good old Germany* gemacht hatte.

Die Rechtslage – die gilt, solange man Rennen gegen sich selbst und nicht gegen andere fährt, weil immerhin das verboten ist – hat die *New York Times* zu einem bemerkenswerten Vergleich veranlasst: «Was religionsähnliche Einstellungen betrifft, ist die deutsche Abneigung gegen Geschwindigkeitsbegrenzungen auf einer Höhe mit den Waffengesetzen in Amerika.»

Was die Redaktion der *New York Times* nicht weiter ausführte: Ganz ähnliche Freiheiten wie auf den Schnellstrassen gelten in Deutschland für andere Las-

Berlin

ter: das Rauchen, das Saufen, das Huren – und demnächst wohl auch für den «kontrollierten Konsum» von Cannabis. Betrachtet man die Zustände nüchtern und von aussen, muss man sich die Augen reiben – vor lauter Rauch und Dunst, Ethanol und Schweiss in der Luft.

Normalität der Bierleiche

Die Masslosigkeit ist allgegenwärtig, egal, ob im Rheinischen Karneval, im Berliner oder Hamburger Nachtleben und auf dem Münchner Oktoberfest. Dort ist es nicht nur die schiere Menge von rund 7,5 Millionen Liter Bier, die «Mass» genannt und innerhalb von zwölf Tagen getrunken werden. Es sind vor allem die Normalität von zahllosen Bierleichen sowie der tradierte bajuwarische Brauch, zu fortgeschrittener Stunde unter Tische und Bänke zu pinkeln.

Überhaupt ist der Alkoholkonsum in Deutschland ziemlich auffällig. Menschen mit Bier- oder Schnapsflaschen in der Hand, wie man sie auf Strassen und in Bussen antrifft, sind nicht bloss in den pruden USA undenkbar, wo vielerorts der sichtbare Konsum von alkoholischen Getränken in Autos selbst für Mitfahrer untersagt ist.

Auffällig sind auch die oft moderaten Preise sowie die schrankenlosen Ausschankzeiten: beinahe rund um die Uhr – und das nicht nur in Berlin, obwohl die Zügellosigkeit dort kulminiert. Zum Beispiel im Technoklub Berghain, einer «verschlossenen, sexgetriebenen Welt»,



Grenzenlos austoben: Gregor Scholl im «Rum Trader».

wie der *Rolling Stone* schrieb. In den Worten der amerikanischen Schauspielerin Claire Danes: der «beste Ort der Welt».

Und es locken viele weitere Attraktionen. Besucht man etwa mit Gästen aus England oder den USA den «Rum Trader» am Berliner Fasanenplatz, eine der sogenannten inhabergeführten Einraumkneipen, kann man das Staunen nicht übersehen, das eine andere legale Grenzüberschreitung über die Gesichter legt: Ihren Weltruf verdankt die kleine Bar nicht

Man muss sich die Augen reiben – vor lauter Rauch und Dunst, Ethanol und Schweiss in der Luft.

ihren rumreichen Getränken, sondern auch ihrem eigenwilligen früheren Eigentümer, dem Komponisten Gregor Scholl.

Vor fünfzehn Jahren hatte er (mit drei weiteren Parteien) vor dem Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe gegen das Rauchverbot geklagt. Vertreten durch Rupert Scholz, dereinst Berliner Justizsenator und später Bundesverteidigungsminister, hatte man Erfolg. Seitdem darf in allen Berliner Lokalen, die kleiner als 75 Quadratmeter sind, in denen keine warmen Speisen serviert werden und keine Gäste unter achtzehn Jahren verkehren, wieder so viel geraucht werden, wie die Lungen lustig sind.

Der «Rum Trader» ist dadurch zu einer Pilgerstätte von Tabak-Aficionados aus aller Welt geworden – und er ist es geblieben, nachdem Scholl sein Institut verkauft hat. Dass es weiterhin von führenden Hotels der Stadt empfohlen wird, erklärt der ehemalige Rumhändler Scholl so: «Weil ausländische Besucher etwas erleben können, was bei ihnen zu Hause schon lange verboten ist.»

Was die Überholspur für die Autoindustrie, war für ihn für mehr als zwanzig Jahre der Aschenbecher: «Es erhöht die Verweildauer, wenn ein Gast eine schöne Zigarre raucht. Dann trinkt er meistens auch mehr.» Wenn die Bar voll ist, dann



So eine Art Sturm und Drang der Gegenwart: Münchner Oktoberfest.

werden auch von seinem Nachfolger Sahand Zamani manchmal noch nachts um zwei Uhr in rauen Mengen Champagner, Rum und Gin serviert. In vielen anderen Ländern wären alleine dafür eigene, strengere Lizenzen erforderlich.

In der Weise, in der zügellose Lebensformen in Deutschland weder verpönt noch verboten sind, sind sie längst zu einem Standortvorteil geworden. Er hat sich in der weiten Welt herumgesprochen und lockt eine Menge Gäste an. Wie auf dem Oktoberfest sind es nicht die Mengen, die aus der Reihe fallen, sondern die laxen Rahmenbedingungen – *made in Germany*.

Wo kein Kläger, da ein Raucher

Wie exzessiv die Verhältnisse manchmal werden, erlebt man wieder ab dem 11. November in Köln – wenn dort Karneval ist, die «fünfte Jahreszeit». Gilt im Bundesland Nordrhein-Westfalen offiziell ein striktes Rauchverbot, das auch die «Brauchtumpflege» nicht mehr als Ausnahme duldet, wird vor allem in der Woche vor Aschermittwoch, der Hochzeit des Karnevals, fröhlich geraucht. De facto ist das Gesetz dann ausgesetzt. Immer nach dem Prinzip: Wo kein Kläger, da ein Raucher.

«Wir dürfen nicht vergessen, dass die Nazis das Rauchen abschaffen wollten», betont Gregor Scholl. Sich für einen Lebensstil zu entscheiden, selbst wenn er das eigene Wohl gefährdet, sei immer auch ein Akt bürgerlicher Selbstbestimmung – beinahe schweizerisch! In dieser Sichtweise wird als Gängelei empfunden, was die per Grundgesetz garantierte Freizügigkeit einschränken könnte. Sie bildet genau genommen einen deutschen Exportschlager – oder

besser gesagt: eine Riesenattraktion in einem ansonsten oft als «Dienstleistungswüste» verurteilten Land.

Womit wir bei den Sexdienstleistungen sind – der freizügigsten deutschen Körperkultur. Auch in diesem Segment bietet Deutschland eine Menge konkurrenzloser Freiheiten und Formate: Nacktbadestrände, Saunaklubs und regelrechte Vergnügungstempel für alle möglichen sexuellen Neigungen. Besucher aus dem Ausland sind bereits baff, wenn sie in Frankfurt, in Hamburg oder in Berlin die Prostituierten nur mit blossen Auge auf offener Strasse stehen und, bei Geschäftsabschluss, in sogenannten Laufhäusern, wo sich die Frauen schliesslich der lustwandelnden Kundschaft präsentieren.

Das Gericht befand, dass es schlicht unmöglich sei, in Berlin nicht in der Nähe eines Swingerklubs zu leben.

Und sie staunen in Berlin über Busse, die für den Sexklub Artemis werben. Wo sonst auf der Welt würde der öffentliche Nahverkehr käuflichen Sex als Form der Freizeitbeschäftigung anpreisen? Das wäre nicht nur in New York oder London undenkbar, sondern auch in Zürich.

Es war kein Zufall, dass Angela Merkel im März 2020 in ihrer ersten Ansprache zu den Corona-Massnahmen Prostituierte und Bordelle wörtlich erwähnte. Die Angaben über das Sexgewerbe in Deutschland schwanken. Das Statistische Bundesamt rechnet mit 400 000 meist weiblichen Prostituierten und mehr als einer Million Freier am Tag. In einem Aufruf der Zeit-

schrift *Emma* war 2013 sogar von 700 000 Prostituierten die Rede. (Im Vergleich dazu arbeiten laut einem parlamentarischen Ausschuss in Grossbritannien rund 70 000 *sex workers* mit rund 220 000 Freiern pro Tag.)

So umstritten die Zahlen sind, so offensichtlich ist das Angebot. Und es ist wahrlich vielseitig, wenn man die Etablissements mitzählt, die (ebenfalls) auf Selbstbestimmung setzen, nicht auf Prostitution. So verbreitet die Vorstellung und das Vorurteil unter Deutschen sind, dass Sextouristen mit «Bumsbomben» in Länder wie Thailand reisen, so bewusst sollten sie sich machen, dass jeden Tag unzählige Sextouristen in ihr Land kommen. Die festen Termine im Jahreskalender erhöhen die Attraktivität: Oktoberfest, Cannstatter Wasen, Karneval, Christopher Street Day ...

Es ist schon einige Jahre her, da versuchte ein Mieter in Berlin, auf Mietminderung zu klagen, weil sich in der Nähe seines Hauses ein Swingerklub befand. Die Klage wurde damals abgewiesen. Das Gericht befand, dass es schlicht unmöglich sei, in Berlin nicht in der Nähe eines Swingerklubs zu leben.

Vielleicht ist der Exzess ja wirklich eine Spezialität aus Deutschland! So eine Art Sturm und Drang der Gegenwart. Dass Bund und Länder in erheblicher Weise von Steuereinnahmen profitieren, die das Rasen, das Rauchen, das Trinken oder das Huren mit sich bringen, ist noch eine ganz andere Geschichte. Tom Hanks konnte es nach seinem Ausflug *on the German* Autobahn jedenfalls kaum fassen, wie legal der Rausch in Deutschland ist: «Der Staat sitzt dir nicht im Nacken – *government is off your back, baby!*»

Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



Probeabo:

8 Ausgaben nur Fr. 38.–
Telefon +41 43 444 57 01
kundenservice@weltwoche.ch



Zürcher Theater der Träume

Die Unternehmer Walter Frey und Peter Spuhler machen Unmögliches möglich: Sie schenken den ZSC Lions ein neues Stadion.

Thomas Renggli

Es ist eine politische Sensation. In der Stadt Zürich, in der sonst nur Verkehrsblockaden und gemeinnützige Wohnungen gebaut werden, steht die Einweihung eines neuen Sportstadions bevor. Am Dienstag eröffnen die ZSC Lions mit dem Heimspiel gegen Fribourg-Gottéron die Swiss Life Arena in Altstetten und läuten damit nach 72 Jahren im Hallenstadion eine neue Eiszeit ein.

Zur Hauptprobe kam es am Samstag, beim Heimsieg der GCK Lions gegen Basel. Dabei zeigte sich ein erstes Mal die Strahlkraft der neuen Arena. Die kleinen Löwen, die ihre Heimspiele sonst in Küsnacht vor ein paar Hundert Zuschauern austragen, lockten über 6000 Besucher an. Klubrekord für die Ewigkeit!

Das neue «Löwenrevier», das in der Planungsphase den Namen «Theatre of Dreams» (Theater der Träume) trug, ist ein kühner Wurf. Die gewellte Betonfassade simuliert einen Vorhang, die runden Fenster stellen Eishockey-Pucks dar, die monumentale Terrasse wirkt wie der Vorbau einer römischen Arena. Der Blick geht von der Zürcher Stadtgrenze bis weit in den Kanton Aargau.

Die beiden Männer, die am Ursprung des Projekts standen, sind Schwergewichte in Wirtschaft und Politik: Lions-Verwaltungsratspräsident Walter Frey und sein langjähriger Weggefährte Peter Spuhler, beides erfolgreiche Unternehmer und ehemalige SVP-Nationalräte. Mit ihrer gesellschaftlichen Wasserverdrängung und politischen Glaubwürdigkeit ebneten sie den Weg durch die Instanzen.

Kabine wirkt wie ein Palast

Dabei war ein langer Atem nötig. Frey spricht von «zwölf bis fünfzehn Anläufen». Spuhler ergänzt: «Ich musste 35 Jahre im Zürcher Sport tätig sein, um diesen Moment zu erleben.»

Dass es so weit kam, ist auch der Lobbyarbeit von Lions-CEO Peter Zahner zu verdanken. Der Aargauer erkundigte sich bei der Politik, wie der Weg zum Ziel möglichst gut zurückgelegt werden könne. Die Antwort: «Schauen Sie, wie es die Fussballer gemacht haben, und tun Sie exakt das Gegenteil.»



Eine neue Eiszeit bricht an: Swiss Life Arena in Zürich Altstetten.

Zahner verstand den Wink, sprach mit allen möglichen Rekursstellern, mit Politikern, Quartiervereinen, Schrebergärtnern. Und er war erfolgreich: Nach achtjähriger Vorbereitungszeit wurde die Arena in nur dreieinhalb Jahren fertiggestellt. «Wir können stolz darauf sein», sagt Walter Frey nicht ohne Rührung.

Im Innern beeindruckt der hochmoderne, 21 Tonnen schwere Videowürfel und die steilen Tribünenrampen, die Platz für 12000 Zuschauer bieten. Die Schalensitze wirken wie Tausende Muscheln, die auf die ersten Wellen von Besuchern warten. Der Parkettboden im VIP-Bereich ist edel und trotzdem schlicht.

Urs Ledermann, verantwortlich für den Betrieb der neuen Arena, erzählt von Sonderwünschen, die berücksichtigt wurden: «Damit Herr Spuhler während der Spiele Zigarren rauchen kann, verfügt seine Loge über eine speziell leistungsstarke Lüftung.» Noch wichtiger aber ist: Im Gegensatz zum Hallenstadion besitzen die Lions in ihrer neuen Arena die Marketing- und Catering-Rechte.

Auch der Garderobentrakt beeindruckt, wobei die ZSC Lions deutlich machen, wer die Hausherren sind: Im Vergleich zur Gästekabine wirkt ihr Reich wie ein Palast. Daran angeschlossen sind ein Aufenthaltsraum für die Spieler sowie das Trainerbüro.

In einem Zwischengeschoss befindet sich der Trainings-Rink, auf dem künftig das ganze Jahr Winter herrschen wird. Detail am Rande: Damit die Eisaufbereitungsmaschine aus der Arena aufs Trainingsfeld befördert werden kann, wurde eigens ein Lift installiert.

«Da schweigt des Sängers Höflichkeit»

Das Stadion soll multifunktional genutzt werden. Im November wird hier die Unihockey-WM ausgetragen und 2026 die Eishockey-WM. Auch für die Handball-EM 2028 kommt die Arena in Frage sowie für Generalversammlungen, Musicals oder Kinovorstellungen.

Einzig Konzerte werden in der Swiss Life Arena nicht stattfinden – die Stadt will das Hallenstadion nicht konkurrenzieren. Darauf angesprochen, sagt Peter Spuhler: «Da schweigt des Sängers Höflichkeit, aber in der Privatwirtschaft wäre dies nie möglich.»

Wie Walter Frey und Namensrechte-Inhaberin Swiss Life beteiligte sich der Stadler-Rail-Chef mit einem zweistelligen Millionenbetrag am 170-Millionen-Franken-Bau. Vier Millionen Franken kommen vom Bund, drei Millionen vom Kanton.

Die Zürcher Eishockeyfans können den Financiers dankbar sein: Mit der neuen Halle haben sie ein meisterliches Zuhause.

Regierungsrat Hostettler kennt kein Pardon

Thomas Roth war vielgelobter Leiter der Asyl-Durchgangsstation im zugerischen Steinhausen. Bis er sich politisch auf Facebook äusserte. Sein Vorgesetzter entliess ihn Knall auf Fall.

Christoph Mörgeli



Medialer Feldzug: FDP-Politiker Andreas Hostettler.

Der diplomierte Sozialpädagoge mit eidgenössisch zertifizierten Weiterbildungen in Konflikt- und Gewaltmanagement sowie Psychotraumatologie verfügt über tadellose Qualifikationen. Der heute sechzigjährige ehemalige Offizier der Schweizer Armee wirkte unter anderem fast zehn Jahre für den Justiz- und Massnahmenvollzug des Kantons Zürich. Seine Referenzen und Zeugnisse waren stets die besten, sein Leumund ist tadellos, sein Strafregister bis heute ohne jeden Eintrag. Das Portal *Zentralplus* beschrieb 2019 die von Thomas Roth geleitete Durchgangsstation Steinhausen mit ihrer Lernwerkstatt als «Vorzeigemodell für die Schweizer Asylpolitik».

Pro Russland auf Facebook

Noch Ende Juni 2022 lobte der zuständige Regierungsrat Andreas Hostettler (FDP) Roth vor einem hochkarätigen Gremium in den höchsten Tönen und betonte seine ausserordentlichen Verdienste für den Kanton Zug sowie die vorbildliche Führung der Durchgangsstation Steinhausen. Drei Tage später hat Hostettler denselben Thomas Roth nach sechsjähriger Tätigkeit Knall auf Fall entlassen.

Eine Journalistin der *Zuger Zeitung* hatte sechzig Facebook-Einträge von Roth gesammelt und ihn bei den Vorgesetzten denunziert.

Roth habe, so der Vorwurf, auf Facebook «prorussische Aussagen» gemacht. Tatsächlich hat Roth die von Russland eroberten Gebiete als «befreit» beschrieben. Er bedauerte die Preisgabe der schweizerischen Neutralität im Ukraine-Krieg. Nachträglich warfen die Zuger Behörden Roth auch homophobe und sexistische Äusserungen vor. Roth ist kein Freund von LGBTQI+ und hat seinem Ärger Luft gemacht, als seine zwölfjährige Tochter im Sexualkunde-Unterricht durch Begriffe wie «body count» (Anzahl sexueller Kontakte) verstört wurde. Er sprach sich im Zuge der Abstimmung «Ehe für alle» kritisch darüber aus, dass Regenbogenfamilien der LGBTQI+-Community Kinder adoptieren und sich auch in Pflegefamilienwesen betätigen können, weil dort das Kindeswohl nicht im Zentrum stehe.

Roth führt mit seiner Frau im privaten Rahmen und ohne jegliche Subventionen sehr erfolgreich ein kleinfamiliales Pflegekinderprojekt im luzernischen Luthern. Sogar dieses wurde durch die mediale Kampagne gegen Roth zu diskreditieren versucht. Bezüglich

Jungfräulichkeit äusserte Roth Standpunkte der traditionellen katholischen Glaubenslehre, kritisierte aber gleichzeitig scharf den Kindesmissbrauch innerhalb der Kirche, das Verdingwesen oder frühere fürsorgerische Zwangsmassnahmen. Keiner seiner Einträge auf Facebook wurde vom sozialen Medium je gesperrt oder gelöscht, er veröffentlichte oder benutzte keinerlei illegale Inhalte.

Vor allem der Journalist Kilian Küttel von der *Luzerner Zeitung* und *Zuger Zeitung* hat sich auf Roth eingeschossen und bereits im letzten Jahr Personen zitiert, die dessen «militärischen Führungsstil» kritisierten. Gleichzeitig wurde auch versucht, die kleine Pflegefamilie, die der Sozialpädagoge mit seiner Frau ohne Subventionen im luzernischen Luthern führte, zu diskreditieren. Der mediale Feldzug endete wohl deshalb mit Roths Entlassung, weil Regierungsrat Hostettler angesichts der bevorstehenden Wahlen negative Schlagzeilen befürchtete.

«Diskriminierung und Aufruf zu Hass»

Die Entlassung von Thomas Roth stützte sich ausschliesslich auf dessen private Meinungsäusserung zu politischen und gesellschaftlichen Themen. Ihm ohne Rechtsverfahren Aufruf zu Gewalt, Hetze und Diskriminierung zu unterstellen, beurteilt Roth mit gutem Grund als Angriff auf verfassungsmässig garantierte Grundrechte. Dabei hat Regierungsrat Hostettler vor seinem vorverurteilenden Gang vor die Medien mit Roth nie das Gespräch gesucht.

Mittlerweile hat der Kanton Zug auf Drängen von Regierungsrat Hostettler sogar Anzeige gegen Roth erstattet. Der ehemalige Angestellte wird am 20. Oktober als «beschuldigte Person» wegen «Diskriminierung und Aufruf zu Hass» von der Staatsanwaltschaft einvernommen. Gegenüber den Vorgesetzten äusserte Roth auch Kritik am Schweizer Asylsystem, das Angehörige von LGBTQI+ bevorzuge, Mörder als politisch Verfolgte behandle und schwersten Gewaltverbrechern Asyl gewähre. Er sehe «derartigen Missbrauch tagtäglich».

Der FDP-Politiker Hostettler räumt ein, dass Roths Facebook-Einträge den einzigen Entlassungsgrund dargestellt hätten: «Es gab keine anderen Gründe.» Das Personalgeschäft der fristlosen Entlassung sei beim Leiter des Kantonalen Sozialamtes (KSA), nicht beim Direktionsvorsteher gelegen. Laut Regierungsrat Hostettler habe Thomas Roth gegenüber dem KSA mündlich «im Sinne eines rechtlichen Gehörs» zur Freistellung und zu den Facebook-Posts Stellung nehmen können. Später habe sein Rechtsvertreter schriftlich auf die vorgeworfenen Pflichtverletzungen reagiert.

Ungleiche Ellen

Die «homophoben» Aussagen von Thomas Roth würden dem Kanton der «Gefahr einer Reputationsschädigung» aussetzen. Dies erstaunt, ist doch Regierungsrat Andreas Hostettler Mitglied der Freikirche Chrischona Zug. Der Vorsitzende von Chrischona Schweiz behauptet, man könne seine Sexualität gewissermassen durch einen Willensakt festlegen. Chrischona Schweiz brach mit ihrem Projekt in Diessenhofen, weil der Leiter homosexuelle Paare segnete. In der Chrischona-Gemeinde Affoltern am Albis referierte ein «geheilte» Sexualberater und Theologe, wie er Homosexuelle therapiere. Hostettlers Chrischona-Kirche hält fest:

«Ausnahmslos jeder Text der Bibel, der Homosexualität spricht, heisst sie nicht gut.»

In den sechs Jahren, in denen Thomas Roth die Durchgangsstation Steinhausen geleitet hat, konnten die zuvor häufigen Blaulichteinsätze der Polizei auf ein Minimum reduziert werden. Es herrschten Ruhe und Ordnung bei den bis zu hundert Bewohnern, man arbeitete nach fachlichen Standards, die Station genoss hohes Ansehen bei Behörden, Fachleuten und der Bevölkerung. Dies war keineswegs der Fall, als Roth 2016 seine Stelle antrat. Er fand angesichts der Flüchtlingskrise des Vorjahres eine völlig verwahrloste Durchgangsstation mit mehrheitlich unqualifizierten, unmotivierten Mitarbeitern vor, die zuweilen gar Kontakte zu kriminellen Milieus pflegten. Die

Wer sich in den sozialen Medien mit linken Meinungen identifiziert, darf gar mit Unterstützung rechnen.

hygienischen Zustände waren katastrophal, die Asylsuchenden mehrheitlich sich selber überlassen, Polizeieinsätze und Anrufe genervter Anwohner an der Tagesordnung.

Thomas Roth hat die Durchgangsstation Steinhausen zu einem Vorzeigeprojekt aufgebaut. Er

versichert, er habe weder in seinem beruflichen noch in seinem privaten Umfeld jemals Personen diskriminiert oder benachteiligt. Ganz im Gegenteil war er zu jeder Zeit bereit, individuell und unkompliziert auch unkonventionelle Massnahmen für Personen mit besonderen Bedürfnissen zur Verfügung zu stellen. Unzählige persönliche Dankeschreiben von Asylsuchenden bezeugen dies. Der für Roth entstandene finanzielle, berufliche und persönliche Schaden und Reputationsverlust ist irreparabel.

Wer sich in den sozialen Medien mit linken Meinungen identifiziert, selbst wenn diese bürgerliche Parteien mit Schmutz bewerfen, darf im Gegensatz zum Fall Roth mit dem Gleichmut oder gar mit Unterstützung der öffentlich-rechtlichen Arbeitgeber rechnen. Kürzlich hat der vom Schweizer Fernsehen mitfinanzierte Komiker Mike Müller folgenden Tweet verfasst: «Zürcher SVP-Vertretung im Bundesrat doch möglich: Putin ist offen für Kandidatur.» Natascha Schwyn hat diese Aussage mit einem «Gefällt mir»-Herzchen kommentiert. Sie arbeitet als Inlandkorrespondentin bei Schweizer Radio und Fernsehen (SRF). Eine Rüge von ihrem Arbeitgeber hat sie wegen diesem politischen Statement keineswegs zu erwarten. Höchstens eine Lohnerhöhung.



Schlafwohl

Markenmatratzen & Bettsysteme

SINCE 2006

Wohl überlegt investieren & beruhigt schlafen.

Legen Sie Ihr Geld besser in,
statt unter der Matratze an.



Fachgeschäft
in Ihrer Nähe



TEMPUR

bico
SWISS SINCE 1861

riposa
SWISS SLEEP

superba
ATELIER SUISSE

Rettet Fracking Europa?

Heimisches Schiefergas könnte zur Sicherung der Energieversorgung beitragen. Noch wird die Technologie von der Politik verteufelt. Das ist ein Fehler.

Christoph Hilgers



Vorbild USA.

Europa steht im Bann der Gaskrise. Es stimmt, ohne Erdgas geht's erst einmal nicht – denn das Molekül aus Kohlenstoff und Wasserstoff wird gebraucht. Erdgas ist Energie und Rohstoff. Nicht nur zum Wärmen der Haushalte und als Prozessenergie in der Industrie, sondern auch als Rohstoff für die chemische, pharmazeutische und Düngemittelindustrie. Allein der deutsche Chemiestandort Ludwigshafen benötigt etwa so viel Erdgas wie die Schweiz, davon etwa 40 Prozent für die stoffliche Nutzung als Rohstoff.

Allgemeiner gesagt: Energie ist Rohstoff, und Rohstoff ist Energie. Ohne Erdöl keine Rotorblätter und keinen Asphalt, ohne Erdgas vorerst keinen Dünger und vieles andere nicht; und ohne Metalle keine Windenergie, keine Fotovoltaik, keine Batterien.

Nun werden die russischen Erdgaslieferungen nach Europa reduziert oder eingestellt und können nicht ad hoc ersetzt werden. Viele andere energieintensive Industriezweige und die Bürger stehen vor der Herausforderung, hohe Kosten zu tragen oder Alternativen zu finden, die es nicht immer gibt.

Karlsruhe

Im Jahr 2021 wurden global rund 4000 bcm/a (*billion cubic meters per annum*, also Milliarden Kubikmeter pro Jahr) Erdgas verbraucht. Der weltweite Erdgasverbrauch wächst jährlich, 516 bcm davon, also etwa ein Achtel, werden als verflüssigtes Erdgas (Liquified Natural Gas, LNG) gehandelt. Durch die Technologie der Erdgasverflüssigung können nun auch Länder ohne Pipelines Erdgas exportieren und importieren.

Puffer für den Winter

Ganz Europa importierte 2021 rund 17 bcm/a als Flüssigerdgas und 167 bcm/a über Pipelines aus Russland. Besonders viel LNG steht auf dem freien Markt nicht zur Verfügung, weil die hohen Investitionskosten für die Erdgasförderung und -verflüssigung grösstenteils über viele Jahre laufende Langzeitverträge zwischen Produzenten und vor allem asiatischen Erdgaskunden abgesichert werden.

In Deutschland, das jetzt im Brennpunkt der Energiedebatte steht, beträgt der Primärenergieverbrauch von Erdgas etwa 90 bcm/a, dies mit einem Anteil von 26 Prozent beim Energieverbrauch, der Importanteil aus Russland betrug über 50 Prozent. Die Schweiz ver-

braucht 3,6 bcm/a Erdgas, was etwa 12 Prozent ihres gesamten Primärenergieverbrauchs ausmacht, also eine etwa halb so hohe Quote wie jene Deutschlands. Aber das Herkunftsmuster ist ähnlich: Von den 37,8 TWh Energie durch Erdgas stammten 2019 ebenfalls rund 50 Prozent aus Russland. Eine TWh entspricht der Energie von einer Million Megawattstunden.

Durch den verstärkten Kauf freier Kapazitäten durch Deutschland und andere steigen die LNG-Preise. Asiatische Käufer werden aus dem freien Markt gedrängt und müssen auf Kohle und andere Energieträger ausweichen. Auch die Weltmarktpreise für Steinkohle, den global wichtigsten Energierohstoff zur Erzeugung von Strom, erreichen nun ungeahnte Dimensionen mit über 410 US-Dollar pro Tonne. Das Embargo der EU bezogen auf russische Steinkohle führt in Europa zu höheren Importen aus anderen Ländern mit langen Transportwegen wie etwa aus Australien, Kolumbien und den USA. Erdgas spielt eine wichtige Rolle als Energiespeicher. Weder Pumpspeicherkraftwerke noch Batterien ermöglichen die saisonale Speicherung grosser Energiemengen. Grosse Energiemengen von Erdgas können langfristig und

Der grösste deutsche Erdgasspeicher Rehden fasst mehr als den Jahresbedarf der Schweiz.

preiswert im Untergrund als saisonale Speicher gelagert werden. Dazu wird es in Poren, das heisst in Mikrometer grossen, offenen Zwickeln zwischen den festen Komponenten des Gesteins, in millimetergrossen Brüchen oder in ausgehöhlten Kavernen im Salzgestein gespeichert. Die Gasspeicher sind ein Energiepuffer für den Winter. Sie werden im Sommer gefüllt, im Winter wird neben dem konstanten Erdgasimport bei erhöhtem Energiebedarf in das Erdgasnetz ausgespeist.

Von den 893 TWh Gasspeicher der EU liegen 243 TWh (oder 23,9 bcm) in Deutschland, die derzeit zu über 80 Prozent gefüllt sind. Zum Vergleich: Nur 0,04 TWh können in allen deut-

schen Pumpspeicherkraftwerken gespeichert werden, und Batteriespeicher spielen bei den Energiespeicherkapazitäten keine Rolle.

Zur Pufferungskapazität: In Deutschland halten die Erdgasspeicher bei einem Wegfall des Imports die Energie von etwa zwei kalten Wintermonaten bereit, wenn nicht auch Gas aus Speichern exportiert würde. Die Schweiz bezieht den Grossteil des Erdgases aus Deutschland und besitzt Speicherkapazitäten für Erdgas in den Kavernenspeichern von Etrez in Frankreich von etwa 1,5 TWh. Die Pumpspeicherkraftwerke der Schweiz liefern ebenfalls etwa 1,5 TWh, wenn sie gefüllt sind. Der grösste deutsche Erdgasspeicher Rehden fasst mit 3,9 bcm (43,7 TWh) mehr als den Jahresbedarf der Schweiz.

Die Erdkruste dient aber nicht nur als Speicher, sondern auch als Erdgasquelle, die man quasi anzapfen kann. Dazu müssen tiefe Bohrungen niedergebracht werden. Es werden mehrere ineinander geführte, einzementierte Stahlrohre im Bereich der süsswasserleitenden

Die Auswirkungen sind weitreichend. Durch das horizontale Bohren und Fracking von Schiefergas konnten die USA sich seit Beginn des 21. Jahrhunderts sukzessive von einem Energieimport- zu einem Energieexportland entwickeln und ihre Geopolitik neu ausrichten. Nun kann der Import von verflüssigtem Erdgas aus den USA einen Beitrag dazu leisten, wegfallendes Erdgas zum einem Teil zu kompensieren, wenn dort vermehrt Erdgas gefördert (sowie gefrackt) und gekauft werden kann. Eine erste Anlandung von LNG über Spezialschiffe soll in Wilhelmshaven und Brunsbüttel mit etwa 8,5 bcm/a im Januar 2023 beginnen, drei weitere sollen noch 2023 folgen.

Geringe Wassergefährdung

Wie weit könnte denn Deutschland eigenes Erdgas fördern, um die Knappheit zu verringern? In Deutschland und im übrigen Europa gibt es einige mögliche Vorkommen von Schiefergas, aber ob die Erdgasmengen tatsächlich förderbar sind, ist aufgrund der zahlreichen Fracking-

Wasserdruck auf und fällt nach dem Bruch wieder in sich zusammen. Der eingespülte Sand hält die Brüche wenige Millimeter auf. Weitere Chemikalien werden zum Korrosionsschutz, zur Anpassung der Benetzungseigenschaften und zur Verhinderung von Mikroorganismen zugegeben. Das Fracfluid besteht aus etwa 95 Prozent Wasser, 4 Prozent Stützmittel und einem Prozent Additiven und fällt in Deutschland in die Wassergefährdungskategorie I (schwach wassergefährdend).

Wie jede etablierte Technologie ist Fracking risikoarm, aber nicht risikolos. Vor einer Bohrung müssen die Risiken quantifiziert, und vor der Frackingmassnahme muss eine Umweltverträglichkeitsprüfung durchgeführt werden. Zu den Risiken zählen mögliche Ausgasungen in die Atmosphäre, Verunreinigungen des Trinkwassers durch undichte Bohrungen und mögliche Bodenbewegungen oder Erdbeben. Neben technischen Massnahmen und Ausschluss ungeeigneter Gebiete müssen die Exposition und die Schadensempfindlichkeit



Gesteine eingebaut, die sich in wenigen Metern bis etwa 300 Meter Tiefe befinden. Ist das Erdgas in den Mikrometergrossen Poren gefangen, kann es in mehr als tausend Meter Tiefe durch gezieltes Brechen befreit und gefördert werden. Dieses Fracking wird seit den 1940er Jahren durchgeführt und kontinuierlich verbessert.

Hinzu kommt eine zweite Art: Durch die Technologie des horizontalen Bohrens seit den 1990er Jahren können die zunächst vertikal in den Untergrund gerichteten Bohrungen in mehreren hundert Metern bis mehreren Kilometer Tiefe gezielt abgelenkt und bis zu mehreren Kilometern horizontal in die gewünschte Richtung ausgerichtet werden.

Millionenfach erprobt

Durch das horizontale Bohren wurden erstmals in den USA dichte Tonsteine, in denen das Erdgas in Mikro- bis Nanometerkleinen Zwicken gefangen ist und nicht strömen kann, erbohrt und gefrackt. Inzwischen ist einige Millionen Mal im Schiefergas gefrackt worden. Durch diese Technologie konnten in den USA und später weltweit umfangreiche Schiefergaslagerstätten erschlossen werden. Rund 25 Prozent des globalen verbrauchten Erdgases werden heute durch Fracking gewonnen und auch von Europa gekauft.

Moratorien häufig nicht genau bekannt. So werden in Deutschland bis zu 2000 bcm Schiefergas in ein bis fünf Kilometer Tiefe vermutet, von denen mittelfristig vielleicht 10 bcm/a oder mehr neben den gegenwärtigen, ungefrackten 5 bcm/a gefördert werden könnten.

Die von der deutschen Bundesregierung eingesetzte nationale Expertenkommission übergab 2021 ihren finalen Bericht dem deutschen Bundestag, gemäss dem Fracking in Deutschland technisch möglich sei. Schiefergas kann in manchen Ländern Europas einen Beitrag zur heimischen Versorgung liefern, den Bedarf aber nicht vollständig und nicht kurzfristig decken.

Gegner des Frackings kritisieren das Verfahren als umweltschädlich. Dazu Folgendes: Je nach Tiefe, Gestein und Art des Frackings auf Erdgas, Erdöl, Trinkwasser oder Forschungsbohrungen der tiefen Geothermie in dichten kristallinen Gesteinen werden unterschiedliche beziehungsweise keine Additive verwendet. Für das Fracking von Schiefergas wird das einige hundert Meter bis etwa fünf Kilometer lange horizontale Stahlrohr perforiert und das Fracfluid mit einem Stützmittel wie Sandkörnern und Additiven unter hohem Druck in den gasführenden Tonstein eingepresst. Der Bruch (*frac*) im Tonstein reisst durch den

berücksichtigt werden, die im dichtbesiedelten Europa häufig höher sind als in den weiträumigen Schiefergasgebieten Nordamerikas, Russlands, Australiens und anderer.

Gesellschaftspolitische Entscheidung

Der globale Bedarf an und der Wettbewerb um Energie und Rohstoffe werden weiter steigen, weil die Weltbevölkerung und der globale Wohlstand zunehmen. Neben dem Ausbau der rohstoffintensiven Windkraft, der Fotovoltaik, der Batterietechnologien und der grossen Untertagspeicher können die grundlastfähige Geothermie für die Wärme und bezahlbarer Wasserstoff als Energieträger und Rohstoff langfristig dazu beitragen, Abhängigkeiten zu diversifizieren. Den globalen Bedarf an Erdgas für Energie und Rohstoff ersetzen können sie vorerst nicht.

Ob heimisch gewonnenes Schiefergas zur Sicherung bezahlbarer, zuverlässig verfügbarer Energie und als Rohstoff zur Versorgungssicherheit in den Ländern mit entsprechenden Vorkommen eingebunden werden soll, ist eine gesellschaftspolitische Entscheidung.

Christoph Hilgers ist Professor für Geologie am Karlsruher Institut für Technologie (KIT).



INSIDE WASHINGTON

Paypals Angriff auf die Meinungsfreiheit

Paypal scheint sich seinen Big Brothers von Big Tech im Bemühen anzuschliessen, die freie Meinungsäusserung zu beschneiden. Am Wochenende enthüllte *Daily Wire*, dass das Online-Bezahlungsunternehmen einen neuen Passus in seine Nutzungsvereinbarung eingefügt hat, der saftige Geldstrafen für Kunden vorsieht, die sich des «Versendens, Postens oder Veröffentlichens von Nachrichten, Inhalten oder Materialien schuldig machen, die nach dem alleinigen Ermessen von Paypal [...] Falschinformationen portieren». Nach diesen neuen Richtlinien können Kunden mit einer von Paypal festgelegten Busse von 2500 Dollar pro Verstoß, die direkt vom Paypal-Konto abgezogen werden, bestraft werden.

Das öffentliche Echo folgte heftig und schnell. Der ehemalige Paypal-Präsident David Marcus twitterte, dass die neue Richtlinie «gegen alles verstösst, woran ich glaube. Ein privates Unternehmen darf jetzt entscheiden, Ihnen Ihr Geld wegzunehmen, wenn Sie etwas sagen, mit dem es nicht einverstanden ist. Wahnsinn.» Elon Musk, Mitbegründer des Unternehmens, antwortete: «Gleicher Meinung.» Die Aktie von Paypal, ein Unternehmen mit einem Umsatz von 24,6 Milliarden Dollar und weit über 200 Millionen Nutzern rund um die Welt, rutschte am Montag um 6 Prozent ab. *Market Watch* berichtet, dass «Google-Suchen nach «wie kann man Paypal kündigen» und «Paypal-Konto kündigen» Rekordzahlen generieren.

Eugene Volokh, Professor an der University of California, gab in seinem beliebten juristischen Blog bekannt, dass er sein Paypal-Konto aufgelöst habe. Die konservative Aktivistin und Kanye-West-Vertraute Candace Owens twitterte einen Screenshot ihrer Kündigung des Zahlungsdienstes. Paypal lernt gerade, dass Loyalität eine zweiseitige Transaktion ist.

Amy Holmes

12 Sekunden Grün

Die Staus vor dem Gotthardtunnel sind menschengemacht. Die Ampeln sind falsch eingestellt.

Hans Rentsch

Es war am Donnerstag, 29. September, da meldete Radio SRF 1 vor den Mittag Nachrichten je vier Kilometer Stau vor dem Süd- und dem Nordportal des Gotthardtunnels – eine Meldung, die inzwischen wie alltägliche Normalität zur Kenntnis genommen wird. Dabei kamen noch vor wenigen Jahren solche Staus an normalen Werktagen nur ausnahmsweise bei Unfällen oder Pannen vor.

Mein beinahe statistisch fundiertes Urteil dazu beruht auf einer zwölfjährigen Erfahrung. Zwischen Juli 2010 und September 2022 bin ich jedes Jahr gegen zehnmals zu meinem Ferienhaus im Piemont gefahren. Die Dynamik des Stauwachstums am Gotthard habe ich am eigenen Leib erfahren.

Dass das Problem der gesamtschweizerischen Staudynamik von den Verfechtern einer gesteuerten Zuwanderung aufgegriffen wird, kann nicht überraschen. Wie gross der Beitrag des zunehmenden Dichtestresses am Gotthard zu dieser Belastung ist, ist schwierig abzuschätzen. Studien dazu sind mir nicht bekannt.

Nun habe ich aber bei meiner jüngsten Fahrt zurück aus dem Piemont meine eigene Studie gemacht. Sie war ganz einfach aus dem im Stau stehenden Auto zu erledigen. Ich mass mit meinem Handy die Grün- und die Rotphasen vor den ersten Dosierungsampeln vor der Tunnelfahrt am Südportal.

Zwei Lastwagen und sechs Autos

Die Ampeln blieben genau 12 Sekunden auf Grün. Und nach der kurzen Orange-Phase wartete man geschlagene 29 Sekunden auf den Wechsel von Rot zu Grün. Man kann sich leicht vorstellen, wie wenige Autos in der Grünphase die Linie in Richtung Tunnelfahrt passieren konnten, von Lastwagen mit ihrer trägen Beschleunigung ganz zu schweigen.

Meine Grobschätzung lautet: zwei Lastwagen und sechs Personenwagen pro Grün-Rot-Phase von zusammengekommen zirka 45 Sekunden. Pro Minute wären das etwas mehr als zehn Fahrzeuge. Eine zweite Grob-

schätzung: Mit einer derart restriktiven Tropfenzähler-Einstellung wird die mögliche Kapazität des Tunnels höchstens zu einem Viertel, wahrscheinlich sogar weniger, genutzt.

Irgendwann kippt die Rechnung

Natürlich haben die Tessiner und die Urner Polizei (oder wer immer diese Grün-Rot-Phasen bestimmt) das unangreifbare Argument der Verkehrssicherheit stets auf ihrer Seite. Allerdings stellt sich beim Gotthard-Paradox die Frage eines Zielkonflikts zunehmend dringlicher: Wenn bei zunehmendem Verkehr die Dosierung immer restriktiver eingestellt wird (Paradox) und die Staus wachsen und zum alltäglichen Ärgernis werden, verändert sich auch der *trade-off* zwischen dem Nutzen aus

Beim Gotthard-Paradox stellt sich die Frage eines Zielkonflikts zunehmend dringlicher.

der Verkehrssicherheit im Tunnel und den zunehmenden Staukosten davor. Irgendwann kippt die Rechnung, und die Staukosten (inklusive Mehrausstoss von Schadstoffen und CO₂ sowie psychischem Stress) werden schlicht so hoch, dass die Tunnelkapazität aus einer übergeordneten Perspektive wieder erhöht werden müsste.

Den Dosierungsentscheid am Gotthard kann man aus dieser übergeordneten Sicht jedenfalls nicht einfach einer Stelle überlassen, für welche die Verkehrssicherheit im Tunnel das absolut dominierende Kriterium darstellt. Eine solche Stelle nimmt extrem hohe Staukosten in Kauf, um bei schlimmen Unfällen im Tunnel dem Vorwurf zu entgehen, sie habe für die Verkehrssicherheit zu wenig unternommen.

Hans Rentsch ist Ökonom und Publizist.

Die neue Angst vor dem schlechten Gefühl

Jungen Menschen Schutz vor jedem Missbehagen zuzusichern, ist alles andere als sinnvoll.



Ein guter Freund war neulich in einem Zürcher Klub. Beim Anstehen am Eingang wurden er und die anderen (erwachsenen) Gäste von einer Person des Awareness-Teams minutenlang über die im Klub geltenden Verhaltensregeln instruiert. Drinnen an den Wandflächen hingen Plakate, die ein Orwell-mässiges Auge abbildeten und viel Text, der unter anderem Dinge erklärte wie: «Respektloses und übergriffiges Verhalten, wie ungewolltes Anmachen, Kommentare oder andere Grenzüberschreitungen haben bei uns nichts zu suchen. Handle nach dem Konsens-Prinzip. Konsens bedeutet, dass Handlungen und Gespräche nur im gegenseitigen Einverständnis stattfinden.» Man solle rücksichtsvoll tanzen, damit sich alle «wohl fühlen» könnten. Fühle man sich «unwohl», solle man sich an das Awareness-Team wenden.

Ich habe ein Foto des Plakates, und vielleicht ist das etwas pingelig, aber unwohl fühle ich mich bei dem Anblick des Orwell-Auges, soll das etwa zur Denunziation anstiften? Würde man mir in einem Nachtclub Benimmregeln erklären und mich behandeln, als wäre ich ein Kleinkind, würde ich auf dem Stiletto-Absatz kehrtmachen.

Solche Verhaltensinformationen samt den Awareness-Teams sind heute vermehrt in der Konzert- und Klubszene anzutreffen. «Awareness» bedeutet Bewusstsein. «Das Phänomen hat seine Wurzeln in feministischen und linksradikalen Kreisen», schreibt die *Taz*, damit sollen übergriffiges Verhalten und sexualisierte Gewalt in der Partywelt bekämpft und Klubs zu *safer spaces* gemacht werden.

Auch auf dem Münchner Oktoberfest beispielsweise unterstützen Mitarbeiter am *safe space* Betroffene bei Situationen wie sexueller Belästigung. An einem Volksfest mit sechs Millionen Besuchern halte ich das für sinnvoll. Nun aber ist an den Awareness-Regeln bemerkens-

wert, dass das «Nur Ja heisst Ja»-Prinzip nicht nur sexuelle Handlungen betrifft, sondern dass man es auf Gespräche ausweitet. Nur: Es ist doch so, dass sich viele Paare im Ausgang kennenlernen – gerade Frauen nehmen in solchen Momenten häufig die passivere Rolle ein – und ein Annäherungsversuch vielleicht erst beim zweiten oder dritten Mal erfolgreich ist; so manche Beziehung beginnt mit einem unaufgeforderten Ansprechen, einem ungewollten Kommentar oder spontanen Anflirten ohne vorab erteilten Konsens. Sich nicht sofort auf jemanden einlassen und die Unnahbare spielen, ist manchmal Teil des Flirts. Ein Ansprechen ist nicht immer eine lohnende Angelegenheit, eine Kennenlernsituation kann schief laufen. Aber diese Konstellationen als «übergriffig» einzustufen, entmündigt jeden erwachsenen Menschen.

Noch erstaunlicher ist das sogenannte Definitionsmacht-Konzept als Teil dieser Awareness-Regeln. In einem Leitfaden zu Awareness-Teams bei Partys definiert es Stuvus, die Studierendenvertretung (sic) der Universität Stuttgart, so: Definitionsmacht heisse, «dass – aufgrund von individuell verschieden erlebter und wahrgenommener Gewalt – nur von der betroffenen Person definiert werden kann, wann Gewalt anfängt, Grenzen überschritten werden». Die Person sollte auch unter keinen Umständen in Frage gestellt werden.

Es braucht also keinen faktischen Übergriff, es genügt eine empfundene Grenzüberschreitung, um als solche anerkannt zu werden, weil die Definitionsmacht aus Prinzip immer beim Betroffenen liegt. Das ist interessant. Wenn nur das eigene Empfinden zählt, zählt dann aber nicht auch die Wahrnehmung der anderen Person, die Gegenempfindung? Und wenn nur das Gefühl des Empfängers richtig ist, wäre so gesehen ja

schon ein «Hallo, wie geht's?» möglicherweise falsch – und dann basiert alles auf Subjektivität, und man müsste den Absender im Fall einer Beschwerde gar nicht mehr anhören. Wie man eine Situation wahrnimmt, ist doch häufig auch eine Frage der Interpretation.

Von Unwohlsein sind offenbar immer mehr junge Menschen geplagt. Gewiss nicht alle, aber so manche. Und diese fühlen sich unwohl beim Anblick einer nur im BH tanzenden Frau (und beschwerten sich beim Awareness-Team, so geschehen an einem Basler Konzert). Unwohl aufgrund weisser Männer, die Rastas tragen und Reggae spielen, unwohl, weil Menschen an Unis Vorträge halten über Dinge, die sie anders sehen. Sie sehnen sich nach emotionaler Sicherheit und Orten, wo man verspricht, diese für sie herzustellen – und das geschieht offenbar immer öfter.

Natürlich muss man Menschen ein Gefühl der Sicherheit geben. Aber nicht jedes Unwohlsein ist eine Folge verwerflichen Handelns. Indem man Konzerte absagt oder mit Instruktionen zu Klub-Verhaltensregeln quasi einen Schutz vor schlechten Gefühlen herstellen und das entsprechend vermitteln will, suggeriert man jungen Menschen, dass es ihr natürliches Recht sei, sich immer und unter allen Umständen wohlfühlen. Und wenn sie sich nicht wohlfühlen, liegt es nicht an ihnen, sondern an äusseren Umständen, denn es gibt nichts, was sie selber tun könnten, um die eigene Situation zu verbessern – ausser die ganze Verantwortung an andere abzugeben.

Gäbe es keine Dating-Apps, würde die westliche Zivilisation wohl vor die Hunde gehen, da dieser Awareness-Trend jede Fortpflanzung bereits im Keim erstickt.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli

Wer ist der reichste Schweizer?

Guillaume Pousaz ist an der Spitze der Vermögensrangliste. Weshalb kennt man den 41-Jährigen kaum? Und was genau tut seine Firma Checkout.com? Wir haben Antworten.

Mark van Huisseling

Als ich ein junger Verkäufer bei Bulgari und Harry Winston war, hatte man mit hundert Reichen zu tun, mit Rockefeller, Rothschild, Aga Khan, Marcos, König Fahd oder Gianni Agnelli. Heute gibt es ich weiss nicht wie viele Superreiche, und sie heissen Mr. Smith, Mr. White, Mr. Man-kann-es-nicht-aussprechen-und-kennt-ihn-nicht.» Das sind Sätze von Fawaz Gruosi, der mit seiner Genfer Schmuck- und Uhrenmarke De Grisogono eine Zeitlang der Juwelenlieferant vieler reicher Menschen war. Ein Mr. (oder Monsieur) Pousaz, Guillaume Pousaz, fehlt in seiner Aufzählung. Zwar kann man den Namen aussprechen, falls man französisch kann. Doch den Mann dahinter kennt auch in der Schweiz fast niemand.

Was überrascht – immerhin handelt es sich bei Pousaz um den Reichsten im Land. Oder, genauer geschrieben, um den reichsten Schweizer. Der 41-Jährige lebt in Dubai. Das heisst, auch das ist eine ungenaue Angabe, sein Wohnsitz sind die Vereinigten Arabischen Emirate. Doch er lebt in London, wo sich der Hauptsitz seiner Firma Checkout.com befindet, sowie im Flugzeug. Oder hier, dort und überall. Er ist einer der vielreisenden, modernen Nomaden, die als *citizens of nowhere*, Bürger von nirgends, beschrieben werden.

Goldener Surfer

Sein Reichtum fusst auf der Bewertung, die Investoren dem Unternehmen Checkout.com, das Zahlungsdienstleistungen für Firmen im World Wide Web abwickelt, beimessen. Im Frühjahr waren das rund vierzig Milliarden Dollar, woraus die Rechercheure der amerikanischen Zeitschrift *Forbes* für den Unternehmensgründer, CEO und Hauptaktionär ein Vermögen von zirka 23 Milliarden errechneten.

Pousaz gehören etwa 80 Prozent der Checkout.com-Aktien, das reichte damals für Platz 65 auf der Welt-Milliardärsliste. Aktuell, nach Börsensturz und Krypto-Crash, sind es noch ungefähr neunzehn Milliarden (Quelle: Bloomberg) oder Rang 74. Kurz zusammengefasst zwecks leichteren Verständnisses: Der gegenwärtig reichste Schweizer ist ein Millennial,

«geboren 1981 oder 1982» – kein Witz, so unscharf steht's bei Wikipedia, wie sonst nur bei sehr alten Leuten oder ganz geheimnisvollen Frauen –, studierte an der EPFL in Lausanne mathematische Ingenieurwissenschaften und schrieb sich danach an der angegliederten Business-Schule HEC für den Wirtschafts-Bachelor ein. Worauf der nächste unfreiwillig komische Eintrag im normalerweise nüchternen Online-Lexikon folgt: «Er brach sein Studium 2005 ab, als sein Vater an Krebs erkrankte» (nicht lustig, jetzt kommt's), und zog nach Kalifornien, um Surfer zu werden.»

Bis das Geld ausging jedenfalls, 2006 begann er, für ein Zahlungsunternehmen zu arbeiten. Als Nächstes machte er sich selbständig, weil er a) überzeugt war, es besser zu können als seine Chefs, und ihm b) die Kollegen zu bequem beziehungsweise zu wenig leistungsbereit waren.

Er ist einer der vielreisenden, modernen Nomaden, die als Bürger von nirgends beschrieben werden.

Was man eher selten vernimmt über Mitglieder der amerikanischen Tech-Start-up-Gemeinde (Quelle: *Forbes*).

Bald zog er weiter nach Singapur, wo er ein neues Unternehmen gründete mit einem Partner, von dem er sich später trennte, und aus dem 2012 sein heutiges wurde. Damit schrieb er Fintech-Geschichte: Wertvollstes Start-up Europas (weltweit besehen auf Platz sieben, Stand Ende Juli 2022, Quelle: Crunchbase). Und das war die Erklärung, wie ein Studienabbrecher seinen unbekannt Namen zuoberst auf die Schweizer Reichstenliste setzte – vor Magdalena Martullo-Blocher und Rahel Blocher (je um sieben Milliarden Vermögen) oder Ernesto Bertarelli plus Familie (knapp neunzehn Milliarden).

Netflix schauen leicht gemacht

Was bis hierher wohl unklar blieb: Was genau Pousaz' Firma tut beziehungsweise wie man damit so rasch so reich werden kann. Die kurze Antwort, in drei Worten, sowie eine, die für



Ein Typ, mit dem man gut auskäme:

das Geschäftsmodell vieler Unternehmen der Finanztechnologiebranche gilt: Es ist kompliziert. Darum ein angewandtes Beispiel. Wie geht das eigentlich, respektive wer sorgt dafür, dass man bei, sagen wir, Netflix bloss die Kreditkartennummer auf der Website einzugeben braucht und danach Serien sowie Filme sehen, Pardon: streamen kann? Guillaume Pousaz' Firma Checkout.com. Weitere Kunden sind Pizza Hut, Siemens oder Coinbase. Letztere Firma, ein Krypto-Handelsplatz, ist zudem ein Hinweis darauf, dass Checkout.com stark ist im Geschäft mit Blockchain-Anwendungen.



Unternehmer Pousaz.

Der «in der Schweiz geborene Surfer» (*Forbes Magazine*) wird als gesprächig, zuversichtlich und gut gekleidet beschrieben. Ein Typ, mit dem man wahrscheinlich gut auskäme und mit dem man gerne nach seinem (späten) Feierabend im schicken Londoner Viertel Fitzrovia, wo einige hundert seiner 2000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ihre Büros haben, ein Pint trinken möchte.

Doch so einfach ist es nicht, ihn zu treffen. Falls man nicht gerade das Glück hat, ihm auf einer Geschäftskonferenz zu begegnen, wie beispielsweise in Lissabon, wo das Foto entstand, mit dem viele Berichte über ihn illustriert wer-

den; es gibt keine grosse Bildergalerie von Pousaz. Sein Londoner Office, wo ich mich nach ihm erkundigte, ruft nicht zurück, auf der Checkout.com-Website gibt es keinen Kontaktknopf (ausser man möchte Kunde werden), bei LinkedIn – er hat 24 000 Followers – teilt er vorsorglich mit, er sei nicht in der Lage, Nachrichten an ihn

Meist bringe er seine drei kleinen Kinder in ihre Betten in Dubai – und fliege dann nach London ins Büro.

zu lesen. Und dem *Forbes*-Kollegen sagte er, er bekomme im Schnitt 800 E-Mails am Tag, weshalb er nur wenigen, auserwählten Sendern antworten könne.

Er verbringe fast 300 Nächte jährlich in Hotels, sagt er im erwähnten Interview weiter. Meist bringe er seine drei kleinen Kinder sonntagabends in ihre Betten in Dubai, gebe ihnen einen Gutenachtkuss – und fliege dann nach London ins Büro respektive nach Amerika oder Asien, die stärksten Märkte der Firma. Um am Freitagabend wieder in der Wüste bei Frau – über die man ebenfalls nichts weiss – und Kinder aufzuschlagen.

«Pretty shitty life»

Samstags nehme er sich frei, sonntags arbeite er schon wieder, damit er es auf siebzig, achtzig Wochenstunden bringe. Er selbst nannte das ein «pretty shitty life», ein ziemlich mieses Leben. Gibt es ein Leben daneben? Die Öffentlichkeit weiss es nicht genau. Unterhält er ein Weltklasse-Segelteam mit entsprechenden Rennbooten wie einst Bertarelli? Sammelt er Schweizer Meistermaler wie Christoph Blocher? Oder beteiligt er sich an einem Verein der englischen Premier League wie Hansjörg Wyss, ein, verglichen mit ihm, armer Schweizer (fünf Milliarden Vermögen)?

Kaum. Was unter anderem damit zusammenhängen dürfte, dass Pousaz gemessen an den erwähnten Einträgen auf der Reichstenliste noch ziemlich *cash-poor* ist (wenn auch reich, sehr reich, *on paper*, buchhalterisch). Checkout.com wurde Anfang dieses Jahres mit vierzig Milliarden Dollar bewertet, wie geschrieben. Dies anlässlich einer sogenannten Serie-D-Finanzierungsrunde, für die Profi-Anleger (Wagniskapital-, Private-Equity-Firmen und Staatsfonds) eine Milliarde aufbrachten und gegen eine Minderheitsbeteiligung am Unternehmen tauschten.

Das Geld, gab Pousaz in einer Medienmitteilung bekannt, wird im Unternehmen für die Bearbeitung von Schlüsselbereichen eingesetzt – mehrheitlich für den Ausbau des Amerika-Geschäfts plus der Führungsposition im Web 3.0 sowie die Einführung einer Lösung für Marktplätze. Aber nicht für Jachten, alte Meister oder Fussballklubs des Chefs.

Klar, Pousaz *et famille* sind mit Sicherheit keine Hungerleider. Und das mit Recht nicht. Als Unternehmer hat er, so sieht's aus, bereits Aussergewöhnliches geleistet. Und die Wahrscheinlichkeit, dass er sein Unternehmen, bevor er es voraussichtlich in ein paar Jahren für das breite Anlegerpublikum öffnen, also an die Börse bringen wird, weiter erfolgreich führen und stärken kann, scheint recht hoch. Dies trotz weltweit fallender Aktienkurse im Augenblick und einer allgemeinen Zurückhaltung von Geldgebern vor Investitionen in Technologiefirmen – solche gelten als weniger vielversprechend, wenn die Zinsen steigen und Anleger auch mit (wahrscheinlich) sichereren Staats- oder Unternehmensanleihen Geld verdienen können.

Der Fawaz-Gruosi-Test

Checkout.com, so sieht's aus, hat ihren «First-mover-Bonus», den Vorteil des Anbieters, der zu den ersten der Branche gehört, genutzt. Die Firma gilt neben der amerikanischen Stripe als führend im Geschäft mit der digitalen Zahlungsabwicklung. Und unter diesen Voraussetzungen fand Pousaz bestimmt einen Bankberater, der eine einfallreiche Möglichkeit ausarbeitete, dank der der Unternehmer heute schon einen (kleinen) Teil des riesigen Vermögens beziehen und ausgeben kann, das sich aller Voraussicht nach in der nicht so fernen Zukunft über ihn ergiessen wird.

Falls und wenn es denn so weit sein wird, lernt man bestimmt auch mehr über den Schweizer Technologieunternehmer, seinen Lifestyle und seine Familie. Und man erfährt, ob der Name Pousaz, Guillaume Pousaz, den Fawaz-Gruosi-Test besteht, sich also in die Aufzählung «Rockefeller, Rothschild, Aga Khan, Marcos, König Fahd, Gianni Agnelli» einreihen kann.

Schaffen Sie mehr Wert – für sich und die Umwelt

Vorausschauend seit Generationen

© LICHTENSTEIN, The Primely Collectors, Vaduz-Vienna

Welche Demut!

Nr. 40 – «Der Ukraine-Krieg markiert eine Trendwende» – Interview von Roger Köppel mit IKRK-Präsident Peter Maurer

Ein grosser Mann tritt in grösster Bescheidenheit zurück. Welche Demut! Herzlichen Dank für das ausgezeichnete und aufschlussreiche Interview. *Jürg Gerster, Küsnacht*

Zum Fremdschämen

Nr. 40 – «Es wird nie wieder so sein wie früher» Putins historische Rede gegen den Westen

Als langjähriger Abonnent der *Weltwoche* nehme ich mit Entsetzen zur Kenntnis, dass sich Ihre Zeitschrift zum Sprachrohr des kriminellen Staatsoberhaupts einer Atommacht hergibt. Wladimir Putin, eine Figur notabene mit besten Aussichten, dereinst vor dem Uno-Kriegsverbrechertribunal in Den Haag zu landen, wo er sich für seine Untaten in der Ukraine zu verantworten haben wird. Es ist zum Fremdschämen. *Ueli Meyer, Muri b. Bern*

Im Zangengriff

Nr. 39 – «Freiheit und Imperialismus» Michael Esfeld über kollektivistische Staatsideologien

Der Beitrag von Herrn Professor Esfeld ist eine der besten Analysen der politischen Gegenwart. Europa befindet sich im ideologischen Zangengriff, ausgehend und verursacht von Merkel-Deutschland. Hinter den Schalmeienklängen des Mainstreams lauert der Totalitarismus. Wie konnte es so weit kommen? War die «friedliche Revolution» gesteuert? Ist die Komintern wieder aktiv? Das politische Establishment jedenfalls hat vollständig versagt, hat

sich korrumpieren lassen und wahrscheinlich sogar mitgeholfen, den jetzigen Status quo zu schaffen. *Marieluise Fieger-Besdziek, Riegel a. K. (D)*

Platz in der Geschichte

Nr. 39 – «Zitate der Eskalation» Presseschau zum Ukraine-Krieg

Was all die vermeintlich ach so klugen Leit-hammel der menschlichen Gesellschaft so von sich geben, deutet darauf hin, dass alle versuchen, sich einen Platz in der Geschichte zu ergattern. Dabei lassen sie ausser Acht, dass dereinst möglicherweise niemand mehr da sein wird, der die Geschichte noch lesen kann.

Rolf Kempf, Eglisau

Bis heute gültig

Nr. 39 – «Die Uno-Rede, die Bundespräsident Ignazio Cassis hätte halten sollen» – Editorial von Roger Köppel

Die leider nirgends gehaltene Uno-Rede ist eine der besten Analysen über die Entstehung und Entwicklung unseres Landes, die ich je gelesen habe. Ich schlage vor, dass sie zur Pflichtlektüre im Geschichts- und Staatskundeunterricht an unseren Schulen erhoben wird.

Reinhard Hänggi, Solothurn

«Macht den Zaun nicht zu weit, mischt euch nicht in fremde Händel ein!», hat der Schweizer Nationalheilige Niklaus von Flüe die Eidgenossen gewarnt. Sie haben sich dadurch nicht von ihren machtpolitischen Ambitionen abbringen lassen und wurden in der Schlacht bei Marignano 1515 vernichtend geschlagen und wirtschaftlich nahezu zerstört. Ohne die Prinzipien «keine Expansion» und «immerwährende bewaffnete Neutralität» wäre die Schweiz in-

nerter der letzten 500 Jahre bereits mehrmals aufgeteilt worden. Bündnisse wie die Eidgenossenschaft oder die Urschweiz gab es in Europa im 13. Jahrhundert Dutzende. Die Schweiz ist das einzige, das bis heute überlebt hat.

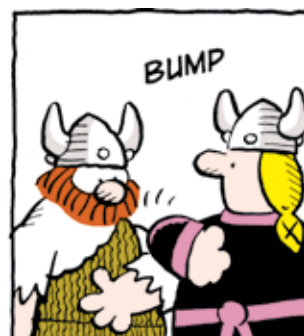
Elisabeth Monika Oesch, Zürich

Wirksam Strom sparen

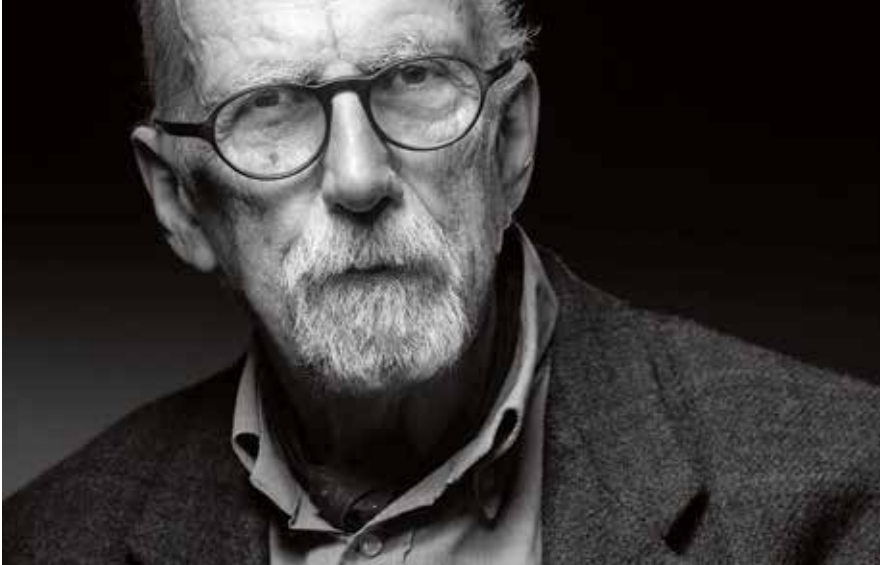
Nr. 38 – «Strom für alle» Horst-Michael Prasser über Kernenergie

In der Schweiz wurden vor fünfzig Jahren Waschmaschinen und Tumbler mit Tarifschaltuhren über die Zeit der Mittagsspitze zwei bis vier Stunden gesperrt und die (heute verbotenen) Elektroboiler nur in der Nacht (mit Flusswasser zum Niedertarif) aufgeheizt. Heute fehlt der Strom in den Winternächten, und am Tag gibt es im Sommer zu viel Sonnenstrom. Tarifschaltuhren wurden durch Tonfrequenzsteuerungen ersetzt und erlauben jederzeit, ferngesteuert beliebige dezentrale Verbraucher freizugeben oder zu sperren. Grosse Stromverbraucher sind heute die etwa 35 000 Wärmepumpenheizungen mit etwa 500 MW Leistung. In den nächsten zehn Jahren wird sich durch den erzwungenen Heizungsersatz die Anzahl und damit der Stromverbrauch verdoppeln. Jedes Elektrizitätswerk kann über die Tag-/Nachttarife die Wärmepumpenkosten beeinflussen. Voraussetzung dazu ist nur eine gesamtschweizerische Verordnung, dass das zuständige Elektrizitätswerk bei Strommangel die Wärmepumpen abschalten darf. Das ist auf Dauer weit wirksamer als ein neues Öl-Gas-Kraftwerk (Birr) und im Betrieb kostenlos. *Alfred Welti, Zürich*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Bruno Latour (1947–2022)
Phil Read (1939–2022)



Worauf sind wir bereit zu verzichten? Philosoph Latour.

Auch Frankreich, das seine Dichter und Denker als Leuchttürme seiner Zivilisation verehrt und ihre Radikalität liebt, huldigt dem Intellektuellen-Ranking. Vor zwei Jahren klassierte das *Magazine littéraire* den am Wochenende im Alter von 75 Jahren verstorbenen Philosophen Bruno Latour unter die zehn einflussreichsten Denker der Welt. Die *New York Times* porträtierte ihn als «berühmtesten und gleichzeitig unverstandensten Philosophen Frankreichs». Das Echo auf Latours Tod und der Nobelpreis für Annie Ernaux unterstreichen Frankreichs Ruf als kulturelle Weltmacht.

Bruno Latour gereichte ihm zur Ehre. Er war ein «typisch französischer» Philosoph: ein manchmal etwas wirrer, aber stets origineller Denker, der nicht einer Gattung zugeordnet werden kann. Dessen Bücher nicht unbedingt ein Werk darstellen, ein Konzept oder eine Theorie illustrieren. Drei Dutzend Essays hat Latour veröffentlicht. Er war Soziologe, Anthropologe, Ethnologe – und auch ein bisschen Theologe. Seit ein paar Jahren wird der Moralist als Ikone der radikalen «politischen Ökologie» kultisch verehrt. Im Lockdown der Pandemie veröffentlichte er einen Entwurf der Gesellschaft danach: Worauf sind wir bereit zu verzichten?

In seiner grossbürgerlich-ländlichen Herkunft war die Radikalität von Latours Denken nicht angelegt. Er entstammt der berühmten Dynastie, die im Burgund seit zwei Jahrhunderten das grösste Grand-Cru-Anbaugebiet

bewirtschaftet. Er ist das jüngste von acht Kindern. In der katholischen Privatschule litt er unter der Arroganz, die dem Provinzler entgegenschlug. Er tröstete sich mit den Helden von Balzacs Romanen – die auch das Streben nach Anerkennung und Erfolg auszeichnet.

Sie blieben ihm nicht versagt. Untypisch für einen Philosophen verlief seine brillante Karriere. Sie führte durch Labors und Stabsstellen in politischen Organisationen. Er arbeitete für Industrieunternehmen und lehrte an Universitäten. Die Kritik am Jargon der französischen Postmoderne verschonte ihn nicht – in Amerika wurde sein «dilettantischer» Gebrauch der Relativitätstheorie verspottet. Als «Dekonstruktion der Wissenschaften» hat man seinen ethnologischen Blick auf sie bezeichnet. Dass sie nicht nur rational argumentieren, sondern auch eine Mythologie sind, lässt paradoxerweise die Klimakrise erkennen.

Auf der Liste der zehn einflussreichsten Intellektuellen steht er zusammen mit Jürgen Habermas, Slavoj Žižek, Judith Butler, Martha Nussbaum et cetera. Wessen Werk überleben wird, bleibe dahingestellt. Als einziger Franzose neben Latour ist Alain Badiou vertreten. Der marxistische Philosoph bleibt der kommunistischen, Bruno Latour war der ökologischen Revolution verpflichtet. Auf einem Foto trägt er ein T-Shirt: «Philosophen befinden sich auf dem Kriegspfad.»

Jürg Altwegg

Wir nannten ihn den «Prince of Speed». Mit sieben WM-Titeln und 121 WM-Podestplätzen war Phil Read der erfolgreichste Brite im Motorrennsport aller Zeiten. Als Erster gewann er in den Hubraumklassen 125, 250 und 500 ccm. «Im Prinzip sind alle Motorräder gleich», erklärte er sein Erfolgsgeheimnis lakonisch, «du steigst drauf und gibst Vollgas.»

Reads Auftreten war flamboyant. Für die Kameras trat er auch mal mit Pelzmantel über seiner Lederkombi auf oder kreuzte im Rolls-Royce im Fahrerlager auf. Und stets folgte ihm ein Anhang von Groupies, die ihn anhimmelten. Er wusste um sein blendendes Aussehen und liess nie einen Flirt aus. Dabei blieb er stets Gentleman. Selbstverständlich wusste er, dass ich mit dem Schweizer Rudi Kurth nicht nur im Seitenwagen fuhr, sondern dass wir auch neben der Rennpiste ein Paar waren. Doch wenn er mich sah, zwinkerte er mit den Augen und fragte: «Dane, stehst du immer noch auf mich?» Ich lächelte und sagte: «Aber natürlich, *my dear*.»

Read bleibt als liebenswerter Mensch und harter Wettkämpfer in Erinnerung, einer der härtesten aller Zeiten. Die Queen zeichnete ihn mit dem MBE-Orden aus. «Wir wussten, dass wir jederzeit sterben konnten, also drehten wir zwischen den Rennen auf», sagte er einmal vor Journalisten. «Wir waren wie Spitfire-Piloten. Nach dem Motto «Scheiss drauf, wir haben schon wieder einen Einsatz überlebt, lass uns ein bisschen leben.»» 1976 zog sich Read mitten in der Saison von der Weltmeisterschaft zurück. Sein Hauptsponsor hatte Insolvenz angemeldet. Da er seine Mechaniker nicht mehr bezahlen konnte und keine Schulden machen wollte, kehrte er dem Motorradsport für immer den Rücken. Letzte Woche ist Read in seinem Haus in Canterbury friedlich eingeschlafen.

Dane Rowe Kurth



«Ein bisschen leben»: Rennfahrer Read.

Der Kampf um die Ukraine gerät ausser Kontrolle

Die USA und Russland müssen dringend aufeinander zugehen. Der Lehrmeister heisst John F. Kennedy.

Jeffrey Sachs

Der ehemalige nationale Sicherheitsberater der USA, Zbigniew Brzezinski, bezeichnete die Ukraine als «geopolitischen Dreh- und Angelpunkt» Eurasiens, der sowohl für die USA als auch für Russland von zentraler Bedeutung ist. Da Russland seine lebenswichtigen Sicherheitsinteressen in dem aktuellen Konflikt auf dem Spiel sieht, eskaliert der Krieg in der Ukraine rasch zu einem nuklearen Showdown. Sowohl die USA als auch Russland müssen dringend Zurückhaltung üben, bevor es zur Katastrophe kommt.

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts konkurriert der Westen mit Russland um die Krim, genauer gesagt um die Seemacht im Schwarzen Meer. Im Krimkrieg (1853–1856) eroberten Grossbritannien und Frankreich Sewastopol und vertrieben Russlands Marine vorübergehend aus dem Schwarzen Meer. Der aktuelle Konflikt ist im Grunde der zweite Krimkrieg. Diesmal versucht ein von den USA geführtes Militärbündnis, die Nato auf die Ukraine und Georgien auszuweiten, so dass fünf Nato-Mitglieder das Schwarze Meer umschliessen würden.

Am Rand eines Atomkriegs

Die USA betrachten jedes Eindringen von Grossmächten in die westliche Hemisphäre als direkte Bedrohung der amerikanischen Sicherheit, was auf die Monroe-Doktrin von 1823 zurückgeht, in der es heisst: «Wir schulden es daher der Aufrichtigkeit und den freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und diesen [europäischen; Red.] Mächten, zu erklären, dass wir jeden Versuch ihrerseits, ihr System auf irgendeinen Teil dieser Hemisphäre auszudehnen, als gefährlich für unseren Frieden und unsere Sicherheit betrachten.»

1961 marschierten die USA in Kuba ein, nachdem der kubanische Revolutionsführer Fidel Castro die Sowjetunion um Unterstützung gebeten hatte. Die USA waren nicht sonderlich an Kubas «Recht» interessiert, sich einem beliebigen Land anzuschliessen – ein Anspruch, den die USA in Bezug auf das angebliche Recht der Ukraine auf einen Nato-Beitritt erheben. Die

gescheiterte US-Invasion von 1961 führte 1962 zu der Entscheidung der Sowjetunion, offensive Atomwaffen auf Kuba zu stationieren, was wiederum zur Kubakrise führte, die sich in diesem Monat genau zum 60. Mal jährt. Diese Krise brachte die Welt an den Rand eines Atomkriegs.

«Wo sind diese Garantien?»

Doch die Rücksicht der USA auf ihre eigenen Sicherheitsinteressen im nord- und südamerikanischen Raum hat sie nicht davon abgehalten, Russlands zentrale Sicherheitsinteressen in dessen Nachbarschaft zu verletzen. Mit der Schwächung der Sowjetunion kam die politische Führung der USA zu der Überzeugung, dass das US-Militär nach eigenem Gutdünken handeln könne. 1991 erklärte der Unterstaatssekretär für Verteidigung, Paul Wolfowitz, General Wesley Clark, dass die USA ihre Streitkräfte im Nahen Osten einsetzen könnten, «und die Sowjetunion wird uns nicht aufhalten». Amerikas nationale Sicherheitsbeamte beschlossen, die mit der Sowjetunion verbündeten Regime im Nahen Osten zu stürzen und in die Sicherheitsinteressen Russlands einzugreifen.

1990 sicherten Deutschland und die USA dem sowjetischen Präsidenten Michail Gorbatschow zu, dass die Sowjetunion ihr eigenes Militärbündnis, den Warschauer Pakt, auflösen könne, ohne befürchten zu müssen, dass sich die



Zurückhaltung üben: Ökonom Sachs.



Handeln nach eigenem Gutdünken:

Nato nach Osten ausdehnen und die Sowjetunion ersetzen würde. Auf dieser Grundlage erhielten sie 1990 Gorbatschows Zustimmung zur deutschen Wiedervereinigung.

Nach dem Untergang der Sowjetunion unterstützte Präsident Bill Clinton die Nato-Osterweiterung und machte damit einen Rück-

Das Überleben der Welt hängt von Besonnenheit, Diplomatie und Kompromissen auf allen Seiten ab.

zieher. Der russische Präsident Boris Jelzin protestierte lautstark, konnte aber nichts dagegen unternehmen. George Kennan, Amerikas Vordenker in Sachen Russlandpolitik, erklärte, die Nato-Erweiterung sei «der Beginn eines neuen Kalten Krieges».

Unter Clinton wurde die Nato 1999 auf Polen, Ungarn und die Tschechische Republik ausgedehnt. Fünf Jahre später, unter Präsident George W. Bush, wurde die Nato auf sieben weitere Länder ausgedehnt: die baltischen Staaten (Estland, Lettland und Litauen), die Schwarzmeerstaaten Bulgarien und Rumänien, den Balkanstaat Slowenien und die Slowakei. Unter Präsident Barack Obama wurde die Nato 2009 um Albanien und Kroatien und unter Präsident Donald Trump 2019 um Montenegro erweitert.

Russlands Widerstand gegen die Nato-Erweiterung verschärfte sich 1999, als die Nato-Länder die Uno missachteten und Russlands Verbündeten Serbien angriffen, und verstärkte sich in den 2000er Jahren mit den von den USA gewählten Kriegen im Irak, in Syrien und Libyen. Auf der Münchner Sicherheitskonferenz im Jahr 2007 erklärte Präsident Putin, dass die



US-Präsident Kennedy in Fort Stewart, Georgia, 1962.

Nato-Erweiterung eine «ernsthafte Provokation darstellt, die das gegenseitige Vertrauen verringert».

Putin fuhr fort: «Und wir haben das Recht, zu fragen: Gegen wen richtet sich diese Erweiterung? Und was ist aus den Zusicherungen [keine Nato-Erweiterung; Red.] geworden, die unsere westlichen Partner nach der Auflösung des Warschauer Paktes gegeben haben? Wo sind diese Erklärungen heute? Keiner erinnert sich mehr daran. Aber ich erlaube mir, die Zuhörer daran zu erinnern, was damals gesagt wurde. Ich möchte die Rede des Nato-Generalsekretärs Wörner in Brüssel am 17. Mai 1990 zitieren. Damals sagte er: «Die Tatsache, dass wir bereit sind, keine Nato-Armee ausserhalb des deutschen Territoriums zu stationieren, gibt der Sowjetunion eine feste Sicherheitsgarantie.» Wo sind diese Garantien?»

Die Ukraine gibt die Neutralität auf

Ebenfalls 2007, mit dem Nato-Beitritt von zwei Schwarzmeerländern, Bulgarien und Rumänien, richteten die USA die Black Sea Area Task Group (ursprünglich Task Force East) ein. Im Jahr 2008 verschärfte die USA ihre Spannungen mit Russland noch weiter, indem sie erklärten, die Nato werde sich durch die Aufnahme der Ukraine und Georgiens bis ins Herz des Schwarzen Meeres ausdehnen und damit Russlands Zugang zum Schwarzen Meer, zum Mittelmeer und zum Nahen Osten bedrohen. Mit dem Beitritt der Ukraine und Georgiens wäre Russland von fünf Nato-Staaten im Schwarzen Meer umgeben: Bulgarien, Georgien, Rumänien, der Türkei und der Ukraine.

Der prorussische Präsident der Ukraine, Viktor Janukowitsch, der das ukrainische Parlament

2010 dazu brachte, die Neutralität der Ukraine zu erklären, schützte Russland erst vor der Nato-Erweiterung um die Ukraine. Doch 2014 halfen die USA dabei, Janukowitsch zu stürzen und eine antirussische Regierung an die Macht zu bringen. Daraufhin brach der Ukraine-Krieg aus, in dessen Verlauf Russland die Krim zurückeroberte und prorussische Separatisten im Donbass, der Region der Ostukraine mit einem relativ hohen russischen Bevölkerungsanteil, unterstützte. Das ukrainische Parlament gab die Neutralität später im Jahr 2014 auf.

Die Ukraine und die von Russland unterstützten Separatisten im Donbass führen seit acht Jahren einen brutalen Krieg. Versuche, den Krieg im Donbass durch die Minsker Vereinbarungen zu beenden, scheiterten, als die ukrainische Führung beschloss, sich nicht an die Vereinbarungen zu halten, in denen eine Autonomie für den Donbass gefordert wurde. Nach 2014 belieferten die USA die Ukraine mit massiven Rüstungsgütern und halfen bei der Umstrukturierung des ukrainischen Militärs, damit es mit der Nato interoperabel ist, wie die Kämpfe in diesem Jahr gezeigt haben.

Die russische Invasion im Jahr 2022 wäre wohl abgewendet worden, wenn Biden Ende 2021 auf Putins Forderung eingegangen wäre, die Nato-Osterweiterung zu beenden. Der Krieg wäre wahrscheinlich im März 2022 beendet worden, als die Regierungen der Ukraine und Russlands den Entwurf eines Friedensabkommens auf der Grundlage der ukrainischen Neutralität austauschten. Hinter den Kulissen drängten die USA und das Vereinigte Königreich Selenskyj, jede Vereinbarung mit Putin abzulehnen und weiterzukämpfen. Daraufhin brach die Ukraine die Verhandlungen ab.

Russland wird den Krieg bei Bedarf eskalieren, möglicherweise bis hin zu Atomwaffen, um eine militärische Niederlage und die weitere Osterweiterung der Nato zu verhindern. Die nukleare Bedrohung ist keine leere Drohung, sondern ein Mass dafür, wie sehr die russische Führung ihre Sicherheitsinteressen auf dem Spiel sieht. Erschreckenderweise waren auch die USA in der Kubakrise zum Einsatz von Atomwaffen bereit, und ein hoher ukrai-

Es ist notwendig, auf den Entwurf des Friedensabkommens von Ende März zurückzukommen.

nischer Beamter forderte die USA kürzlich zu einem Atomschlag auf, «sobald Russland auch nur daran denkt, einen Atomschlag auszuführen» – sicherlich ein Rezept für den dritten Weltkrieg. Wir stehen erneut am Rande einer nuklearen Katastrophe.

Präsident John F. Kennedy lernte die nukleare Konfrontation während der kubanischen Raketenkrise kennen. Er entschärfte diese Krise nicht durch Willenskraft oder militärische Macht der USA, sondern durch Diplomatie und Kompromisse, indem er die US-Atomraketen in der Türkei abzog und die Sowjetunion im Gegenzug ihre Atomraketen auf Kuba abbaute. Im folgenden Jahr strebte er Frieden mit der Sowjetunion an und unterzeichnete den Teilvertrag über das Verbot von Atomtests.

«Kollektiver Todeswunsch»

Im Juni 1963 sprach Kennedy die wesentliche Wahrheit aus, die uns heute am Leben erhalten kann: «Vor allem müssen die Atomkräfte bei der Verteidigung ihrer eigenen lebenswichtigen Interessen solche Konfrontationen vermeiden, die einen Gegner vor die Wahl stellen, entweder einen demütigenden Rückzug oder einen Atomkrieg zu führen. Ein solcher Kurs im Atomzeitalter wäre nur ein Beweis für den Bankrott unserer Politik – oder für einen kollektiven Todeswunsch für die Welt.»

Es ist dringend notwendig, auf den Entwurf des Friedensabkommens zwischen Russland und der Ukraine von Ende März zurückzukommen, das auf der Nichterweiterung der Nato beruht. Die heutige Situation kann leicht ausser Kontrolle geraten, wie es die Welt schon so oft erlebt hat – diesmal jedoch mit der Möglichkeit einer nuklearen Katastrophe. Das Überleben der Welt hängt von Besonnenheit, Diplomatie und Kompromissen auf allen Seiten ab.

Jeffrey Sachs ist Professor für nachhaltige Entwicklung an der Columbia University und hat als Sonderberater für drei Uno-Generalsekretäre gearbeitet.

Dieser Artikel erschien zuerst auf dem Nachrichten-Portal Other News (www.other-news.info).

Rezepte aus dem Wirtschaftswunder

Wir leben von der deutschen Ordnungspolitik, auch wenn das Wort altmodisch klingt.



Kürzlich gab es eine wirtschaftspolitische Sensation, die nicht viele bemerkt haben. Die Universität Luzern griff im Rahmen der regelmässig stattfindenden «Reichmuth & Co Lectures» einen Begriff auf, der uralt, scheinbar verstaubt, aber hochaktuell zugleich ist, das Thema lautete: «Ist Geldpolitik heute noch Ordnungspolitik?» Uralt ist der Begriff Ordnungspolitik, der heute in der Sprache der Politiker, der Berater, der Journalisten und auch in Lehrplänen von Universitäten rar bis ausgestorben ist. Und hochaktuell ist er insofern, als er jetzt im Zusammenhang mit der Geldpolitik zur Sprache kommt, die ja gerade daran ist, von unserem Geld in Europa pro Jahr fast einen Zehntel seines Wertes zu vernichten.

Ordnungspolitik? Die Jüngeren können mit diesem Wort wenig anfangen, womöglich denken sie an Ordnungsbussen oder Ordnungskräfte. Wer nicht «Ü 50» ist, hat von Ordnungspolitik, die zur deutschen Nachkriegszeit gehört, wohl kaum je etwas mitbekommen. Im Ökonomiestudium an den Universitäten spielt das Thema keine grosse Rolle mehr, und in der realen Wirtschaftspolitik ist es praktisch ein Fremdwort.

Dennoch wirkt die Frage, ob die Geldpolitik noch etwas mit Ordnungspolitik zu tun habe, geradezu elektrisierend. Denn diese hat offenbar etwas zu tun mit Ordnunghalten, so viel scheint klar – und die wie eine Stichflamme aufgeschossene Inflation scheint ja nicht gerade von Ordnung zu zeugen.

Und besonders pikant: Nationalbankpräsident Thomas Jordan und Joachim Nagel, Chef der Deutschen Bundesbank, waren die Re-

ferenten, die sich in Luzern vor prominentem Publikum dieser Frage stellten. Jordan nannte die zwei Prinzipien Preisstabilität als Richtschnur sowie Unabhängigkeit der Zentralbank.

Er war mit den Schweizer Spielregeln, dem angesehenen Franken und den noch zahmen Inflationszahlen im Rücken als Referent etwas besser dran als Nagel, der als Teil der EZB-Führung ja nicht gerade in einem Klub von erstklassiger Solidität und Disziplin mitwirkt.

Denn in den Institutionen der EU ist die aus Deutschland stammende ordnungspolitische Denkrichtung ein Auslaufmodell – grossenteils vergessen, verdrängt durch die mehr am französischen Zentralismus orientierten Weltanschauungen und Vorgehensweisen.

Dabei leben heute die meisten Leute in Europa immer noch von der Ordnungspolitik, sie wissen es nur nicht. Sie ist die Grundlage, auf der heute der europäische Wohlstand grossenteils beruht. Sie ist ein wichtiger Grund dafür, dass es heute selbst den unteren Einkommensgruppen in vielerlei praktischer Hinsicht besser geht als den Reichen in den sechziger Jahren: besser ausgerüstete Haushalte, weniger Handarbeit, mehr Freizeit, bessere Bildung und Information, vielfältigere und günstigere Unterhaltung, höhere Lebenserwartung.

Und pikanterweise ist dieser Erfolg auch ein wesentlicher Grund dafür, dass grosse Teile der europäischen Bürger schon so lange in Wohlstand leben und die Politiker derart viel Geld zum Umverteilen haben, dass sie die Ordnungspolitik vergessen haben – nicht wissen, dass sie genau all das auch ihr verdanken. Kurz und pauschal gesagt, war das deutsche Wirtschafts-

wunder ein Produkt der Ordnungspolitik der damaligen liberalen Denker und Macher in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg. Wesentliche theoretische Impulse kamen von Walter Eucken, entscheidende Schritte zur Umsetzung von Wirtschaftsminister Ludwig Erhard, der die Preisfreigabe putschartig durchsetzte und die Marktkräfte entfesselte.

Dank dem Wirtschaftswunder schuf Deutschland in Europa ein gewaltiges wirtschaftliches Kraftwerk, auch zum Nutzen der anderen Länder, die mit ihm zu tun hatten. Und der Erfolg führte naturgemäss zu Umverteilungsgelüsten. Das enorme Wachstum der Sozialpolitik und die zunehmende Umverteilung und Vergemeinschaftung in der EU zehren von und an den früheren Erfolgen einer Politik, die aufs Ordnunghalten ausgerichtet war.

Gespaltenes Nobelpreis-Trio

Zu Wochenbeginn erhielten die drei Ökonomen Ben Bernanke, Douglas Diamond und Philip Dybvig den «Nobelpreis» für Wirtschaftswissenschaften. Es ist eine pikante Kombination. Diamond und Dybvig haben die Rolle von Banken erforscht. Diese wirkten als Vermittler zwischen Sparern, die Geld bringen und es allenfalls kurzfristig wieder haben möchten, und Firmen, die einen langfristigen Kredit suchten. Die Tätigkeit der Bank dazwischen wird als Fristentransformation bezeichnet: von kurz- zu langfristig. Differenzen in den Zinsen ermöglichen es der Bank, damit Geld zu verdienen. Bernanke hatte als US-Notenbankchef mit seiner Tiefzins-Geldpolitik genau dieses Bankgeschäft gelähmt.

GESCHICHTE

Macht der Schönheit



Haben schöne Menschen bessere Lebenschancen? George Clooney mit Gattin Amal.

Für die Griechen bildeten «schön» und «gut» eine Einheit, doch in ihrer Mythologie ging diese Gleichung nicht auf.

Seite 52

Hölderlin war ein berückend schöner junger Mann. In der literarischen Welt war das für ihn ein Todesurteil.

Seite 53

Im 21. Jahrhundert hat die Macht der marktgängigen Schönheit in beängstigendem Ausmass zugenommen.

Seite 54

Wahrer Schönheit wohnt ein Makel inne

Attraktive Frauen und Männer geniessen Vorteile, haben aber auch Bürden zu tragen. Das Ideal hat sich im Lauf der Jahrhunderte stark verändert. Ungebrochen bleibt die Macht, die Schönheit auf den Einzelnen und die Gesellschaft ausübt.

Volker Reinhardt

Gegen Ende seines Lebens schrieb der erfolgreiche Maler und Grafiker Albrecht Dürer (1471–1528) einen Satz, der wie eine Kapitulation klingt: «Die Schönheit, was das ist, das weiss ich nicht.» Er musste es auch nicht wissen, da er keine Abhandlungen über Schönheit schrieb, sondern Schönheit malte, nicht zuletzt sich selber als schönen jungen Mann. Im Laufe der Geschichte haben sich die Definitionen von Schönheit immer wieder einschneidend verändert. So hörten die Kritiker bei der Uraufführung von Beethovens Violinkonzert Opus 61 im Jahr 1806 überwiegend Kakophonie, was für heutige Ohren unfassbar ist – mehr Wohlklang als in diesem Stück, speziell dem langsamen Satz, erscheint uns kaum vorstellbar.

Venus' Eifersucht

Auf der anderen Seite war Antonio Vivaldis 1725 publizierte «Primavera» von Anfang an ein Ohrwurm. «Spielt mir den Frühling», lautete die Daueranweisung König Ludwigs XV. von

Immer dann, wenn sich Schönheit mit Charakter verband, gab es Probleme.

Frankreich an sein Orchester. Nigel Kennedys Interpretation der «Vier Jahreszeiten» wurde 1989 ein Millionenseller, vom Missgriff, diese unsterblichen Klänge in Telefonendlosschleifen zur Sedierung ungeduldiger Kunden abzuspielen, ganz zu schweigen. Es gibt offenbar zeitgebundene und überzeitliche Schönheit – weiter soll die Begriffsbestimmung beziehungsweise Wortklauberei hier nicht vorangetrieben werden.

Stattdessen soll es im Folgenden um die Macht von Schönheit gehen, einst wie

Freiburg

jetzt. Auf den ersten Blick scheint das Thema erledigt; Psychologinnen und Psychologen aller Sparten werden nicht müde, zu betonen, dass schöne Menschen bessere Lebenschancen haben als unauffällige oder gar als hässlich abgetane. Dass Schönheit verkaufsfördernd für alle Arten von Produkten wirkt, ist vollends eine Binsen-



Stille Einfalt, edle Grösse: «David» von Michelangelo.

wahrheit. Doch so einseitig und platt treten uns Schönheit und ihre Wirkung in der europäischen Kulturgeschichte nicht entgegen.

Für die Griechen bildeten «schön» (*kalós*) und «gut» (*agathós*) eigentlich eine Einheit, doch in ihrer Mythologie ging diese Gleichung keineswegs auf. Immer dann, wenn sich Schönheit

mit Charakter verband, gab es Probleme, zum Beispiel für Psyche, die schönste junge Frau auf Erden. Durch ihre Schönheit entflamte sie nicht nur die Liebe des Liebesgotts Amor, sondern auch die Eifersucht von dessen Mutter Venus, die der verhassten Schwiegertochter in spe eine gefährliche Falle nach der anderen stellte, bis sich durch mancherlei unwahrscheinliche Fügungen doch noch alles zum Besten wendete. Auch für die vielen schönen jungen Frauen und Männer, denen der in Liebesdingen unersättliche Chefgott Zeus nachstellte, war dieser Liebreiz kein Segen; aus den nachfolgenden Vergewaltigungen gingen Söhne und Töchter, darunter Europa, hervor, an denen Zeus' rasend eifersüchtige Gemahlin mit sadistisch ausgeklügelten Racheaktionen ihr Mütchen zu kühlen pflegte.

Auch für die Römer war Schönheit bei beiden Geschlechtern eher kontraproduktiv; der schönste aller Jünglinge namens Antinoos diente Kaiser Hadrian als jugendlicher Liebhaber, starb auf mysteriöse Weise im Nil und wurde danach von seinem allmächtigen Lover unter die Götter erhoben – wohl kaum ein beneidenswerter Lebenslauf. Die Macht, die Schönheit auf andere ausübt, wird für den, der sie besitzt, zum Schicksal und oft genug zum Fluch.

Herkulischer Christus

Das Christentum hat diese ambivalente Haltung weiter vertieft. Körperlicher Liebreiz war für die führenden Theologen einer Religion, deren Gott den schmählichen Tod am Kreuz stirbt,



«*Spielt mir den <Frühling>*»: Marilyn Monroe, 1953.

eine abstossende, da zur Sünde verführende Kategorie. Wer mit dem Makel physischer Anziehungskraft geschlagen war, musste schleunigst Busse tun und sich am besten ganz aus der Welt zurückziehen.

Als Michelangelo Buonarroti 1541 sein Fresko «Das Jüngste Gericht» in der Sixtinischen

Kapelle enthüllte, waren Betroffenheit und Entsetzen der Theologen grenzenlos, und zwar nicht nur über die vielen nackten Körper der Wiederauferstandenen, sondern auch und vor allem über den berückend schönen Christus als Weltenrichter, an dessen herkulischem Oberkörper die Wunden der Kreu-

zigung zu minimalen Ritzungen geschrumpft waren.

Für die Bildtheorie des bald darauf folgenden Konzils von Trient war Schönheit nach den herkömmlichen Theorien der Dichter und Maler, speziell in unbekleidetem Zustand, eine Verführung zum Bösen. In seinem 1955 erschienenen, schnell als «skandalös» eingestuften Roman «Die Schlüssel von Sankt Peter», der von einer verbotenen Liebesbeziehung eines jungen Priesters mit einer schönen Römerin handelt, amüsiert sich Roger Peyrefitte darüber, dass der Papst (damals der betont sittenstreng auftretende Pius XII.) Frauen, auch gestandene und ehrenfeste Gattinnen von Staatsoberhäuptern, nur empfängt, wenn diese hochgeschlossen und tiefverschleiert auftreten. Offensichtlich, so ein Spötter im Roman, sei der Heilige Vater für weibliche Reize leicht entflammbar, eine sehr spezielle Variante von «Macht der Schönheit». An diesem Kleiderkodex hat sich im Übrigen bis heute nichts geändert. Geändert hat sich auch wenig an den Schwierigkeiten, die Maler, auch so grosse wie Rembrandt, bei der Darstellung der Christusfigur hatten – zu viel Schönheit scheint sich da bis heute zu verbieten.

«Ach, der schöne Hölderlin»

Das galt auch für Literaten. Friedrich Hölderlin war nach übereinstimmenden Aussagen aller Augenzeugen ein berückend schöner junger Mann. Beide Geschlechter himmelten ihn als melancholischen Apollo an, der nicht nur die herrlichsten Verse zu schmieden, sondern auch himmlisch zu singen und bezaubernd Flöte zu spielen verstand. In der literarischen Welt war das für Hölderlin ein Todesurteil. Mit seinen Bemühungen, die Gunst der etablierten Olympier Schiller und Goethe zu gewinnen, blitzte er bei beiden eiskalt ab, bei Schiller (kein schöner Mann) besonders demütigend.

Bei dieser Ablehnung war das Argument «Ach, der schöne Hölderlin, der Liebling der Damenwelt» bei beiden stets präsent, Schönheit also ein Synonym für Oberflächlichkeit und Äusser-

lichkeit. Die Zurückweisung ist umso paradoxer, als Schiller und Goethe dem von Johann Joachim Winckelmann formulierten klassizistischen Kunstideal von stiller Einfachheit und edler Grösse, also von Schönheit in ihrer griechischen (Statuen-)Form, tief verpflichtet waren. Praxis und Theorie, bürgerliche Lebensform und äs-



Doppelgesichtigkeit, Doppelbödigkeit:
James Dean, ca. 1957; Simonetta Vespucci,
gemalt von Piero di Cosimo, ca. 1490.

thetische Ideale stimmten hier exemplarisch nicht überein.

Diese Ideale verkehrten sich kurz darauf in der Romantik, vor allem in Frankreich, ins Gegenteil. Disney-Kinogänger können davon ein Lied singen: Quasimodo, der bucklige und hässliche Glöckner von Notre-Dame, hat hinter dieser missgestalteten Fassade eine schöne Seele. Doch die Macht des Hässlichen, die Dichter wie Victor Hugo, Charles Baudelaire und Lautréamont angestimmt haben, blieb im Wesentlichen auf intellektuelle Zirkel beschränkt – wer ausser avantgardistischen



„He - altes Haus, lange nicht gesehen! Ich dachte, du wäirst längst ausgestorben...“

Literaten konnte schon den ästhetischen Reiz nachempfinden, der von dem zufälligen Zusammentreffen einer Nähmaschine mit einem Regenschirm auf einem Leichensektionstisch ausging?

Verschnipelte Schablonengesichter

Ähnlich ging es einige Jahrzehnte danach der atonalen Musik, speziell dem intellektuellen Wunderwerk der Zwölftonmusik. Gegen die Macht des schönen Klanges bei Mozart oder Brahms vermögen sich dodekafonische Kompositionen beim grossen Publikum nicht zu behaupten.

Parallele Beobachtungen lassen sich in Museen und Kunstausstellungen machen – das Publikum schmilzt vor den «Seerosen» eines Monets und dem «Klatschmohn» eines Noldes

Menschen wollen sich und ihre Welt in Kunstwerken wiedererkennen, das ist für sie Schönheit.

dahin; abstrakte Kompositionen kommen dagegen nicht an. Menschen wollen sich und ihre Welt in Kunstwerken wiedererkennen, das ist für sie Schönheit. Dissonanzen und reine Farbkompositionen erfüllen diesen Wunsch nicht. Man kann das mit Fug und Recht bedauern, aber die Macht der Schönheit wird dadurch nicht gebrochen.

Im 21. Jahrhundert hat die Macht der marktgängigen Schönheit in geradezu be-

ängstigendem Ausmass zugenommen. Welche Moderatorin, welche Schauspielerin hat sich nicht auf dem Operationstisch des «Schönheitschirurgen» ihr Gesicht zum Schablonen-Face zerschnipeln lassen?

Noch viel bedenklicher ist der Terror dieser öde standardisierten Schönheitsnormen in der Politik. Ein Ludwig Erhard mit Pausbacken und Übergewicht wäre kaum noch ein geeigneter Kanzlerkandidat, ganz im Gegensatz zu einem Robert Habeck, der in vieler Hinsicht schwiegermütterlichen Schönheits träumen perfekt entspricht. In den Medien hat die normierte Macht der Schönheit totalitäre Formen angenommen.

So ist es an der Zeit, sich auf Doppelgesichtigkeit und Doppelbödigkeit der Schönheit und ihrer Macht zu besinnen. Das heisst nicht, reflexartig Schönheit zu misstrauen, wohl aber, den Regeln und Mechanismen ihrer Inszenierung kritisch nachzuspüren. Vielleicht gelangt man dann zum Urteil des grossen Erzählers Somerset Maugham, dass reine Schönheit tödlich langweilig ist und erst ein Hauch von Abweichung und damit Individualität tieferes Interesse zu wecken vermag.

Volker Reinhardt ist Professor für Allgemeine und Schweizer Geschichte der Neuzeit an der Universität Freiburg. Von ihm erschienen: «Die Macht der Schönheit. Kulturgeschichte Italiens» (Beck, 2019).

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Ruben Östlunds Filme
sind eine Art Rüttelsieb:
Mal sehen, wer durchfällt.
Wolfram Knorr, Seite 74



Ein Verlust für Gott, ein Gewinn für die Malerei.

Johann Heinrich Füssli, Der Nachtmahr, 1781 – Mit zwanzig Jahren ist er Pfarrer in Zürich, aber nicht lange. Er ist gottesfürchtig, wengleich ihn die Teufel der Welt ebenso sehr in ihren Bann ziehen, und er ist auch furchtlos gegen die weltliche Obrigkeit. Er verfasst ein Pamphlet gegen den korrupten Landvogt Felix Grebel und wird daraufhin zu Unrecht gemassregelt, er hat Angst vor Verfolgung und verlässt Zürich und geht nach London. Es ist ein Verlust für Gott und ein Gewinn für die Malerei.

Zuerst schreibt er noch, keine Pamphlete mehr, er übersetzt ein paar Dramen Shakespeares, erfreut sich an Gruselgeschichten und

malt. Sein bester Freund ist Maler, er liest Füsslis Worte und kennt seine Bilder und sagt ihm, dass ihm der Pinsel wohl näherliege als die Feder. Von da an malt Johann Füssli (1741–1825) nur noch, weil er sich sicher ist, seinem Genie so am nächsten zu kommen.

Er hat Erfolg. London rutscht gerade in die Moderne, und Füssli ist modern. Er nimmt die Dramen der Antike und jene Shakespeares und gestaltet sie zu kleinen Fantasy-Alpträumen voller Hexen, Schlangen und Dämonen. Voller Menschen, die besessen sind und besetzt von den schattigen Spiegelungen des Bewussten und des Unbewussten. «Der Nachtmahr», der Alptraum,

wurde sein berühmtestes Bild, das einzige, das ihn auf ewig lebendig halten wird. Freud hängt später eine Kopie davon in sein Wartezimmer.

Die Moderne gerät ins Stocken, Malen unter freiem Himmel ist angesagt, akademische Kunst auch, die Träume und Alpträume machen einer idealisierten Realität Platz, und Füssli wird in der ästhetischen Wahrnehmung seiner Zeit vom Seher des Dämonischen zu einem kauzigen Sonderling mit Gruselkabinettfantasien.

Der letzte grosse Auftritt ist seine Beerdigung in der südlichen Krypta der St Paul's Cathedral. Danach wird er so schnell vergessen, wie Dämonen kommen und gehen. *Michael Bahnerth*

Sie überlistete sogar Napoleon

Das Leben von Nicole Clicquot-Ponsardin ist faszinierend. Sie stieg aus den politischen Wirren der Französischen Revolution empor und baute eine Firma von Weltformat auf.

Marie-Luise Wolff

Im Sommer 1789 irrt die junge Nicole Ponsardin hinter der Schneiderin ihrer Mutter her, quer durch die von wütenden Bettlern und verarmten Bauern belagerte Stadt Reims. Nicole ist auf der Flucht vor den brutalen Häschern der Französischen Revolution – ein Mädchen von elf Jahren, geboren im Jahre 1777, das sich über Monate in der bescheidenen Behausung einer Schneiderin versteckt, da ihr Vater zu den stadtbekanntesten Fabrikbesitzern gehört.

Nicht nur Adelige und Kleriker, sondern auch Geschäftsleute werden von den Revolutionären mit dem Tod bedroht. Nicoles Vater, der alte Ponsardin, hat in diesen Jahren Angst um sein Leben. Vor allem aber fürchtet er die Entführung und Ermordung seiner drei Kinder. Dank seines geschickten politischen Agierens überlebt die Familie die Revolution unversehrt. Die Erlebnisse während der Revolutionsjahre und die Lektionen, die sie durch die von Verarmung bedrohte Schneiderin erteilt bekommt, werden Nicole ein Leben lang prägen.

Den typischen Weg schlägt sie aus

Über Unternehmerinnen des 18. Jahrhunderts, ihre Kämpfe und Triumphe weiss man so gut wie nichts. Ihre Lebensgeschichten sind kaum überliefert, und sie werden sowohl in der emanzipatorischen Frauen- als auch in der Geschichte der jeweiligen Volkswirtschaften gewöhnlich ausgespart. Aus der jungen, während der Revolutionsjahre aufgewachsenen Nicole Ponsardin wird eine der erfolgreichsten Unternehmerinnen ihrer Zeit, und doch ist sie in der Geschichte praktisch unsichtbar geblieben.

Als bildungshungrige und durchsetzungsstarke Frau bringt es Nicole Clicquot-Ponsardin fertig, ihr Unternehmen aufzubauen und international höchst erfolgreich zu positionieren – in einer Ära politischer Umstürze, in der Frauen weitgehend rechtlos waren und im öffentlichen Leben keinen Platz hatten. Trotz aller Schläge des Schicksals setzt sie zwei Mal alles aufs Spiel und errichtet mit Beharrlichkeit und Kraft ein Champagnerhaus, das bis heute existiert und floriert.



Schickte 50 000 Flaschen Champagner ins feindliche Sankt Petersburg: Clicquot-Ponsardin.

Ihr Ehemann François Clicquot stirbt früh, nachdem er versucht hat, den Kolonialwarenhandel seines Vaters in ein Champagnerhaus umzuwandeln. Nur vier Monate nachdem sie Witwe geworden ist, gelingt der 27-jährigen Nicole Clicquot die Neugründung des Hauses unter ihrem Namen. Das Unternehmen heisst jetzt Veuve Clicquot. Ihr mutiger Schritt, mit dem sie sich selbst in die Unternehmensleitung katapultiert, wird der Grundstein, auf dem sie ihr eigenes Lebensmodell als selbständige Frau, Mutter und Unternehmerin aufbaut.

Schon als junge Frau hat Nicole Clicquot so viel Stärke und Selbstbewusstsein entwickelt, dass sie den typischen Weg einer Frau aus wohlhabenden Verhältnissen – sich ein zweites Mal vorteilhaft zu verheiraten – ausschlägt. Ihr Vater, der sie als Kind und Jugendliche mit besonderer Zuneigung gefördert hat, ist damit nicht einverstanden und versucht alles, um ihren Entscheid zu verhindern.

Champagner für russische Soldaten

Eine hohe Hürde beim Aufbau ihres Unternehmens stellen die Kriege Napoleon Bonapartes dar, mit denen er ganz Europa mehr als ein Jahrzehnt lang überzieht. Napoleon wird in Frankreich und Europa lange als Held gefeiert, während Nicole Clicquot ihn von Anfang an, schon als er noch Erster Konsul ist, als gefährlichen Imperialisten begreift. Als französischer Kaiser wird er durch seine kriegeri-

Für das europaweite Geschäft eines Champagnerhauses sind Napoleons Handelsblockaden Gift.

schen Aktionen, seinen Machiavellismus und Paternalismus zum historischen Gegenspieler ihrer gesamten Ambition.

Mit ihrer Verachtung für den Kaiser eckt Nicole Clicquot in ihren Kreisen überall an. Doch sie bleibt dabei, verhält sich vermeintlich unpatriotisch und versucht immer wieder, Napoleons Kontinentalsperre zu unterwandern. Für das europaweite Geschäft eines Champagnerhauses sind Napoleons Handelsblockaden Gift.

Im Sommer des Jahres 1811, Napoleon ist mit der Vorbereitung seines Russlandfeldzugs beschäftigt, erscheint in Frankreich ein grosser Komet am Himmel. Er bleibt monatelang über dem Land stehen und beleuchtet die Weinfelder des Nachts. Im Angesicht des Kometen prophezeit Nicole Clicquots Kellermeister einen ausserordentlichen Champagnerjahrgang, und Nicole Clicquot setzt auf ihn. Doch ganz Europa ist nach den Napoleonischen Kriegen finanziell ausgeblutet; der Champagnerverkauf liegt darnieder.

Obwohl sich Veuve Clicquot inzwischen durch schlechte Verkäufe am Rande der

Zahlungsunfähigkeit befindet, heckt Nicole Clicquot einen riskanten Plan aus. Sie schränkt ihren Champagnerverkauf erst ein, leiht sich Geld, verkauft ihre Grundstücke, bietet selbst ihren Schmuck über ihre Händler auf dem Markt an. Gleichzeitig kauft sie die Weinernte des Kometen-Jahrgangs auf und lagert den daraus produzierten Champagner über mehrere Jahre in ihren Kellern ein.

Nachdem Napoleon den Russlandfeldzug verloren und auch die Völkerschlacht bei Leipzig ihm die Grenzen seiner Macht aufgezeigt hat, rücken russische Soldaten nach Reims vor. Nicole Clicquot mauert ihre Keller ein und bedient die russischen Generäle mit ihrem alten Champagner. Die russischen Belagerer sind unerwartet freundlich zu ihr; sie erfreuen sich an ihrem Champagner, für den sie ordentlich zahlen.

Beflügelt von dieser Erfahrung, chartert Nicole Clicquot ein Transportschiff nach Sankt Petersburg und schickt 50 000 Flaschen ihres Kometen-Champagners in die feindliche Stadt. Das Schiff unterläuft noch einmal die Kontinentalsperre, und der Champagner wird ihren Händlern aus den Händen gerissen. In rascher Folge sendet Nicole Clicquot vier weitere Schiffladungen in die russische Hafenstadt. Durch diesen Coup werden die Witwe und ihr Champagner auf einen Schlag weltbekannt.

Selbst in dieser hochangespannten Zeit verliert Nicole Clicquot ihren Optimismus und ihre Zuversicht nicht. Nach den Erfolgen in Russland ist die Zukunft ihres Unternehmens gesichert. Sie selbst leitet Veuve Clicquot bis zu ihrem 64. Lebensjahr und übergibt die Unternehmensleitung dann an einen familienfremden Nachfolger und Vertrauten, der seit einigen Jahren die Finanzen ihrer Firma betreute.

Nicole Clicquot ist ein Führungstalent. Obgleich sie als junges Mädchen lediglich eine Klosterschule besucht hat, zeigen ihre strategischen Entscheidungen und ihr intensiver Kontakt zu Kunden und Mitarbeitern, dass ihre unternehmerischen Fähigkeiten stark ausgeprägt sind. Ihr hervorstechendster

Charakterzug ist sicherlich ihr Pragmatismus, ihre realistische Sicht auf die Entwicklung ihrer Umgebung, selbst die ihrer Familie. Dazu kommen ihr Humor, ihre unerschütterliche Zuversicht und die nie versagende Freundlichkeit im Umgang, selbst in Krisenzeiten. Sie ist nah bei ihren Mitarbeitern, aber sie gibt auch die Richtung vor. Dabei berät sie sich gerne, bevor sie schwierige Entscheidungen trifft, und ist immer offen für Innovationen.

Die feinsten Bläschen

Während der Reifezeit des Kometen-Champagners geht sie auf eine weitere Idee ihres Kellermeisters ein. Zusammen mit ihm entwickelt sie in dieser Zeit aus einem Küchentisch das Rüttelpult. Dadurch kann sie ihren Champagner sehr einfach von eintrübenden Heferesten aus der Flaschengärung befreien – ein Wettbewerbsvorteil vor allen anderen Konkurrenten im Champagnergeschäft. Selbständig er-

Es ist mein Ziel, das historisch belegte Lebensmodell einer mutigen Frau nachvollziehbar zu machen.

arbeitet sich Nicole Clicquot ein hohes Wissen über den Umgang mit der Kohlensäure und sorgt dafür, dass die Bläschen in ihrem Champagner die feinsten sind.

Auch was die Organisation ihres Unternehmens angeht, ist Nicole Clicquot Pionierin. Sie macht ihren besten Vertriebsmann zum Teilhaber, der dafür vier Jahre auf sein Gehalt verzichtet. Sie kümmert sich mit einer Rente um die Pflückerinnen der Traubenlese, und sie behält die Auszahlung von vereinbarten Gehältern auch in Notzeiten bei.

In meinem Roman geht es mir um ein lebhaftes Porträt von Nicole Clicquot-Ponsardin. Spannend sind gerade die Zeiten zwischen den wenigen biografischen Eckpunkten, die überliefert sind. Ich versuche nachzuempfinden, was geschehen sein könnte, bevor es zu Wendungen und Wegscheiden auf ihrem Lebensweg kam. Warum ist sie erfolgreich, und woran liegt es, dass sie die wesentlichen Hürden und Klippen in ihrem Leben erfolgreich überwinden konnte?

Da ich selbst langjährige Unternehmerin bin, ist es mein Ziel, das historisch belegte Lebensmodell einer mutigen Frau nachvollziehbar zu machen, die vor rund 250 Jahren geboren wurde und viele Kämpfe geführt hat, die wir Nachgeborenen nicht mehr führen müssen, mit Selbstbewusstsein, Mut und unternehmerischem Geschick.

Die deutsche Managerin Marie-Luise Wolff, Jahrgang 1958, ist CEO der Entega AG in Darmstadt. Ihr Roman «Die Unbeirrbare – Das abenteuerliche Leben der Mme Clicquot» ist 2022 im Verlag Edition W erschienen (352 S., Fr. 33.90).





Verwirrspiele durchziehen das Buch: Historikerin Troy.

Vom Albatross zum Penguin

Rolf Hürzeler

Michele K. Troy: Die Albatross Connection. Aus dem Amerikanischen von Herwig Engelmann. Europa. 544 S., Fr. 59.90

Die NS-Behörden hielten den Engländer John Holroyd-Reece für einen «Handlanger ausländischer Machenschaften». Der französische Geheimdienst hingegen verdächtigte den Mann, ein deutscher Agent zu sein. Wahrscheinlich arbeitete Holroyd-Reece für die Briten, aber auch das ist bis heute nicht erwiesen. Sicher ist dagegen, dass er in den dreissiger Jahren das deutsche Verlagshaus Albatross mitleitete, das englische Literatur im nationalsozialistischen Deutschland vertrieb – aller Zensur und Anfeindungen zum Trotz. Ach ja, Holroyd-Reece tarnte sich nur als Brite: In Wahrheit hiess er Riess und war Deutscher.

Verwirrspiele wie dieses durchziehen das Buch «Die Albatross Connection – drei Glücksritter und das Dritte Reich» der amerikanischen Historikerin Michele K. Troy. Wie der Titel verrät, arbeitete Holroyd-Reece nicht allein. Mit von der Partie war der ehrgeizige Christian Wegner, der im Krieg an der Ostfront kämpfte und knapp überlebte.

Taktierer und Verwedler

Der Dritte im Bund war der unerschrockene Kurt Enoch, ein deutsch-jüdischer Bücherhändler, der in die USA flüchten musste. Dieses ungleiche Trio gründete den Albatross-Verlag kurz vor der Machtergreifung Hitlers. Es führte ihn bis weit in den Krieg hinein. Einziger Ge-

schäftszweck: der Vertrieb englischer Bücher in Kontinentaleuropa zu günstigen Preisen. Der in Leipzig und Hamburg ansässige Verlag war eine Art trojanisches Pferd der Alliierten im besetzten Europa. Denn Albatross vertrieb Bücher von Schriftstellern wie Aldous Huxley, James Joyce, Virginia Woolf oder D.H. Lawrence. Dessen Skandalroman «Lady Chatterley's Lover» durfte in Grossbritannien nicht erscheinen, weil er angeblich die Sittlichkeit verletzte. Aber im nationalsozialistischen Deutschland war er auf Englisch frei erhältlich: «Die Bücher funktionierten wie emsige kleine Geheimagenten und verbreiteten sich mühelos im Dritten Reich.»

In England verbotene Bücher, frei verkäuflich im nationalsozialistischen Deutschland – ein Paradox? Sicher, aber die Historikerin Troy führt plausible Gründe an, die das Phänomen erklären: «Der wichtigste Grund dafür, dass Albatross in Deutschland blieb, war der Nationalsozialismus selbst.» Das Regime stufte den Verlag als Devisenbringer ein. Zwischen Oktober 1935 und März 1937 setzte Albatross 380 000 in Deutschland gedruckte Bände im kontinentalen Europa ab.



Vor allem aber war die staatliche Überwachung der Nazis weniger effizient, als man sie sich heute vorstellt: «Tatsächlich war die Zensurmaschine in den Anfangsjahren des Hitlerregimes weitaus weniger straff organisiert und schlagkräftig, als manche historische Klischees es uns glauben machen.»

Bis in die späten dreissiger Jahre herrschte ein Kompetenzwirrwarr zwischen staatlichen Stellen wie dem Propagandaministerium und dem Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung sowie den einzelnen Ländern. Kommt dazu, dass die Nazi-Überwacher wohl die Sprengkraft einzelner Bücher gerade von Aldous Huxley nicht erkannten. Jedenfalls verkaufte Albatross im Jahr 1937 12 000 Exemplare von Huxleys ätzender Totalitarismuskritik «Beyond the Mexique Bay». Danach konnte eine zweite Auflage in Druck gehen. Allerdings nahm der Verleger kleine Korrekturen an der Handlung vor, um die Zensur nicht aufzuschrecken.

Hauptverantwortlicher für diesen Erfolg war John Holroyd-Reece, ein Stratege, ein Taktierer und Verwedler. Er konstruierte ein undurchsichtiges Verlagsnetz mit Ablegern in Paris, Edinburgh und Luxemburg. Hol-

Der in Deutschland ansässige Verlag war ein trojanisches Pferd der Alliierten im besetzten Europa.

royd-Reece reiste unentwegt durch Europa, immer auf der Suche nach neuen Geschäftspartnern. Genau diese Emsigkeit brachte ihn ins Visier der Geheimdienste. Die Deutschen und die Franzosen hegten zwar einen Verdacht, konnten sich aber keinen Reim auf Albatross machen.

Verblüffend ähnliche Vögel

Dann kam der Krieg. Albatross konnte sich lange halten, trotz der Papierrationierung. Denn die Nachfrage nach englischsprachigen Büchern war im Nazi-Staat hoch, offenkundig für viele Leser eine willkommene Ablenkung. Paradoxerweise setzten erst die britischen und die amerikanischen Bomben dem Verlag englischer Bücher ein Ende, weil die Lagerbestände in Flammen aufgingen. Vor allem hatten sich die Albatross-Chefs im Lauf der Jahre zerstritten: Christian Wegner wurde nach dem Krieg Präsident des deutschen Verlegerverbands, John Holroyd-Reece kaufte sich in Kent ein Schösschen. Und Kurt Enoch arbeitete in den USA bei Penguin.

Penguin? Dessen Gründer Allen Lane soll in den dreissiger Jahren dank Albatross auf die Geschäftsidee gekommen sein, Taschenbücher herauszugeben. Die beiden Vögel in den Verlagslogos sehen sich verblüffend ähnlich.

Immer dicker und kränker

Daniela Niederberger

Tim Spector: Die Wahrheit über unser Essen. Warum fast alles, was man uns über Ernährung erzählt, falsch ist. Dumont. 352 S., Fr. 39.90

Tim Spector kam schon als Kind – wie wir alle – mit Ernährungsmythen in Berührung: Er hörte, dass Lebensmittel sein Wachstum förderten (Milch und Cornflakes), ihn schlau machten (Fisch), Pickel auslösten (Schokolade) und ihm starke Muskeln verschafften (Fleisch, Eier und Spinat). Nüsse galten als ungesund wegen des Cholesterins. Und wenn er nicht ordentlich frühstückte, warnte seine Mutter, werde er krank. Unterdessen ist Tim Spector Professor für genetische Epidemiologie in London und Experte für personalisierte Medizin und das Darm-Mikrobiom. In seinem neuen Buch nimmt er sich die vielen Vorstellungen über gesundes Essen vor und zeigt, dass die meisten leider falsch sind.

Zweifelhafte Studien

Bei nichts anderem wird uns so sehr vorgeschrieben, was wir zu tun haben, wie beim Essen. Und wir hören ängstlich zu. Wir sollten fettarm essen, Zucker meiden, Salz auch, fünfmal täglich Obst und Gemüse essen, häufig kleine Portionen, Margarine statt Butter, wenig Fleisch – und zwei Liter Wasser am Tag trinken. Da sollten wir doch alle längst gesünder, schlank und frei von ernährungsbedingten Krankheiten sein, schreibt Spector. Stattdessen explodierten seit den 1980er Jahren das Über-

gewicht, die Lebensmittelallergien, Diabetes und Demenz. Wie geht das zusammen?

Tim Spector forscht seit langem zu Fragen der richtigen Ernährung; er hat die Kompetenz, festzustellen, dass vieles, was propagiert wird, bestenfalls irreführend und schlimmstenfalls schädlich ist. Warum?

Spector nennt drei Gründe. Erstens Pseudowissenschaft: Die Ernährungswissenschaft ist eine relativ junge Disziplin, wenig angesehen und unterfinanziert. Die meisten ihrer Erkenntnisse stammen aus zweifelhaften Studien an Nagetieren. Oder dann werden gross angelegte Beobachtungsstudien durchgeführt mit Zehntausenden Teilnehmern und schlecht konzipierten Fragebögen. Bei der Frage nach

Vieles, was propagiert wird, ist bestenfalls irreführend und schlimmstenfalls schädlich.

dem Wieviel geben Dicke grundsätzlich zu wenig an, Dünne zu viel, und alle unterschlagen Ungesundes.

Zweitens werden viele Studien falsch interpretiert. Und drittens ist da die Lebensmittelindustrie mit ihren Geldtöpfen. In den 1970er Jahren wurde Fett verteufelt. «Fettreduziert» war der Slogan der Stunde, und es wurden stark verarbeitete Low-Fat-Lebensmittel erfunden, die sich bestens verkauften. Dann kam die Light-Welle mit den künstlichen Süsstoffen. Zudem machte man die Leute glauben, mit dem Zusatz von Vitaminen werde noch der grösste Junk- zu Superfood.

Und schliesslich kam die Durchsage, häufiger zu essen. Also assen wir häufiger Snacks, und zwar stark verarbeitete Lebensmittel mit

wenig Fett, Süsstoffen und Vitaminen, und gaben sie auch unseren Kindern. Und alle wurden immer dicker und kränker. Joghurt etwa ist eigentlich eines der gesündesten Lebensmittel. Aber in den meisten Ländern ist es schwierig, eines zu finden, das nicht aus Alternativprodukten hergestellt ist, zu viel Zucker und unechte Früchte enthält.

Sport hilft nicht

Tim Spector ist desillusioniert, was den «erstaunlich schädlichen Einfluss der Lebensmittelindustrie» angeht. Man muss sich vor Augen halten: Nestlé, Unilever, Kraft, Coca-Cola et cetera machten 2018 zusammen hundert Milliarden Dollar Gewinn.

Die Industrie «beeinflusst gezielt Gremien der Ernährungsexperten», die dann verarbeitete Billiglebensmittel empfehlen. «Vielleicht war es Zufall, dass ich drei Wochen nach der Veröffentlichung eines kritischen Beitrags zum Thema gesundes Frühstück im *British Medical Journal* eine unverbindliche Anfrage von Kellogg's erhielt, ob ich als Berater für ihr Forschungsprogramm zur Darmgesundheit tätig werden möchte (ich lehnte ab).»

Wir erfahren in dem Buch, dass gluten- und zuckerfreies Essen nicht unbedingt besser für uns ist, dass es nicht schadet, das Frühstück auszulassen, dass Sport nicht beim Abnehmen hilft, wir gescheiter Butter aufs Brot streichen statt Margarine und dass Kaffee nicht schadet. 23 Ernährungsmythen entlarvt der Mediziner in je einem Kapitel.

Ein hochinformatives Buch, klar und angenehm geschrieben und eigentlich eine Pflichtlektüre für alle, die gesund bleiben möchten und denen es nicht wurst ist, was sie essen.



Fünfmal täglich Obst und Gemüse.

Sterben und Schreiben

Jürg Altwegg

Annie Ernaux: Das andere Mädchen.
Aus dem Französischen von Sonja Finck.
Bibliothek Suhrkamp. 80 S., Fr. 18.–

Annie Ernaux, die letzte Woche mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnet wurde und deren Erzählung «Das andere Mädchen» diese Woche auf Deutsch erscheint, hatte eine Schwester. Sie erfuhr es, als sie ein Gespräch der Mutter mit einer Nachbarin belauschte. «Sie war viel lieber als diese da», als die zehnjährige Annie. «Gentille», hatte die Mutter gesagt, Ginette hiess das andere Mädchen. «Ginette» und «gentille» ertönen im Brief an die tote Schwester als fernes Echo des Schweigens, das der Entdeckung folgte, und der Erschütterung, die sie in der Dichterin ausgelöst hatte. Nie werden die Eltern mit ihr über die tote Tochter reden, nie hat sie Mutter oder Vater nach ihr gefragt. Ginette war 1938 an Diphtherie gestorben, zwei Jahre vor Annie Ernaux' Geburt.

Mit einem Schlag verlor das Einzelkind seine Einzigartigkeit. Zwischen den Eltern, die nicht wissen, dass sie es weiss, «stehst du», schreibt sie an die Schwester. Ginette ist das Trauma ihrer Jugend und wird zur kleinen Heiligen verklärt, die das Gute verkörpert: weil die Mutter «gentille» sagte. Ihr Leben wird zur Reaktion auf den Tod. Annie Ernaux' der Wahrheit und Wirklichkeit verpflichtetes Schreiben überhöht die Geschichte ihrer Trauer und Rivalität zum Mythos zweier Schwestern: Ginette starb, die andere schreibt.

«Er war mein Tod»

Als «Archäologin des eigenen Ichs» wurde die Nobelpreisträgerin bezeichnet. Unter dem Titel «Ecrire la vie» erschienen ihre Erzählungen in Frankreich in einer Sammelausgabe. Je radikaler und schonungsloser sie über sich schreibt, um so universaler wird ihre Literatur. «Die Jahre», ihr wichtigster Text, erschliesst die Epoche und beginnt in der Epicurie ihrer Eltern, in der sie aufwuchs, geboren 1940, im Jahr des französischen Zusammenbruchs.

«Das andere Mädchen» erschien in Frankreich vor einem Jahrzehnt. Es handelt sich um einen der zahlreichen Texte, die Ernaux einzelnen Ereignissen aus ihrem Leben gewidmet hat. Die nicht chronologische, ziemlich chaotische, späte und nach wie vor unvollständige deutsche Rezeption ihres Gesamtwerks hat seiner Wahrnehmung keineswegs geschadet. «Das Ereignis» über Ernaux' Abtreibung, als Schwangerschaftsabbrüche noch verboten waren, veröffentlichte Suhrkamp 2021 mit zwanzigjähriger Verspätung. Vor einem Jahr



Wahrheit und Wirklichkeit verpflichtet: Nobelpreisträgerin Ernaux.

kam die Verfilmung in die Kinos. Nach dem Nobelpreis wird die im Frühling in Paris erschienene Erzählung «Le jeune homme» zweifellos sehr viel schneller übersetzt werden.

«Wenn ich sie nicht aufschreibe», stellt ihr Annie Ernaux als Motto voran, «sind die Dinge nicht bis zu ihrem Ende gekommen, sie wurden nur gelebt.» Sie erzählt die Geschichte ihrer Beziehung mit einem dreissig Jahre jüngeren Studenten. Er wurde 1964 geboren, im Jahr ihrer Abtreibung. Kreise schliessen und öffnen sich. Die Schriftstellerin war vierundfünfzig, nie fühlte sie sich von einem Mann so begehrt wie von ihm. Noch einmal erlebt sie die materielle Prekarität ihrer Herkunft und Jugend: «Er verkörperte die Erinnerung an meine erste Welt.»

Wie für die tote Schwester greift sie auf poetische Bilder zurück, die der Figur eine eigentlich religiöse Dimension vermitteln. «Er war mein Tod», schreibt sie am Ende: «Sex, Zeit und Erinnern vermischten sich. Auf vage Weise betrachtete ich ihn wie den jungen Mann in Pasolinis Film «Teorema», der mit allen schläft. Er erscheint ihr als «eine Art Erzengel Gabriel», der bekanntlich die Visionen aufschlüsselt.

Nur dank dem Tod der Schwester lebte die Schriftstellerin – ihre Eltern wollten nie mehr als ein Kind. Noch lieber wäre ihnen ein Bub gewesen. Als Schriftstellerin hat Annie Ernaux ihre Einzigartigkeit zurück- und für das «zweite Geschlecht» die Spitze der Literatur erobert: Als erste Französin bekam sie den Nobelpreis. Die Schwester macht sie mit ihrer Erzählung un-

sterblich, der Literatur des «écrire la vie» erschliesst sie mit ihrem Porträt eine neue Dimension: «Ich schreibe nicht, weil du gestorben bist. Du bist gestorben, weil ich schreibe.»

Verlust der kommunikativen Basis

Alexander Grau

Jürgen Habermas: Ein neuer Strukturwandel der Öffentlichkeit und die deliberative Politik.
Suhrkamp. 108 S., Fr. 28.90

Im Jahr 1962 erschien Jürgen Habermas' Schrift «Strukturwandel der Öffentlichkeit». Was diese Arbeit immer noch lesenswert macht, ist seine Beschreibung der Öffentlichkeit in modernen, durchdifferenzierten Gesellschaften. Öffentlichkeit, so Habermas, entstehe durch ein rasonierendes Publikum. Dieses bilde sich im 17. Jahrhundert in den bürgerlichen Klubs und Kaffeehäusern. Von dort aus verlagere sich der öffentliche Diskurs über Zeitschriften und Institutionen mehr und mehr in die Gesamtgesellschaft. Es entstehe Öffentlichkeit im engeren Sinn.

Da in einem kapitalistischen Gesellschaftssystem die jeweiligen Teilnehmer an der Öffentlichkeit unterschiedliche Interessen haben, verschränkten sich die private und die



öffentliche Sphäre jedoch im Lauf des 19. Jahrhunderts zunehmend. Die Öffentlichkeit wird zum Ort des Kompromisses. Das stärkt die Rolle von Institutionen, in denen Kompromisse verhandelt werden. Zugleich verselbständigen sich Verwaltung und Institutionen. Das Publikum wird nur noch zum Zweck der Akklamation herangezogen. Die Entscheidungen der Exekutive fallen unter dem Vorwand des Sachverständigen. Kritik des Publikums wird als unsachlich – heute würde man vielleicht sagen: populistisch – zurückgewiesen. Das klingt noch sechzig Jahre später hochaktuell und ist es auch. Dies gilt umso mehr, als die demokratische Öffentlichkeit durch die neuen Medien Transformationen ausgesetzt ist, die Anfang der 1960er Jahre noch nicht absehbar waren.

Fragmentierung der Öffentlichkeit

Dieser neue Strukturwandel scheint die rational diskutierende, beratende und debattierende demokratische Öffentlichkeit – die sogenannte deliberative Demokratie – zu bedrohen. Hier setzt Habermas mit seinem neuen Buch an, das, anders als die 400-seitige Abhandlung von einst, als Essay von nicht einmal sechzig Seiten daherkommt. Die Pointe einer deliberativen Demokratie sieht Habermas nach wie vor darin, «dass wir in politischen Auseinandersetzungen unsere Überzeugungen verbessern und der richtigen Lösung von Problemen näher kommen können». Anders gesagt: Die Öffentlichkeit ist geprägt von einer Flut von Dissensen, die lediglich von dem

Konsens der Bedeutung der deliberativen Demokratie selbst zusammengehalten werden.

Bei dieser Unmenge alternativer Meinungen kommt dem Mediensystem eine herausragende Rolle zu. Diese für die deliberative Demokratie zentrale Funktion der Medien erodiert jedoch im Zeitalter der Digitalisierung, da sie Zentrifugalkräfte entwickelt, die sich zugleich zu hermetischen Kommunikationskreisläufen verdichten – den Meinungsblasen. Unter ihrer Eigendynamik geht die gemeinsame kommunikative Basis verloren. Die Gesellschaft zersplittert in feindliche Lager.

Für den Theoretiker Habermas ist diese Fragmentierung der Öffentlichkeit ein Problem, ging er doch immer von dem Ideal einer rationalen Diskursgemeinschaft aus, die der

Der öffentliche Raum wird zur Halboffentlichkeit – Stichwort: Lügenpresse – herabgestuft.

realen Öffentlichkeit Normen und Regeln des demokratischen Miteinanders vorgibt. Diese Öffentlichkeit zerfällt nun dank den neuen Medien in zahlreiche Diskursgemeinschaften mit einem je eigenen Verständnis von Rationalität und Fakten. Zugleich wird damit die Trennung von privat und öffentlich aufgehoben. Das Private wird zum Öffentlichen. Der bisherige öffentliche Raum wird zur Halboffentlichkeit – Stichwort: Lügenpresse – herabgestuft.

Eine direkte Lösung für dieses Problem bietet Habermas nicht, es wird jedoch deutlich, dass seine ganzen Sympathien dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk, einer zur Not auch staatlich subventionierten «Qualitätspresse» und einem strengen Redigat der privatwirtschaftlich betriebenen Social-Media-Plattformen gehören. Dabei nimmt der Meisterdenker in Kauf, jene Strukturen zu zementieren, die zu der Verhärtung der öffentlichen Debatten erst beigetragen haben. Am Ende steht der betreute Medienkonsum im Namen einer kuratierten Demokratie. Vor sechzig Jahren, hat man den Eindruck, war Habermas schon einmal weiter.



Und hier der Patient mit der chronischen Mängelitis Skandalis...?



Die Bibel Gott ist Liebe

Gott ist Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott bleibt in ihm (1. Johannes 4, 16). – Die Gleichsetzung Gottes mit der Liebe ist eine Besonderheit der Johannesschriften im Neuen Testament. Sie wird ergänzt durch die Gleichsetzung *Gott ist Geist* im Johannesevangelium. Jesus sagt das zur Samaritanerin am Brunnen (4, 24). Der Geist wird mit dem gleichen Wort wie der Wind ausgedrückt, und der Wind ist eine unfassbare, aber wirkungsvolle Kraft, die verschiedene Dinge oder Wesen in die gleiche Richtung bewegt und ihnen damit etwas Gemeinsames verleiht.

Für die Liebe braucht es mindestens zwei. Ein Einzelwesen im Kosmos kann nicht lieben. Gott kann lieben, weil er kein Monoblock ist, sondern Vater, Sohn und Heiliger Geist. In diesen drei Gestalten, so die Bibel, tut er sich kund. Grammatikalisch könnte der Satz *Gott ist Liebe* prädikativ gemeint sein wie zum Beispiel «Die Balearen sind Inseln». Es handelt sich jedoch um eine Gleichsetzung, die man auch umkehren kann: Liebe ist Gott. Das ergibt sich aus dem Vers 8, wonach ein Mensch, der nicht liebt, Gott nicht erkannt hat. Schon das Alte Testament zeigt entsprechende Andeutungen, etwa wenn Gott zu seinem abtrünnigen Volk sagt: *Mein Mitleid ist erregt. Meinem glühenden Zorn werde ich nicht freien Lauf lassen* (Hosea 11, 8 f.).

Der Ursprung der Liebe befindet sich also im Wesen Gottes, und seine Liebe gab den Anstoß zur Schöpfung. Sie schießt über das biologische Leben hinaus. Sie ist nicht messbar, jedoch allgegenwärtig und beschäftigt die Menschen in unzähligen Erscheinungsformen. Das zeigt die Kulturgeschichte, wo die Liebe das häufigste und wichtigste Motiv ist. Wenn die Liebe wirklich Gott ist, sind die Menschen näher bei Gott, als sie denken. Und wer Gott bedenkt, wird früher oder später von der Liebe angesteckt.

Peter Ruch

Fifa: das Ende einer Ära

Nach dreissig Jahren beenden Fifa und Electronic Arts ihre äusserst lukrative Zusammenarbeit.

Marc Bodmer

Fifa 23: Electronic Arts / EA Sports.
PS 4/5, Xbox Series X/S und One, PC

Seit 1993 legt der amerikanische Videospiegelverlag Electronic Arts das Fussballspiel «Fifa» Jahr für Jahr neu auf. Wie der Titel vermuten lässt, hat die Fédération Internationale de Football Association, kurz Fifa, der erfolgreichen Game-Serie ihre Namenslizenz verkauft. Allein in den letzten zwei Dekaden hat die Fussballsimulation gemäss *New York Times* für über zwanzig Milliarden Umsatz gesorgt und der Fifa jährlich 150 Millionen Dollar an Lizenzgebühren eingebracht. Damit ist nun Schluss.

Pixelige Klone von Gerd Müller

Wie so vieles hat auch dieser Bestseller bescheiden angefangen. Es war die Zeit, als TV-Geräte noch einen grossen Buckel hatten. Die Flimmerkisten nahmen Altaren gleich einen zentralen Platz im Wohnzimmer ein, denn diskret an die Wand hängen konnte man sie nicht. Schon 1993 konnten Videospielekonsolen angeschlossen werden, und wer einen Sega Mega Drive besass, gehörte zu den Auserwählten, die «Fifa International Soccer» spielen durften.

Der erklärende Zusatz im Titel zeigt, dass Fussball weltweit noch nicht den Status genoss,

den er heute innehat. Auf der Mattscheibe flackerten harte Farben. Die Bildschirmauflösung und die Rechenleistung der Hardware liessen Flaggen in kantigen Wellen wehen. Aus dem Lautsprecher plärrten Pseudo-Jazz-Rock-Riffs in Endlosschleufe, bis die Teams ausgewählt waren. Auch war der Fussball nicht rund, sondern ein schwarz-weisser Klecks, der rundherum ausfranst. Aber eins ist bis heute geblieben: die Action.

Die namenlosen knubbeligen Männchen, die über den Bildschirm im 4:3-Format hasteten, sahen alle aus wie pixelige Klone von Gerd Müller, einst Deutschlands «Bomber der Nation». In entfesseltem Tempo passten sie den Ball von Spieler zu Spieler. Schamlos konnte man reingrätschen, so dass mancher Gegner flach zu Boden ging. «Fifa International Soccer» machte gleich klar, dass hier und nicht auf dem richtigen Rasen die Musik spielt, denn die Verdichtung auf wenige Minuten pro Partie brachte eine Dynamik mit sich, die dem Vorbild bis heute fehlt.

Die in Kalifornien ansässige Firma Electronic Arts (EA) hatte sich von Beginn weg zum Ziel gesetzt, Games als ein Business zu betreiben. Während die meisten Manager von Game-Firmen verzweifelt locker in T-Shirts und Cargo-Pants auftreten, kann man die strammen EA-Jungs an Computerspielmessen von weitem



Unvergleichliche Identifikation mit dem Spiel:

an ihren dunklen Anzügen und weissen Hemden erkennen. Qualitativ hochwertig sollten die Titel sein und – wenn es sich anbietet – auf einer bekannten Marke wie Fifa, NHL oder NFL

Das Game verfügt über einen «Chemie-Modus», der sicherstellt, dass die Mannschaft harmonisiert.

basieren. Jahr für Jahr wurde eine neue Ausgabe von «Fifa» aufgelegt, das sich mehr und mehr vom spassigen Arcade-Game hin zu einer Fussballsimulation entwickelte.

Die aktuelle und letzte Edition, «Fifa 23», umfasst denn auch laut Hersteller EA Sports unglaubliche 19 000 Fussballprofis, 700 Teams, 100 Stadien und 30 Ligen aus aller Welt. Erstmals kann mit Frauenvereinstams gespielt werden. «Fifa 23» sei auch «der einzige Ort,



Vorbild bis heute: «Fifa International Soccer», «Fifa 99».





«Fifa 23».

an dem die Fans in einem Spiel im Fifa World Cup der Männer und der Frauen, in der legendären Uefa Champions League, der Uefa Europa League, der Uefa Europa Conference League, der Conmebol Libertadores, der Conmebol Sudamericana, der Premier League, der La Liga Santander, der Bundesliga, der Ligue 1 und der Serie A antreten können».

Bessere Spieler für richtiges Geld

Dieses überwältigende Angebot an Wahlmöglichkeiten erlaubt eine unvergleichliche Identifikation mit dem Spiel. Wer mit «Fifa»-Fans spricht, stellt fest, dass die meisten auch auf dem richtigen Rasen das Runde ins Eckige befördern möchten oder es zumindest einmal getan haben. Weiter tritt man nicht mit irgendeiner Mannschaft an, sondern mit «seiner». Millionen können so Manchester United, dem BVB oder Real Madrid huldigen. Wie wenn das

nicht schon genug wäre, hat EA Sports noch einen draufgesetzt: «Fifa Ultimate Team» (FUT).

Im Frühling 2009 wurde die Option eingeführt, seine eigene Mannschaft zusammenzustellen. Doch wer nun denkt, dass es mit einem Sammelsurium von Superstars wie Ronaldo, Messi, Kaká und Co. getan ist, irrt. Das «Fifa»-Game verfügt über einen «Chemie-Modus», der sicherstellt, dass die Mannschaft harmonisieren muss, wenn sie reüssieren soll. Wer eine Bande talentierter Ego-manen losschickt, wird also scheitern. So baut man um seine Lieblingsspieler, die – Achtung: Chemie – am besten aus dem gleichen Land stammen, sein FUT. EA Sports hat den FUT-Modus zum Grundstein ausgebaut. Von den über neun Millionen Spielern, die vor einem Jahr «Fifa 22» in den ersten Wochen spielten, stellten mehr als drei Viertel ein Ultimate-Team zusammen und trafen sich zu 460 Millionen Matches. «FUT» wird ausschliesslich online gespielt, und entscheidend ist nebst spielerischem Geschick die Stärke der Athleten. Und jetzt wird's hässlich.

Den Spielerkarten, welche die Athleten symbolisieren, liegen sechs Werte zugrunde wie Schnelligkeit, Dribbling und Physis. Die niederste Stufe ist Bronze und die höchste «Icon». Bessere Karten kann man sich erspielen oder aber in Panini-Bildli nachempfundenen Päckli für richtiges Geld kaufen. Wie beim Vorbild weiss man nicht, was man erhält.

Diese «Lootbox»-Mechanik wurde von Gratisspielen übernommen, die auf Handys weitverbreitet sind. So sind viele Fans bereit, Tausende von Franken in ihre Mannschaft zu stecken, obschon sie für «Fifa 23» bereits mehr als sechzig Franken bezahlt haben. Und Electronic Arts hält im Geschäftsbericht von 2021 fest: «Die Einnahmen aus unserer Fifa-Franchise, einschliesslich des jährlich erscheinenden Konsolen- und PC-Spiels, das

durchweg eines der meistverkauften Spiele auf dem Markt ist, sowie aus «Fifa Ultimate Team» sind für unser Geschäft von wesentlicher Bedeutung und werden es auch in Zukunft sein.»

150 Millionen sind nicht genug

Der schamlose Einsatz der glücksspielähnlichen Mechanismen führt zu erklecklichen Einnahmen. So schätzen Marktanalysten, dass das «FUT» rund 1,2 Milliarden Dollar pro Jahr wert ist. Der Erfolg hat aber auch mancherorts die Behörden auf den Plan gerufen. Für Aufsehen sorgte 2020 ein Prozess in den Niederlanden. Dort sah es anfangs so aus, dass Electronic Arts dazu verdonnert würde, aufgrund der «Lootboxes» im Spiel zehn Millionen Euro Busse zu zahlen. Doch die Anwälte von EA legten mit Erfolg Rekurs gegen das Urteil ein.

Zurück bleibt ein schaler Geschmack, denn Computerspiele zeichnen sich eigentlich dadurch aus, dass man seine Fähigkeiten verbessert und so Fortschritte macht. Durch den Einsatz von Glücksspielelementen und die Käuflichkeit von Verbesserungen wird der Kern des Spiels korrumpiert. Aber wenn es um Geld geht, werden manche hehren Ziele über Bord geworfen.

Die Forderung nach mehr Geld hat auch die Zusammenarbeit zwischen Fifa und Electronic Arts nach fast dreissig Jahren beendet. Für den Weltfussballverband waren die jährlichen 150 Millionen Dollar nicht genug. Doppelt so viel sollte es sein, zitiert die *New York Times* einen Insider.

Das Ende der Zusammenarbeit dürfte für Fifa weit schwerer wiegen als für die Game-Hersteller, die im kommenden Jahr «EA Sports FC» vorstellen werden. Electronic Arts dominiert das Genre der Fussballsimulationen und verfügt über Hunderte von Lizenzen mit anderen namhaften Vereinigungen. Doch ausschlaggebend dürfte nebst den Rechten das Know-how der Entwickler sein, die das Spiel über die Jahre perfektioniert haben und so auch weiterhin die Fans in den Bann ziehen werden.



Stannah

Stannah Treppenliften

Unabhängigkeit, Sicherheit, Komfort und perfektem 24-Stunden-Service in Ihrem Zuhause.

1. Unverbindliche und kostenlose Beratung
2. Passt problemlos auf die meisten Treppen
3. Schnelle und unkomplizierte Montage

Exklusiv für «Die Weltwoche» Leser:
Gratis Auswahl des Sitzpolsters



044 546 10 14

CHET

Bedingungen und Konditionen:
Dieses Angebot ist gültig bis 31/10/22. Es ist nicht kumulierbar
mit anderen Aktionen oder Rabatten und gilt nur für Vinyl.

Fernsehen

Schweiz vernachlässigt einen grossen Mimen

René Hildbrand

Der Zürich-Krimi: ARD. In loser Folge.

Seit sechs Jahren läuft im ARD-Hauptabendprogramm in unregelmässigen Abständen der «Zürich-Krimi». Die Reihe erreicht Top-Quoten, von denen die hiesigen «Tatort»-Macher nur träumen können. Der Schweizer Schauspieler Christian Kohlund spielt in dem auch von der Kritik gelobten Krimi die Hauptrolle, einen unorthodoxen Rechtsanwalt.

Der Mime ist der Sohn des verstorbenen, grossen Schweizer Schauspieler-Ehepaars Erwin Kohlund und Margrit Winter, das in Stäfa am Zürichsee gelebt hatte. Schon als Siebenjähriger stand Christian mit seiner Mutter vor der Kamera: in der Verfilmung des Gotthelf-Romans «Die Käserei in der Vehfreude». Nach dem Studium am Max-Reinhardt-Seminar spielte der junge Kohlund auf grossen Bühnen im ganzen deutschsprachigen Raum.

Dann entdeckte das deutsche Fernsehen das junge Schweizer Talent mit der sonoren Stimme. Seit 1973 spielte Kohlund in rund 200 Filmen und Serien – von «Schwarzwaldklinik» bis «Tatort». Mit dem Stück «Im Zweifel für den Angeklagten», das 1974 von Henry Fonda in New York uraufgeführt worden war, begeisterte Kohlund vor über zehn Jahren auch auf Schweizer Bühnen. Ansonsten wurde er hierzulande von Film und Fernsehen sträflich vernachlässigt. Vor über dreissig Jahren bekam er von Rolf Lyssy die Hauptrolle im Film «Leo Sonnyboy», neben Mathias Gnädinger. Und vor fünf Jahren durfte er in der SRF-Serie «Wilder» spielen. Christian Kohlund, ein wunderbarer Schauspieler, der leider (zu) wenig gefragt und geschätzt ist in seinem Heimatland.



„Und dafür geben wir uns extra so viel Mühe!!!“



Das Malheur nimmt seinen Lauf: «Triangle of Sadness».

Film

Auf dem Rüttelsieb

Wolfram Knorr

Triangle of Sadness (Schweden, GB, USA, BRD, Frankreich. 2022): Von Ruben Östlund. Mit Harris Dickinson, Charlbi Dean, Woody Harrelson, Dolly De Leon

Ein Sturm fegt durch die Welt der Schönen und Reichen und hinterlässt missgünstige Heuchler, übellaunige Egoisten, jammernde Hagestolze. Edelpflanzen mutieren zu Brennesseln. Carl (Harris Dickinson), ein blonder ephebenhafter Jüngling, der als Model arbeitet, sitzt mit seiner schönen Geliebten Yaya (Charlbi Dean), einer Influencerin mit grosser Gefolgschaft, in einem Gourmettempel. Das Mahl ist vorbei, die Rechnung wird ihm kredenzt, sie frischt am Tisch ein wenig ihr Äusseres auf und ignoriert den letzten und kalten Akt eines jeden Cuisine-Events.

Verhalten in Extremsituationen

Er starrt sie an, sie hebt den Blick – und aus dem kultivierten Abend wird eine schonungslose Werkbesichtigung hinter die Fassade einer Narziss-und-Goldmund-Beziehung: Carl wirft Yaya vor, bewusst weggeblickt zu haben, als die Rechnung kam, jetzt muss er zahlen, obwohl sie

an der Reihe gewesen wäre. Sie streitet ab, er beharrt; sie will beleidigt ihre Kreditkarte zücken, er lehnt ab, es gehe nicht ums Geld, ums Prinzip. Welches Prinzip? Du willst nicht begreifen! Es wird immer lauter, die Gäste blicken auf, er bezahlt wutentbrannt, sie verlassen die Fresskapelle, und der Streit wird im Hotellift zur Jähzorn-Hass-Tirade.

Szene aus einem der ungewöhnlichsten Filme von einem nicht weniger unkonventionellen Cineasten: «Triangle of Sadness» vom schwedischen Autor und Regisseur Ruben Östlund. 2010 fiel er mit «Incident by a Bank» auf, in Berlin erhielt er dafür einen Goldenen Bären. 2017 folgte in Cannes für «The Square» die Goldene Palme und dieses Jahr noch mal für «Triangle of Sadness».

Auch «Play» (2011) und «Turist» (2014) waren, mit spektakulärem Elan, ziemlich irritierend. Dabei sind seine Filme, dank ihrer satten Breitwand-Ästhetik, durchaus süffig. Verwirrt wirkt wohl nur seine Versuchsanordnungs-Dramaturgie über menschliches Verhalten in Extremsituationen (was ihm auch Kritik eingetragen hat). Seine Filme sind eine Art Rüttelsieb (mal sehen, wer durchfällt). In «Turist» setzt eine Schneelawine eine Familie unter Stress, in «The Square» provoziert der moderne Kunstbetrieb, in «Play» sind es Jugendgangs, die andere unter Druck setzen.

In «Triangle of Sadness» geht's um Sedimentschichten sozialen Verhaltens. Es beginnt mit



den Investitionen der Äusserlichkeit, die sich in der Modewelt bezahlt machen, für Carl. Am Casting einer Modeagentur zelebriert er seine Fassade. Am Abend folgt der Streit um die Restaurantrechnung. Inneres Wohlbefinden ist zweitrangig. Das Paar, das sein Luxusleben auf Instagram vermarktet, einigt sich wieder, weil es kostenlos an einer Kreuzfahrt auf der Luxusjacht «Christina O», der alten Onassis-Jacht, als Zierde illustrier Millionäre, teilnehmen darf.

Zu ihnen gehört auch ein entzückend lebenswertes Philemon-und-Baucis-Ehepaar, das im amüsanten Plauderton erzählt, Minen und Handgranaten produziert zu haben. In wie viele Länder sie ihre «Technik-Ware» verkauften – noch immer sehr gefragt –, wüssten sie beim besten Willen nicht.

Heiter und ausgelassen ist der Geldadel; von den Matrosen über die Offiziere bis zum Servicepersonal ist der Umgangston pflaumenweich. Östlund bewegt das schillernde Ensemble auf einem schmalen Grat zwischen Takt und Tücke, zwischen «Traumschiff»-Seligkeit und sanfter Demaskierung. Ein inszenatorischer Höhepunkt.

Der Kapitän (Woody Harrelson), der ständig solche Kundschaft durchs Mittelmeer pflügt, hat sich längst in den Suff zurückgezogen und kann nur mit Gewalt aus seiner Kabine zum Kapitän-Dinner mit den Bonzen in den Salon genötigt werden. Während des Siebengangmenüs

kommt ein Sturm auf, das Schiff beginnt sich im heftig werdenden Wellengang nach allen Seiten zu neigen – und das Malheur nimmt seinen Lauf: Die lukullische Schlemmerei kollidiert mit dem Gewoge und entlädt sich in einer wüsten Kotz-und-Reiher-Orgie. Wie ausgepumpt, wie leergefegt wankt die Crème de la Crème durch den maritimen Luxus. Ein primitiver Organismus im Stadium der Kontraktionen schaltet alle höheren Lebensformen einfach aus.

Teuflich verspielt

1973 drehte Marco Ferreri «La grande bouffe» über eine Reichen-Clique, die sich zu Tode frisst. Bei Östlund sprengen Piraten das Bacchanal bis zum animalischen Ich ins finale Nirwana. Unter Nutzung der «Technik-Ware» aus dem Haus des lebenswerten Paares fliegt der Luxus in die Luft. Nur wenige überleben und können sich auf eine einsame Insel retten. Carl und Yaya gehören dazu, auch Abigail (Dolly De Leon), auf

Medaillenspiegel?

Unsere Leistungen
reflektieren noch viel mehr
Hochglanzprodukte!



SHELLENBERGGRUPPE
schellenberggruppe.ch

der Jacht die Klofrau, von der blonden Chief Steward Paula (Vicki Berlin) von oben herab behandelt. Jetzt dreht sie den Spiess um: Unter den Schiffbrüchigen ist sie die Einzige, die das Überleben organisieren und sichern kann. Maulend, aber brav befolgt der zu Zauseln mutierte Edel-Haufen Abigails Diktat; auch Carl muss ihr, mit Yayas knirschender Billigung, als Geliebter zu Diensten sein.

«Triangle of Sadness», der Titel entstammt einem Begriff aus der Schönheitschirurgie (einer Gesichtsfalte, dem «Dreieck der Traurigkeit»), ist eine hinterhältige Farce, die immer abgrundtief teuflisch verspielt bleibt. Darin liegt Östlunds verstörende Faszination: «Ich porträtiere alle Menschen als gemein. Ich behandle meine Figuren also gerecht.»

Alben für die Ewigkeit



Bob Dylan: Time Out of Mind (1997)

Ein Album aus Dylans Werk rauszupicken, ist eigentlich ungerecht oder eine Frechheit. Es gibt zu viele herausragende. «Highway 61 Revisited», «Blood on the Tracks», «Blonde on Blonde», «Street Legal», «Desire», «Modern Times» ...

«Time Out of Mind» entstand nach einer mehrjährigen künstlerischen Krise; es ist eines der umjubeltsten Alben Dylans, ausgezeichnet mit drei Grammys. Zu Recht.

Was dieses Album so besonders macht, ist seine melancholische, zeitweise fast düstere Atmosphäre, mitgeprägt vom Produzenten Daniel Lanois. Es vereint Rock, Blues, Folk und Country zu einem ganz eigenen, bis dahin ungehörten Stil. Nach zwei Coveralben hatte niemand mehr damit gerechnet, so etwas Grosses zu hören. Dylan besann sich auf die grosse amerikanische Erzählkunst und erschuf sich aus Tradition und Imagination wieder einmal neu.

Schon der Eröffnungssong, «Love Sick», ist grandios in seiner einfachen, fast improvisierten Art. Ein Mann läuft durch das grosse Nichts, durch tote Strassen auf der Suche nach dem Nichts. Es ist betörend, wie Bob Dylan mit seiner sparsamen, gebrochenen Stimme den Blues interpretiert. Schlicht grossartige Musik, die mit dem sechzehnminütigen, so wahren «Highlands» endet: «The sun is beginnin' to shine on me but it's not like the sun that used to be» – das sagt alles.

Unverständlich, dass des Meisters Starrsinn es ihm seit Jahren nicht erlaubt, seine besten Songs frisch interpretiert, live für sein Publikum zu spielen. Das Alter treibt seltsame Blüten. Zum Glück bleiben uns seine wertvollen Aufnahmen.

Chris von Rohr

Hip-Hop

Kiloweise glänzendes Metall und edle Steine

Mark van Huissing

Vikki Tobak (Hrsg.): Ice Cold. A Hip-Hop Jewellery History. Taschen. 390 S., Fr. 104.–

Hip-Hop war schon immer mehr als Musik: Populärkultur, Lebensgefühl, Geschäftsmodell. Und natürlich stilprägend. Weshalb die amerikanische Autorin Vikki Tobak nun einen Bildband über die Geschichte des Hip-Hop-Schmucks herausgebracht hat.

«Gibt das genug her für 390 Seiten?» ist eine Frage, die man sich stellt – falls man keine regelmässige Youtube-Nutzerin, kein *heavy user* von sozialen Medien ist. Darüber hinaus antwortet die Herausgeberin, geboren im heutigen Kasachstan und als Fünfjährige mit ihren Eltern nach Detroit ausgewandert, es sei fast unmöglich, die Edelsteine losgelöst vom bedeutenderen Bezugsrahmen – von Politik, Strassentauglichkeit und geschichtlicher Komplexität – zu betrachten.

Eine einfachere, kürzere Antwort: Ja, es gibt genug her. Was damit zusammenhängt, dass die meisten Rapper und Hip-Hop-Künstler sich und ihren Schmuck gern einem möglichst breiten Publikum präsentieren. Und es deshalb eine Vielzahl sehenswerter Bilder gibt von mit Diamanten (im Slang «ice» genannt) behängten Darstellern. Jede Kultur feiere ihre kreativen Beiträge auf eigene Art, die schwarze Kultur gehe weiter – und gebe dann noch eins drauf, schreibt der Rapper Ricky «Slick Rick» Walters im Vorwort.

Geltungskonsum

Der Band reicht von den frühen 1980er Jahren bis in die späten 2010er Jahre. Vereinfacht darf gesagt werden: Jeder und jede, der/die jemand ist in der Hip-Hop-Welt, kommt vor und zeigt, was er oder sie hat. Wenig überraschend: kiloweise glänzendes Metall und viele edle Steine. Schliesslich sind die Konsumfreudigkeit, der Markenwahn et cetera der Sänger breit belegt. Ein Beispiel ist die Single «Plain Jane» von A\$AP Ferg, dem New Yorker Rapper und Tiffany-Reklameträger; er gibt darin, auf vier Zeilen, den Namen seines Juweliers sowie dreier Luxuslabels wieder.

Die hohe Zeit der besonders augenfälligen Stücke war die erste Hälfte des Betrachtungszeitraums, waren die Jahre von Stars, an die man sich heute nurmehr knapp erinnert, Run DMC beispielsweise. In jüngerer Vergangenheit, so sieht's aus, nahmen selbst einige *brothers and sisters* ein wenig Abstand von Rapper Slick Ricks Leitidee. Vor allem die sehr erfolgreichen. Während der junge Jay-Z fast mit Haltungs-



Markenwahn et cetera: Rapper A\$AP Ferg.

problemen kämpfte wegen der vielen Ketten um seinen Hals, blitzen heute Diamanten bloss noch verschämt an seinen Fingern und Ohren auf. Und seine Frau Beyoncé kann gar als stilmässig massvoll beschrieben werden. Ausnahme, die die Regel bestätigt: Megan Thee Stallion. Auch auf Bildern, die erst vor weni-

Wir erwarten den ersten Bildband über die wichtigsten Kunstsammlungen von Rappern.

gen Jahren entstanden, als sie bereits ein Superstar war, lässt sie sich klar im Mehr-ist-mehr-Lager einordnen. Möglicherweise trifft bei ihr die Redensart zu, nach der man zwar das Mädchen aus dem Getto nehmen könne, nicht aber das Getto aus dem Mädchen.

Betrachtet man das Gebiet der geschmückten Köpfe durch die Augen zweier kluger Köpfe – Thorstein Veblen und Pierre Bourdieu –, kommt man zum Schluss, dass sich die Mehrheit der Hip-Hopper und Rapper ungefähr in der Mitte der Zeitachse zwischen den Erkenntnissen der beiden befindet.

Veblen, ein amerikanischer Ökonom des 19. Jahrhunderts, schrieb über *conspicuous consumption*, Geltungskonsum, in seiner «Theorie der feinen Leute». Dabei geht es, verkürzt, darum, zu zeigen, dass man in der Lage ist, Güter anzuhäufen, und also etwas erreicht hat im Leben. Bourdieu, ein französischer Soziologe des 20. Jahrhunderts, erklärte in «Die Lehre vom feinen Unterschied», dass ab einer bestimmten Wegmarke teurere Kleider oder kostbarere Schmuckstücke nicht länger genügen für den sogenannten Distinktions-

gewinn. Sondern dass es mehr als geldwerte Merkmale braucht, um sich von den Neureichen abzuheben, Status etwa.

Statusdenken ist zwar wichtig für Rapper-Alpha-Männer. Was aber bei einigen nicht zur Einsicht führte, Geltungskonsum sei unter ihrem Stand. Andere, Meinungsführerkünstler, sind auf der nächsten Stufe angekommen. Kanye West, der sich nun Ye nennt, Drake oder Frank Ocean fallen einem ein. Die Vorhersage sei erlaubt, nach der mehr Bewohner der Hip-Hop-Welt ihnen folgen dürften. Wir erwarten den ersten Bildband über die wichtigsten Kunstsammlungen von Rappern.

Klassik

Er sah sich als «Missionar der Musik»

Manuel Brug

Dimitri Mitropoulos: The Complete RCA and Columbia Album Collection.
Sony Classical (69 CDs)

Heute, in unserem arg politisch korrekten Klima, stünde der nicht eben kommunikative Dimitri Mitropoulos wohl als Sonderling in der Ecke. Doch der 1896 geborene Grieche schaffte es, dass zu seiner Zeit nur Maria Callas unter den Musikern seiner Heimat berühmter war.

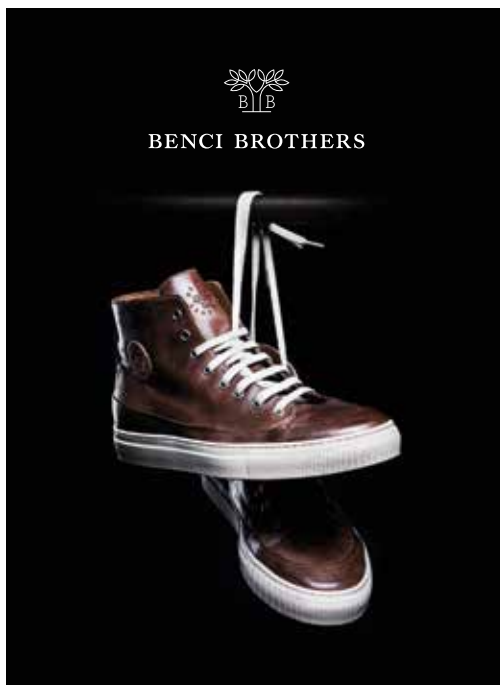
Mitropoulos war zudem Komponist und Pianist, ursprünglich wollte er Mönch im Kloster Athos werden, so wie die beiden Brüder seines Vaters, bevor er in Athen, Brüssel und Berlin Musik studierte. Von 1921 bis 1925 war er Assistent von Erich Kleiber an der Berliner Staatsoper, dann ging er wieder nach Hause. 1936 debütierte er in den USA beim Boston Symphony Orchestra, 1946 wurde er amerikanischer Staatsbürger. Von 1937 bis 1949 war er Chefdirigent des Minneapolis Symphony Orchestra, von 1951 bis 1957 beim New York Philharmonic Orchestra, wo ihn ausgerechnet Leonard Bernstein ablöste. Mitropoulos nämlich musste auch gehen, weil er schwul war – und daraus keinen Hehl machte. Bernstein versteckte sich damals noch besser.

Kein Schlendrian

Dimitri Mitropoulos, der 1960 in Mailand während einer Probe zu Gustav Mahlers «3. Sinfonie» an einem Herzinfarkt starb, war ein temperamentvoller Asket, einer, der kämpfte und brannte, der keinen Schlendrian duldete, es sich oftmals mit dem Klassikbetrieb verdarb. Er schwamm zwar immer wieder oben, vieles blieb ihm aber auch verwehrt – oder er verbaute es sich selbst. Zu Kompromissen war er nie bereit. Erstaunlich, dass die RCA und die Columbia ihn doch oft ins Studio einluden, auch mit Brandneuem, Ausgefallenem, Schwerverkäuflichem

– so dass die deren Erbe verwaltende Sony jetzt 69 CDs füllen und in eine repräsentative Box verwandeln konnte. Kürzlich wurde sie mit dem Vierteljahrespreis der deutschen Schallplattenkritik ausgezeichnet.

Wertvoll ist die Box allemal. Mitropoulos kämpfte besonders für die zeitgenössische Musik, etwa die der Zweiten Wiener Schule, so gibt es von ihm eine historisch bahnbrechende Aufnahme von Alban Bergs «Wozzeck». Aber er dirigierte auch bei den Salzburger Festspielen Mozarts «Don Giovanni», eckig-dramatisch, wie auch die tragödienbrutale «Elektra» von Richard Strauss oder die raffinierte Samuel-Barber-Novität «Vanessa». Er verehrte ganz besonders Gustav Mahler, komponierte selbst Orchesterwerke, Klavierstücke und erstellte raffinierte Bach-Arrangements.



«Priester der Musik», so lautete einst eine Biografie des Musikers. Doch der vielrauchende, gutessende Dimitri Mitropoulos war auch den weltlichen Klängen oder einem süffigen Tönebad nicht abhold. Er, der sein Hochamt ohne Stock im Konzertsaal oder Aufnahmestudio zelebrierte, verstand sich selbst als «Missionar der Musik» und wollte so seinem Vorbild Franz von Assisi nacheifern, leider auch indem er sich oftmals nicht wehrte, wo er es hätte tun sollen.

Für seinen Nachruhm sorgen jetzt diese hinreissenden Klangkonserven samt der nostalgisch tollen, weil originalen Cover-Gestaltung. Ganz egal, ob man nach Milhaud oder Rachmaninow, Chausson oder Mahler, Schönberg oder Berlioz, Schostakowitsch oder Mendelssohn, Vaughan Williams oder Tschaikowsky greift – man wird von Dimitri Mitropoulos immer exzellent an den Ohren herumgeführt!

Jazz

Nachlass zu Lebzeiten

Peter Rüedi

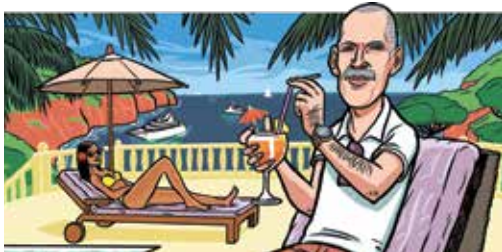
Keith Jarrett: Bordeaux Concert.
ECM 2740 4576607

Es ist, um mit Robert Musils schönem Buchtitel zu sprechen, eine Art «Nachlass zu Lebzeiten», zum Glück mit Betonung auf Letzterem. 2018 erlitt Keith Jarrett zwei Schlaganfälle. Seitdem ist die «rechte Hand nicht mehr das, was sie einmal war, und meine linke Hand ist gar nicht mehr». Für den Improvisator, der einmal von seinen Händen wie von fast selbständigen Partnern sprach, war das ein Schlag, der ihn 2020 das Ende seiner Konzertkarriere verkünden liess. Schon in den siebziger Jahren hatte er der *Weltwoche* kurz nach seinem weltberühmten «The Köln Concert» erklärt, bei seinen radikal improvisierten Solokonzerten konzentriere sich seine Kontrolle auf das, was er nicht spielen wolle; darauf, was unter der Hand an Unvorhersehbarem entstehe. Inzwischen verbringt er täglich wieder einige Stunden am Piano. «Mein kleiner Finger», vertraute er dem Kritiker Nate Chinen an, «hat die Melodie zu spielen (...) und der Rest der Hand muss vorgeben, den Akkord zu spielen.» Seine Hände im Vollbesitz ihrer Möglichkeiten zu hören, muss ihm einige Seelenstärke abverlangen.

Nach München und Budapest publiziert sein Label ECM ein drittes Solokonzert aus Jarretts letzter Europatournee 2016 in der Oper von Bordeaux. Hinreissend wie die beiden andern, ist es in der Balance der Stückfolge ganz besonders. Anders als seine frühen Solokonzerte, die sozusagen in magisch beschwörendem Gestus im nur durch eine Pause unterbrochenen Stream of Consciousness das Publikum überwältigten, sind diese, seine späten, kleinteiliger in der Folge immer noch improvisierter, aber sehr konturierter Stationen. Deren Kontrast beweist Jarretts dramaturgische Intelligenz.

Furios abstrakte, sozusagen «atonale» Piecen mit viel Witz und Spielfreude, immer wieder mit explosiven Dialogen zwischen linker und rechter Hand, wechseln mit harmonisch vertieften, melodios eindrucklichen, sich zu hymnischer Emphase auftürmenden balladesken Meisterstücken, mal wie ein fernes Echo aus Zeiten des «Köln Concerts», mal mit dem eindrucklichen melodiosen Sehnsuchtsüberhang romantischer Lieder. Diese lyrischen Kostbarkeiten, sozusagen wie Einatmen und Ausatmen austariert mit den extrovertierteren virtuosen Kunst-Stücken (und einem einzigen veritablen Blues), machen dieses Konzert so besonders. Was haben wir aus diesem Nachlass zu Lebzeiten noch zu erhoffen?

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Mikrodosis

Mark van Huissing

So soll man eine Kolumne eröffnen: «Noch nie gab es eine aufregendere – oder verwirrendere – Zeit in der Welt der ...» (hier bitte einen entsprechenden Begriff einsetzen) «... in der Welt der Psychedelika.» So beginnt der wöchentliche Newsletter «The Microdose» von Michael Pollan, einem Professor der Universität von Kalifornien in Berkeley, der als Kolumne beschrieben und über die Online-Plattform Substack gratis bezogen werden kann, wo auch die Texte Ihres Kolumnisten erhältlich sind, nebenbei erwähnt.

Die Welt der psychedelischen Substanzen ist zurzeit so aufregend – oder verwirrend –, schreibt der Professor, weil das Gebiet, das bis vor kurzem als obskure Ecke der klinischen und neurowissenschaftlichen Forschung galt, sich jüngst zu einem pulsierenden Feld entwickelte. Und vielversprechende Behandlungen sowie interessante Einsichten betreffend den Geist und das Gehirn hervorbringt. Woraus ein neuer Wirtschaftszweig entstand mit Hunderten von Start-ups auf der Suche nach den besten Möglichkeiten zur Vermarktung von Psychedelika (inklusive erster Unternehmen mit Milliardenbewertungen). Die Aufsichtsbehördenzulassung von MDMA, Psilocybin und so weiter sei bloss noch wenige Jahre entfernt, sagt Pollan voraus.

Bis vor knapp sechzig Jahren war die Nutzung psychoaktiver Substanzen in vielen Ländern gesetzlich genehmigt oder jedenfalls nicht verboten. Mitglieder der Hippie-Bewegung bezeichneten etwa Lysergsäurediethylamid als «Vitamine für das Hirn». Innerhalb weniger Jahre dann wurden LSD sowie die anderen Halluzinogene verboten. In Amerika, und in der Folge auch

anderswo, konnte bereits der Konsum, besonders aber der Handel (selbst kleiner Mengen), lange Gefängnisstrafen zur Folge haben. Was damit zu tun hatte, dass massgebende Politiker die gegenkulturelle Jugendbewegung als Bedrohung der herrschenden Ordnung wahrnahmen.

Neuerdings, so sieht's aus, fürchten sich die Entscheidungsträger ein bisschen weniger vor den umstürzlerischen Plänen von Menschen, die Psychedelika zur Bewusstseinsweiterung nehmen. Beziehungsweise werden Ergebnisse therapeutischer Einsätze vermehrt beachtet – mit Substanzen, die auf das Serotonin-System wirken, können Stress plus Traumafolgen-Belastungsstörungen (PTBS), Tabaksucht und andere Abhängigkeiten behandelt sowie die Todesangst von beispielsweise Krebskranken gemildert werden.

Falls es einem gutgeht, man aber dennoch gerne high – oder wenigstens trendmässig dabei – wäre, gibt's eine ziemlich gute Begründung und praktische Möglichkeit zur Einnahme von LSD: um kreativer und leistungsfähiger im Alltag zu sein. «Was als Bewegung im Silicon Valley gestartet hat, ist längst zum globalen Phänomen geworden» (Radio SRF Virus) respektive «Microdosing ist in der Schweiz angekommen» (NZZ). Dabei werden Kleinstmengen von Halluzinogenen genommen – zwischen 8 und 30 Mikrogramm, für einen normalen Trip greift man zu zirka 80 Mikrogramm –, häufig in Form eines verdünnten Sprays.

Jetzt der Haftungsausschluss: Der Konsum von psychoaktiven Drogen ist, auch in kleinen Mengen, in der Schweiz illegal und verboten, immer noch. Damit Sie nicht das Gesetz brechen müssen, hat sich MvH geopfert und ist

«Wenn's im Silicon Valley funktioniert, müsste es auch im Seefeld klappen.»

zum Psychonauten geworden. Ich meine, wenn's im Silicon Valley funktionieren soll, müsste es auch im Seefeld klappen, nicht wahr? Also habe ich, wie vom Freund eines Freundes, der den Stoff prüfte, für gut befand und umsonst zur Verfügung stellte, angeleitet, an verschiedenen Tagen zu unterschiedlichen Zeiten drei bis fünf Sprühnebelstösse aus der kleinen Flasche direkt unter die Zunge gesprayed – und danach keine besonderen Vorkommnisse res-

pektive Wirkung festgestellt, abgesehen möglicherweise von einer vorübergehenden leichten Vergesslichkeit (oder haben Sie allenfalls einen schöpferischen Exploit in dieser Spalte bemerkt in jüngerer Vergangenheit?).

Unabhängig davon, falls ich mich richtig erinnere, habe ich den vor ziemlich genau fünfzig Jahren erstveröffentlichten Sampler «Nuggets: Original Artyfacts from the First Psychedelic Era, 1965–1968» entdeckt. Die Zusammenstellung amerikanischer Rock- und Popmusiksongs, der Soundtrack zum Spray sozusagen, ist legal und wirkt, ich empfehle ihn.



UNTEN DURCH

Höchste Fahndichte

Linus Reichlin

Viele meiner Landsleute werden es nicht gerne hören, aber meiner Meinung nach sind die Schweizer mentalitätsmässig näher mit den Amerikanern verwandt als mit ihren europäischen Nachbarn. Da wäre zunächst einmal die gemeinsame Vorliebe beider Völker für Beflaggen. Fährt man durch Texas oder Arizona, Nevada oder Utah, wird man von fast jedem Häuschenbesitzer daran erinnert, in welchem Land man sich gerade befindet (für den Fall, dass das Navi ausgefallen ist). In Kleinstädten wehen zusätzlich noch ein Dutzend Flaggen an der Mainstreet, so dass man sich als Schweizer wie zu Hause fühlt. Denn wenn die Flagge auch eine andere sein mag (unsere ist quadratisch), so herrscht in den USA doch derselbe Landesstolz wie bei uns.

Die Schweiz und die USA verfügen über die höchste Fahndichte der westlichen Welt – so was findet man weder in Frankreich noch in Italien und schon gar nicht in Deutschland, wo das Hissen der Landesfahne als etwas ähnlich Un-

ziemliches betrachtet wird, wie wenn man sich in der Öffentlichkeit am Hintern kratzt. Das ist eben der Unterschied zwischen den Schweizern und den anderen Europäern: Wenn es uns dort hinten juckt – das ist jetzt im politischen Sinn gemeint –, dann kratzen wir uns, egal, was die anderen denken. Wir sind Individualisten, unsere Vormütter waren freie Bäuerinnen, die keine fremden Vögtinnen akzeptierten und die auf ihrem eigenen Stück Land lebten, so wie die amerikanischen Siedler.

Die Deutschen und Franzosen hingegen stammen von rechtlosen Pächtern ab, wenn nicht gar von Leibeigenen, also von landlosem Gesindel, das nie einen eigenen Fahnenmast besass und folglich auch keine Landesfahne aufziehen konnte. Jetzt könnte man einwenden, dass die Amerikaner nur deshalb schon immer freie Landbesitzer waren, weil sie das Land den Indianern, sagen wir mal, abgekauft haben. Aber das haben wir Schweizer auch gemacht! Unsere Indianer hiessen einfach nicht Apachen, sondern Habsburger, und wir haben ihnen ihr Land mit der Hellebarde, sagen wir mal, abgekauft. Bei solchen Kaufverträgen kommt es eben darauf an, dass man vor der Unterzeichnung über bessere Waffen verfügt.

Diese historische Erfahrung der Schweizer und Amerikaner spiegelt sich noch heute in den liberalen Waffengesetzen beider Länder wider. Die Texaner fahren mit einem Smith-&-Wesson-Revolver im Handschuhfach ins Wahllokal, und der Appenzeller trägt seinen Degen. Waffentechnisch scheint dies ein Unterschied zu sein, aber faktisch ist es genau dasselbe: Es geht nicht darum, welche Waffe man beim Wählen trägt, sondern dass man eine trägt. Und in der Nachttischschublade der Appenzeller liegt ja dann auch noch zusätzlich ein Revolver.

Was aber liegt in der Nachttischschublade der Italiener und Franzosen? Präservative! Bei den Italienern ohne, bei den Franzosen mit Gleitcreme, weil die französischen Männer in dieser Hinsicht ehrlicher mit sich selbst sind. Bei den Deutschen liegt nur ein Kreuzworträtsel in der Nachttischschublade, und zwar ein ungelöstes. Ja gut, aber gibt es denn nicht auch wesentliche Unterschiede zwischen Schweizern und Amerikanern – zum Beispiel die Sprache? Nein! Oder nur teilweise. Denn zumindest der Deutschschweizer besitzt die angeborene Fähigkeit, den englischen Artikel «the» perfekt auszusprechen. Denn es ist exakt derselbe Laut wie

beim mundartlichen «de», z. B. in «de Maa» oder «de Tennis-Star». Wenn ein Schweizer in New York zu einem Amerikaner in Mundart sagt «De Roger Federer isch de top Tennis-Star», versteht der Amerikaner ihn besser, als wenn ein Deutscher es auf Englisch sagt. Denn die Deutschen sagen «se top Tennis-Star», «se car is in se TÜV» und so weiter. Die Italiener sagen «Rodrigo Federale issa da topa star da tennis», und die Franzosen sagen gar nichts, weil sie lieber schweigen, als ein englisches Wort in den Mund zu nehmen.



FRAUEN Cara Delevingne, Verwundete Julie Burchill

Wir glauben gern, schöne Frauen hätten es leicht. «Wenn du gut aussiehst, fühlst du dich auch gut», sagt die Küchenpsychologie – was Marilyn Monroe wohl überrascht hätte. Nun hatte diese von Anfang an Probleme, lange bevor sie ihre Schönheit zu Geld zu machen vermochte. Doch selbst eine so privilegierte Frau wie Cara Delevingne – die bereits in ihren Zwanzigern das Gesicht von Chanel und Dior war und heute erst dreissig ist – kann darunter leiden, dass sie als Objekt betrachtet wird.

Sie stammt aus einer reichen und schicken Familie (ihre Grossmutter war Hofdame von Prinzessin Margaret, ihre Patin ist Joan Collins), war bereits als Teenager ein berühmtes Model, litt aber als Schülerin unter Depressionen: «Das hat so wehgetan, dass ich den Kopf gegen einen Baum schlug im Versuch, das Bewusstsein zu verlieren.»

Auf das Zeitalter der amazonischen Supermodels folgte dasjenige gleichartiger Bohnenstangen. Von diesen hob sich Cara Delevingne ab durch ihren ungelenkten Charme und ihre ungeheuerlichen Augenbrauen. Trotzdem ge-

hört auch sie zu den ärgerlich woken Models wie Bella Hadid, die sich ständig entblättert und gleichzeitig verkündet, wie gern sie als muslimische Frau leben würde.

Cara Delevingne ist modisch genderfluid und hatte sowohl etwas mit St. Vincent (die den Song «New York» über sie schrieb), Rita Ora (die «Girls» über sie schrieb) als auch mit Harry Styles. Wie so viele, die Privatjets benutzen wie andere Taxis, ist sie auch in Sachen Klimawandel sehr engagiert und will «ermächtigen und zu sinnvollen Aktionen inspirieren angesichts des ökologischen Zusammenbruchs, durch Erziehung und eine grössere Zusammenhänge im Auge behaltende Einstellungen Veränderungen gegenüber». Lippenbekenntnisse zur Rettung des Planeten scheinen auf wundersame Weise Privatjet-Luftmeilen zu neutralisieren.

Sie ist Grossbritanniens bestbezahltes Modell, hat ein Vermögen von fünfzig Millionen Pfund, doch eine ihrer Firmen hat den so unglücklichen wie prophetischen Namen Hot Mess Industries. Denn in den letzten Monaten legte Cara Delevingne ein Verhalten an den Tag, das die Medien als «erratisch» bezeichneten, doch das wohl eher eine drogenbedingte Psychose sein dürfte. Nachdem das Model vor der Kamera eine ganze Reihe von Rapperinnen belästigt hatte, durfte es letzten Monat nicht mehr im Privatflugzeug von Jay-Z mitfliegen. Nicht alle Schönheiten kommen zu Schaden – man denke nur an so verschieden geartete Models wie Kate Moss und Cindy Crawford. Aber die sind auch knallhart, während Marilyn und Cara zarte Pflänzchen waren respektive sind. Und ob frau nun eine arme Waise oder eine arme Reiche ist – das Showbusiness hat immer wieder bewiesen, dass Wunden im Scheinwerferlicht nicht heilen, sondern tiefer werden.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer





THIEL

Wiederwahlrecht

Ständerat: Immer mehr Bürger kritisieren den Staat.

Nationalrat: Wer den Staat kritisiert, kritisiert die Demokratie.

Ständerat: Das heisst, jetzt gilt es, die Demokratie gegen die Staatskritiker zu verteidigen.

Nationalrat: Aber wie?

Ständerat: Die Demokratie verteidigt man am besten, indem man sie stärkt.

Nationalrat: Und wie stärkt man eine Demokratie?

Ständerat: Indem man die Volksrechte stärkt.

Nationalrat: Stimmt, in einer Demokratie regiert ja das Volk.

Ständerat: Na ja, sagen wir, das Volk regiert mit.

Nationalrat: Oder darf zumindest mitreden.

Ständerat: Auf jeden Fall wird es in die Entscheidungsfindung der Regierung mit einbezogen.

Nationalrat: Und zwar, indem es über die Entscheide korrekt informiert wird.

Ständerat: Zumindest über die wichtigsten.

Nationalrat: Das Volk muss nicht über alles im Detail Bescheid wissen, denn das Volk wird ja vertreten durch das Parlament.

Ständerat: Wer das Parlament kritisiert, kritisiert somit das Volk.

Nationalrat: Das heisst, wenn dem Parlament Gefahr droht, droht dem Volk Gefahr.

Ständerat: Und von wem droht dem Parlament die grösste Gefahr?

Nationalrat: Vom Volk.

Ständerat: Und worin liegt diese Gefahr?

Nationalrat: In unserer Abwahl.

Ständerat: Wenn wir die Demokratie retten wollen, müssen wir also mit allen Mitteln unsere Abwahl verhindern.

Nationalrat: Was wir brauchen, ist ein Recht darauf, wiedergewählt zu werden.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Im Champagner-Schnee

Japanische Konkurrenz fürs Schweizer Chalet:
Niseko lockt mit Stil und guten Bedingungen.



«Vergesst die Alpen»: Wintersporthaus «Yukihyo».

Das Städtchen liegt schneesicher eingebettet zwischen den Bergen und der Küste. Zur Olympia-Stadt Sapporo sind es etwa hundert Kilometer, zum Japanischen Meer bloss 35. Die Mischung aus kalten, trockenen sibirischen Winden und feuchtem Meeresklima beschert der Region meterweise Schnee. Hier entstanden in den letzten Jahrzehnten darum auch mehrere Skigebiete, die Niseko zu einem attraktiven Ferienort machten. Manche sprechen vom St. Moritz Japans und nennen die weisse Pracht wegen ihrer ultraleichten und luftigen Flocken Champagner-Pulverschnee.

Imax-Kino-Effekt

In einem entlegenen Wäldchen zwischen Kiefern und Birken, aber nur wenige Minuten von der Skipiste entfernt, steht zum Beispiel ein reizendes, spektakulär anmutendes Wintersporthaus zum Verkauf. Das 2019 errichtete zweistöckige Gebäude in moderner Hokkaido-Zedernholzverkleidung verfügt über einen offenen Wohn- und Essbereich, ein Cheminée, drei Bäder, fünf Schlafzimmer, eine Küche im Erdgeschoss und eine Glasfront vom Boden bis zur Decke. Der Verkäufer schwärmt vom

Imax-Kino-Effekt, den der Blick durchs Riesenfenster in die Landschaft erzeugt. Das 300 Quadratmeter grosse Haus wurde so konzipiert, dass darin zwei Familien Ferien machen können. Der Bauherr taufte es «Yukihyo»; zu Deutsch: Schneeleopard.

Der Wechselkurs macht es aus

Dank der schwachen japanischen Währung ist «Yukihyo» für knapp zweieinhalb Millionen Franken oder ebenso viele Dollar zu haben. 350 Millionen Yen – für so viel ist das Haus ausgeschrieben – waren seit Jahrzehnten nicht mehr so billig. Vor einem Jahr hätte das Objekt noch 800 000 Dollar mehr gekostet.

«Vergesst die Alpen, ein Chalet in Japan lohnt sich mehr», schrieb das beliebte Online-Magazin *Mansion Global*. Bei diesem rekordartig günstigen Wechselkurs witterten viele Amerikaner die Chance, in Japan und nicht in Europa eine Liegenschaft in den Bergen zu kaufen. Schweizerinnen und Schweizern dürfte die Anschaffung eines japanischen Grundstücks indes zu umständlich sein, obwohl einen der Champagner-Schnee natürlich schon reizt.

Monika Fasnacht

Sie war die erste Eishockey-Reporterin der Schweiz und moderierte als erste Frau im Schweizer Fernsehen Jass-Sendungen. Heute gibt die 58-Jährige Hundekurse und veranstaltet Jass-Ferien.

Weltwoche: Monika Fasnacht, sehen Sie sich als Vorkämpferin im Sinn des Feminismus und der Gleichberechtigung?

Monika Fasnacht: (lacht) Nein. Ich war mir meiner Sonderstellung anfänglich gar nicht richtig bewusst. Vielleicht ging ich auch deshalb unverkrampft an die Aufgaben heran. Allerdings war ich nicht die erste Frau auf der Sportredaktion von SRF. Vor mir hatten schon Fiammetta Devecchi und Regula Späni diesen Job gemacht. Noch grösser als im Sport war die Skepsis ohnehin beim Jassen. Als ich 1997 den «Donnschtig-Jass» übernahm, sagte Göpf Egg (der Schweizer «Jass-Papst»; die Red.), dass er mir keinen Sommer in diesem Job gebe. Aus dieser wenig verheissungsvollen Prognose sind dann zwanzig Jahre geworden. Mit anderen Worten: Auch ein Profi kann sich irren.

Weltwoche: Was waren die grössten Schwierigkeiten in diesen Männerdomänen?

Fasnacht: Mit den Kollegen beim Fernsehen hatte ich nie Probleme. Die grösste Herausforderung war es, das Publikum zu überzeugen. Damals standen viele Vorurteile im Raum, dass eine Frau als Sportjournalistin oder Jass-Expertin nicht die nötige Fachkompetenz mitbringen würde. Ich wurde auch immer wieder auf den legendären Versprecher der deutschen Moderatorin Carmen Thomas angesprochen, die als erste Frau im ZDF das «Aktuelle Sportstudio» präsentierte und bei den Fussballresultaten von «Schalke 05» (anstatt von Schalke 04) sprach. Das war 1973. Ich begann rund zwanzig Jahre später beim Schweizer Fernsehen. Deshalb war dieser Vergleich doch eher an den Haaren herbeigezogen.

Weltwoche: Was denken Sie, wenn heute Reporterinnen oder Moderatorinnen wie Michèle Schönbächler teilweise harsch kritisiert werden?

Fasnacht: Bei Frauen ist es vielfach auch ein stimmliches Problem. Ich durfte bei DRS1 die

Morgenshow moderieren, weil mir eine angenehme Stimme attestiert wurde. Kommt dazu, dass die Live-Berichterstattung die Königsdisziplin ist – egal, ob von einer Frau oder einem Mann. Nicht viele beherrschen das. Ich probierte mich auch als Live-Reporterin im Ski-Weltcup. Doch ich merkte bald: Das ist nicht mein Ding. Bei Eishockeyspielen am Radio war das anders. Dort sieht das Publikum nicht, was läuft – und man hat als Reporterin die grösseren Freiheiten und Interpretationsmöglichkeiten.

Weltwoche: Befürworten Sie eine Frauenquote?

Fasnacht: Nein, ich bin nicht der Meinung, dass man einen bestimmten Prozentsatz Frauen einstellen sollte; in keiner Branche. Im Vordergrund muss immer die Qualität stehen – und nicht das Geschlecht. Jedoch zwingend auch die Lohngleichheit. Und da gibt es noch grössere Baustellen.

Weltwoche: Heute veranstalten Sie Hundekurse und Jass-Ferien. Vermissen Sie das Scheinwerferlicht nicht?

Fasnacht: Daneben moderiere ich auch eine Jass-Sendung auf Tele Top. Aber grundsätzlich war mir immer klar, dass die Zeit vor der Kamera bei SRF irgendwann abläuft. Deshalb liess ich mich zur Hundetrainerin ausbilden. Es ist eine Aufgabe, die mir enorm viel Spass macht – und bei der ich vielen Menschen und ihren Tieren helfen kann. Die Jass-Ferien organisiere ich zusammen mit der *Glückspost* oder in Eigenregie. Dabei spreche ich auch erstaunlich viele Frauen an. Das liegt wohl vor allem daran, dass ich «Plausch-Jassen» anbiete – und nicht «Kampf-Jassen».

Weltwoche: Was sind Ihre nächsten Ziele?

Fasnacht: Mein Mann Reto und ich haben beschlossen, dass wir es 2023 etwas ruhiger nehmen. Wir haben im Zürcher Oberland während der Pandemie ein altes Bauernhaus gekauft und in Eigenregie renoviert. Das ist eine sehr erfüllende Aufgabe – obwohl Putzen nicht zu meinen Lieblingsbeschäftigungen gehört. Grundsätzlich gilt aber fürs nächste Jahr: Jetzt wollen wir ernten, was wir gesät haben.

Thomas Renggli

Informationen: monikafasnacht.ch



«Grössere Freiheiten»: Moderatorin Fasnacht, 1997 und heute.

Die Solothurnerin Monika Fasnacht, 58, arbeitete nach der Matura als Flight-Attendant. Bei Radio Zürsee machte sie sich als Eishockey-Reporterin einen Namen. Später stiess sie zum Schweizer Fernsehen, wo sie sich als beliebte Moderatorin etablierte.



Tradition, Idylle und zeitgemässe Kochkunst

Eder's Eichmühle

Eichmüli 2
8820 Wädenswil
Tel. 044 780 34 44

Ein idyllischer Ort, eine klassische Gastwirtschaft auf dem Land, mit grossen Bäumen im Garten und einem gläsernen Kubus als Wintergarten für die Gäste: Die «Eichmühle» liegt ein rechtes Stück über dem Zürichsee in der Gemeinde Wädenswil und wird von der Familie Eder, Vater Jürgen, Sohn Oliver in der Küche und Frau und Tochter im Gästebereich, seit über einem Vierteljahrhundert mit der gleichen Konstanz geführt. Das heisst indessen nicht, dass die Küche in altbackenen Formen erstarrt wäre. Ganz und gar nicht: Die innovativeren Dinge sind hier einfach hervorragend gemacht, von jemandem, der das kann.



Schon die Amuse-Bouches waren wunderbar: ein sensationelles Stück Hirsch-Carpaccio und ein Stück Pissaladière mit verführerischem Aroma.

Lohnenswerter Abstecher

Es gibt verschiedene Arten von Menüs, und man kann sich die Dinge auch nach Lust und Laune zusammenstellen. Etwa zum Einstieg mit einer Variation von Wildschweinfleisch mit einer schmelzenden Terrine, einem safti-

gen Stück in Sulz eingepackten Fleisch und schliesslich einer Art ausgebackener Praline mit Buchweizenmantel. Andere Mitglieder der Tafelrunde begannen mit einer Bisque mit Shrimps – sie sollen aus dem Zürcher Oberland stammen – oder mit einer saisongerechten Suppe aus Hokkaidokürbis.

Als Hauptgänge kamen ein Stück gebratener Loup de mer mit Randen, ein Rindsschulter-spitz sous-vide mit «Frisette-Spätzli», ein Rehrückenstück mit passendem kleinem Gemüse und ein Kalbskotelett mit Steinpilzen auf dem Tisch.

Alles war untadelig – nur die gekochten Gemüse hatten für unseren Geschmack noch etwas gar viel «Biss». Die Bedienung war sehr professionell und aufmerksam. Alles in allem ist die «Eichmühle» immer noch ein sehr lohnenswerter Abstecher ans linke Ufer des Zürichsees!

WEIN/PETER RÜEDI

Privileg Brunello

Biondi-Santi Tenuta Greppo: Brunello di Montalcino DOCG 2016. 14%. Mövenpick, Fr.189.–. www.moevenpick-wein.com

Es gibt Weine, die sind Ikonen. Sie haben Kultstatus, und ihr Preis entspricht der ungeteilten allgemeinen Verehrung. Das gilt für die Appellation Montalcino und ihren Brunello insgesamt, deren Renommee in den letzten fünfzig Jahren geradezu explodiert ist. Und es gilt insbesondere für eine Marke, die sozusagen die Quintessenz des Brunello vorstellt. Deren Besitzer, die Familie Biondi Santi, hatte lange eine Art ein Monopol auf die Sorte.

Die Tenuta Il Greppo wurde 1840 vom Ahnen Clemente Santi gegründet. Er war sozusagen der Garibaldi des italienischen Weinbaus. Die Weine von Biondi Santi (Clemente Santis Tochter heiratete einen *nobile* namens Biondi aus Pomarance bei Volterra), die sich an der Qualität grosser französischer Weine orientierten, entwickelten sich ungefähr parallel zur italienischen Staatsgründung. Auf der Pariser Weltausstellung 1867 stachen sie,



bei dem grassierenden Chauvinismus der Epoche von Napoleon III. kaum zu glauben, fast alle grossen Bordeaux aus und wurden so schon fast zu einem Beitrag der Identitätsstiftung der jungen Nation.

Clementes Enkel Ferruccio Biondi Santi gelang 1888 die Züchtung eines Klons, der in der Folge als Sangiovese grosso oder eben schlicht Brunello bis heute Geschichte machte. Auch in Zeiten eines regelrechten Brunello-Booms nach 1980 blieb Biondi-Santi, wiewohl von einigen Montalcino-Modernisten als altmodisch belächelt (lange Maischestandzeiten, die strengen Vorschriften des Konsortiums übersteigende Lagerzeiten, Reifung in grossen Fässern aus slawonischer Eiche etc.), das Mass aller Dinge in Montalcino.

2017 wurde die Tenuta Il Greppo, gerade mal achtzehn Hektar kostbare Reben, an die französische Familienholding EPI verkauft. Die neuen Besitzer (die sich soeben, wie die *Schweizerische Weinzeitung* berichtet, eine weitere toskanische Ikone einverleibt haben, Isole e Olena) wollen die Tradition behutsam weiterführen. Der grosse Jahrgang 2016 ist der erste, den die neue Leitung verantwortet, und eben den bietet Mövenpick an (neu exklusiver Importeur). Er ist, auch insofern ist die Tradition gewahrt, ein sehr grosser Wein, zu einem allerdings auch sehr beachtlichen Preis.

Um endlich zu dem zu kommen: In der Nase eine enorme aromatische Finesse (rote Kirschen, Johannisbeeren, Erdbeeren, florale und würzige Noten wie Rosmarin oder Thymian), am Gaumen sehr dicht mit feinen Tanninen, schöner Säure, einem sehr langen Abgang, ist er der Inbegriff eines klassischen Brunello – wenn immer Klassik ein erreichtes Ideal meint und nicht Routine oder Konvention. Will sagen: Dieser Brunello enthält auch viel vibrierende Spannung. Er ist in mehrfacher Hinsicht ein Privileg.

Der andere Weg

Sie sind neu im Geschäft und verändern das Kundenerlebnis im PKW-Business: unterwegs im Genesis GV80.



Das sogenannte Kundenerlebnis in Autohäusern von Premium-Marken ist bisweilen ernüchternd uninspiriert. Unter Berücksichtigung der Tatsache, dass ein Fahrzeug im Gegenwert von, sagen wir, 100 000 Franken und mehr für die meisten Leute eine doch erhebliche Investition darstellt, ist es erstaunlich, dass mancherorts im gehobenen Preissegment nicht mehr in perfekten Service investiert wird.

Auto-Start-ups im Elektrofahrzeugbereich wie Tesla oder Polestar haben das Problem erkannt und versuchen sich mit neuen Modellen wie Auslieferungszentren anstelle von Garagen. Und die zum weltumspannenden Hyundai-Konzern gehörende Marke Genesis wiederum hebt das Thema Kundenerlebnis für hochwertige Automobile auf das Niveau der Luxushotellerie, wo es eigentlich hingehört.

Meinen Testwagen musste ich beispielsweise nicht wie sonst meist üblich in einer Garage der entsprechenden Marke abholen, er wurde mir per Autotransport auf den Parkplatz vor meiner Wohnung geliefert. Wahlweise kann man sein Auto auch in einem der 5-Sterne-Partnerhotels abholen. Das ist keine Vorzugsbehandlung von Journalisten, sondern das übliche Vorgehen bei Genesis. Sein Auto konfiguriert und bestellt man in einem edlen Showroom an der Zürcher Bahnhofstrasse, danach wird das Fahrzeug während fünf Jahren für Servicearbeiten oder Räderwechsel zu Hause abgeholt und nach den erledigten Arbeiten wieder zurückgebracht – ein Ersatzfahrzeug ist selbstverständlich und kostenfrei.

Natürlich bedeutet das eine komplexe Logistik und damit verbundene Kosten für den

Anbieter, aber als anspruchsvoller Kunde ist das ein sehr vielversprechendes Konzept, dessen ökonomische Basis einen erst einmal nicht zu kümmern braucht. Damit sind wir beim Auto an sich, denn darauf kommt es am Ende an: Der Genesis GV80, der mir frei Haus geliefert wurde, ist ein hervorragendes, gut gemachtes und grosses SUV mit viel Chrom, eleganter Lichtsignatur und Technik auf der Höhe der Zeit.

Weiches Leder überzieht im Innern auch den Armaturenräger, Schalter und Regler wirken hochwertig, die Bedienung ist intuitiv, und die üblichen Gadgets in dieser Fahrzeugklasse wie Head-up-Display, eine wohlklingende, aber aufpreispflichtige Audio-Anlage von Lexicon und alle möglichen Assistenzsysteme sind im GV80 bereits eingebaut oder auf Wunsch erhältlich. Der ruhig laufende Sechs-Zylinder-Turbodiesel ist eine sinnvolle Motorisierung für dieses Fahrzeug, das auf der Autobahn sehr souverän Kilometer hinter sich lässt und sanft schaukelnd auf grossen 22-Zoll-Rädern dem Ziel entgegenfährt. Auf kurvigeren Landstrassen ist die Kombination aus betont komfortabler Fahrwerksabstimmung und dem Gewicht des Autos dann zwar kein Vorteil, aber das ändert nichts am Eindruck eines umspannenden luxuriösen Gesamterlebnisses – dem Genesis-Weg.

Genesis GV80 3.0 Diesel AWD

Motor/Antrieb: Common-Rail-Dieselmotor, 8-Gang-Getriebe, Allradantrieb; Hubraum: 3000 ccm; Leistung: 278 PS (200 kW); max. Drehmoment: 588 Nm/1500–3000 U/min; Beschleunigung (0–100 km/h): 6,8 sec; Höchstgeschwindigkeit: 230 km/h; Verbrauch (WLTP): 8,5–8,9 l/100 km; Preis: Fr. 81 600.–, Testauto: Fr. 90 670.–



OBJEKT DER WOCHE

Zurück in die Zukunft

Knewkey DJ88 Rocksete
Online erhältlich für zirka 514 Euro

«Retro» war selbstredend schon das Gebot der Stunde in der Renaissance, als die griechische und die römische Antike ihr Comeback feierten. Das digitale Altertum indes kann in den sechziger oder siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts verortet werden.

Stellvertretend dafür stehen Objekte wie die elektrische Schreibmaschine von IBM. Kein Wunder also, dass diese Ästhetik ebenfalls wiederbelebt wird. Auch die Chinesen sind auf den Geschmack gekommen: Ihre «Knewkey» schaut aus wie eine Kreuzung aus dem erwähnten IBM-Gerät, Jahrgang 1961, und einem Sammlerstück aus dem 19. Jahrhundert.

Der Clou dieser mit digitalem Klimbim angereicherten externen «mechanischen» Tastatur ist, dass sie nicht nur einer herkömmlichen Schreibmaschine gleicht, sondern auch ähnlich klingt. «Mechanisch» ist deshalb in Anführungszeichen gehalten, weil Knewkey den Buchstaben natürlich nicht über einen Kopf auf ein Blatt Papier bringt, sondern elektronisch auf den Handy- oder Tablet-Bildschirm, den man per USB oder Bluetooth anschliessen kann. Die Tasten sind aber mit einer Klick-Mechanik versehen.

Im Gehäuse versteckt sich zudem ein kraftvolles JBL-Lautsprechersystem – für den Fall, dass man das Tippgeräusch mit elektronischer oder klassischer Musik übertönen möchte.

Benjamin Bögli



Engagiert: Chiara Stäheli von der Neuen Luzerner Zeitung.



In Stimmung: Esther Friedli, Silvia und Christoph Blocher, Toni Brunner.



Gast im «Haus der Freiheit»: Medienfrau Christine Schnyder.



Beliebte Lektüre: Weltwoche-Chef Roger Köppel.



Im Gespräch seit fünfzehn Jahren: Christoph Blocher und «Teleblocher»-Interviewer Matthias Ackeret mit dem Jodlerklub Wattwil.

BEI DEN LEUTEN

«Teleblocher» feierte

In Ebnat-Kappel stiessen rund achtzig Gäste im «Haus der Freiheit» auf das fünfzehnjährige Bestehen der Sendung an.

André Häfliger

Gesang des Jodlerklubs Wattwil, Schwyzerörgeli-Klänge von **Kathrin und Hausi Zürcher**, Hörnli und Ghackets, viele prägnante Sätze. So heimelig war die Stimmung im toggenburgischen «Haus der Freiheit» zur Feier der vom Schaffhauser Verleger Norbert Neiningen initiierten «Teleblocher»-Sendung. Thema Nummer eins: Wer wird Nachfolger von **Ueli Maurer** im Bundesrat? Erst einmal: Für **Christoph Blocher** war der Rücktritt des Zürcher SVP-Magistraten keine Überraschung: «Das war sonnenklar. Schon vor drei Jahren hatten wir grösste Mühe, Ueli zum Weitermachen zu bewegen.» Spannend: **Esther Friedli** gehört zum engsten Favoritenkreis. Sie gab sich bedeckt: «Ich sage nichts, ich bin heute Gastgeberin.» Pikant: Ehemann **Toni Brunner** wäre bei einer Wahl seiner Gattin nicht so erfreut. «Mein Lebensziel ist es nicht, mit der Gattin des indonesischen Aussenministers zu dinieren. Ich züchte lieber mit meinen sechzig Eringerkühen und Sorge für gesunde Milch.»

Nochmals zurück in die nationale Politik? Brunner: «Kein Thema. Ich war jahrelang glück-

lich als Nationalrat und Parteipräsident.» Sein Erfolgsrezept: «Ich habe mich immer mit den richtigen Leuten umgeben.» Zum Beispiel? «Mit Christoph Blocher und **Walter Frey**. Wären sie nicht Vizepräsidenten geworden, hätte ich das Parteipräsidium nicht übernommen.»

Findet die SVP eine Frau? Blocher: «In einem Zweierticket würde ich eine Frau begrüssen.» Mit Frauen habe er keine Probleme. «Ich habe sieben Schwestern, drei Töchter und sechs Enkelinnen», fügte er lachend hinzu. Blocher macht übrigens keinen Hehl aus seinem persönlichen Favoritenduo: Esther Friedli und **Albert Rösti**. Seiner Abwahl 2007 nach bloss vier Jahren im Bundesrat trauert Blocher nicht mehr nach: «Am Anfang plagte es mich schon. Aber bald einmal merkte ich, dass ich nicht mehr gefangen war und vieles bewegen und bewirken konnte, was ich als Bundesrat nicht bewerkstelligen hätte können.» Was hält ihn fit? «Jeden Morgen um 5.30 Uhr 6,3 Kilometer rennen. Ab siebzig ist es aber lediglich noch ein lockeres Laufen. Das hat **Ronald Reagan** mir geraten.»



Auf Achse: SRF-Duo Brigitte Büchel und Jonas Furrer.



Frischluf: Christoph Lang, CEO Flughafenregion Zürich, Julia Fokina und Alberto Venzago, seit bald 19 Jahren Künstlerduo.



Autohändler Kenny Eichenberger, Albi Matter, **Veranstalter Country-Festival Zürich.**



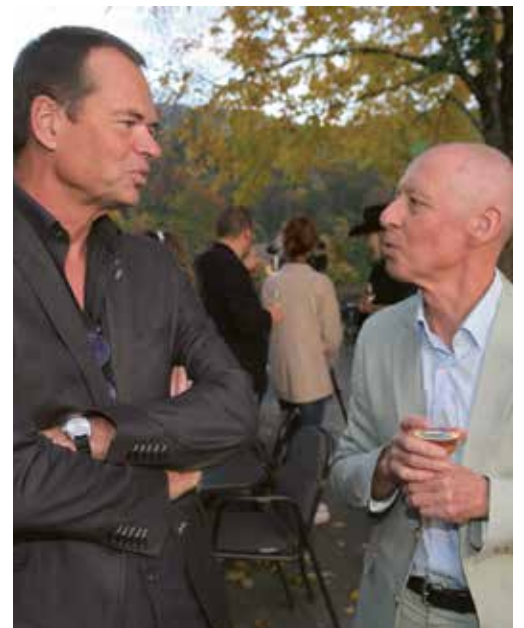
Nebelspalter-Chef Markus Somm und **Weltwoche-Journalist** Christoph Mörgeli.



Gesprächsstoff: Moderator Reto Brennwald, Journalistin Sibylle Marti.

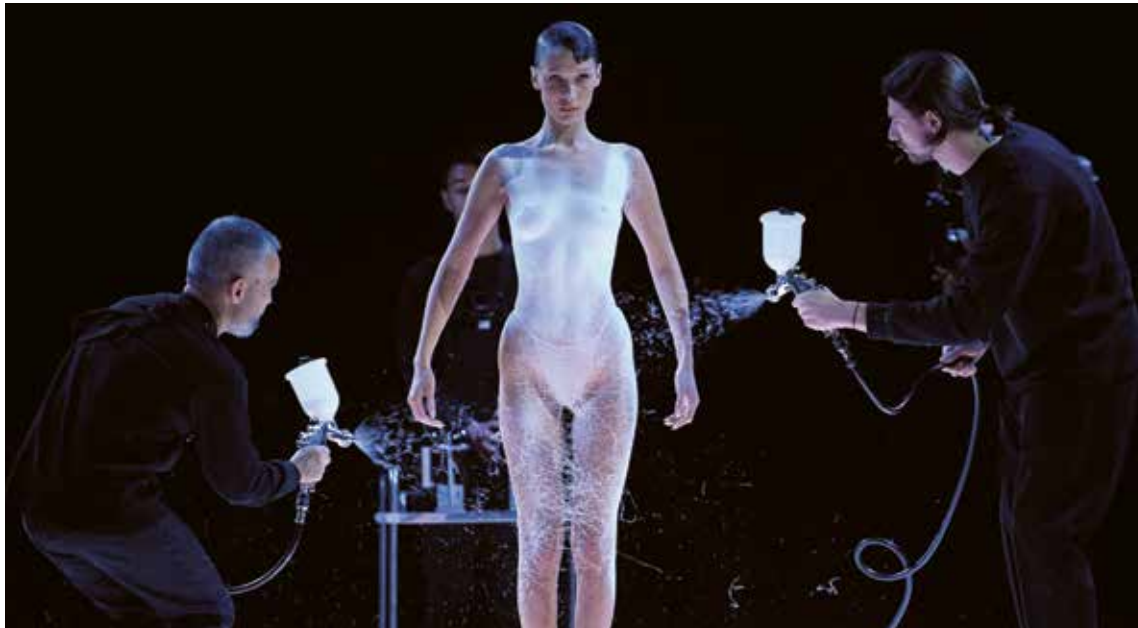


Folgten der Einladung in die «Sonne» alias «Haus der Freiheit»: Matthias Mast (*Jungfrau Zeitung*), Vera Weber, Tochter von Franz Weber, Stefan Regez (Furrerhugi).



Arthur Rutishauser, Chefredaktor Tages-Anzeiger, Journalist und Dok-Filmer Hansjürg Zumstein.

Wer zuerst ist, bestimmt die Zukunft



Dialektisch: gesprühtes Kleid von Coperni.

Etwas zuerst gemacht zu haben und nicht den Distinktionsgewinn über Andersartigkeit zu erlangen, ist das Prinzip der Mode. Der Philosoph Robert Pfaller beschrieb ihr Wesen treffend: Es geht darum, nachgeahmt zu werden. Aus der Mode kommt etwas, wenn bei jenen, die andere nachgeahmt haben, die Hoffnung versiegt, andere zum Nachahmen zu verführen. Fashion hat etwas

Dialektisches, ihre Interdependenz ist schon fast hegelianisch. Denn Herrschaft braucht Nachfolge, ohne Nachfolge bleibt sie wirkungslos, das gilt auch für Geschmacksurteile. Ob in dieser Diktion das in Mode kommen wird, was das Label Coperni neulich spektakulär in Paris an Bella Hadid präsentierte, ist fraglich. Die Designer sprühten eine Polymer-Lösung aus Baumwolle und synthetischen Fasern an den

Körper des Models, die sich mit der Berührung mit der Haut verfestigte und sich zu einem normalen Kleid formte. Das Flair von unmittelbarer Science-Fiction ist ein Beweis dafür, dass die Fashion-Industrie zu den innovativsten Branchen gehört.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA/ ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, gibt es punkto Selbstbefriedigung Grenzen, kann ein Zuviel schaden?

R. P., Leukerbad

Ja und nein. Man kann die Selbstbefriedigung eigentlich nicht quantifizieren. Es gibt nämlich Leute, die ein sehr hohes Bedürfnis nach Selbstbefriedigung haben, und Leute, die ein viel geringeres Bedürfnis danach haben.

Ein besserer Gradmesser ist der Genuss: Wenn es bei der Selbstbefriedigung darum geht, sich zu stimulieren, von mir aus lange und häufig, aber so, dass man ein Gefühl der Befriedigung, Entspannung und inneren Beruhigung bekommt, dann kann man grundsätzlich davon ausgehen, dass alles in Ordnung ist. Schwieriger



wird es, wenn die Selbstbefriedigung nicht (mehr) sättigt und nur noch aufgrund eines Drangs oder der Suche nach irgendeiner Beruhigung masturbiert wird.

Das kommt beispielsweise häufiger vor, wenn die Selbstbefriedigung von exzessivem Pornokonsum begleitet wird. Das heisst, wenn jemand sich mehrmals täglich

befriedigen muss, und manchmal auch über Stunden, hoffend, dass man irgendwann genug hat und sich beruhigt anderen Tätigkeiten widmen kann, dann macht es gewiss Sinn, einen Therapeuten aufzusuchen und das Thema anzuschauen. Denn so macht's ja dann auch keinen Spass.

Es gibt durchaus Möglichkeiten und Wege, in der Selbstbefriedigung etwas zu verändern, damit sie wieder das ist, was sie sein sollte: be-friedigend.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an danial@weltwoche.ch

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Vincent Rameau

Der Schweiz-Chef des globalen Marktführers Coca-Cola über den Trend zu kalorienarmen Erfrischungsgetränken und die Besonderheit der Schweizer Konsumenten.

Die Übungsanlage im Zürcher Hotel «Storchen» ist eine Herausforderung für die Geschmacksnerven: der Versuch, Coca-Cola Zero mit dem schwarzen Schriftzug vom herkömmlichen Produkt mit dem weissen Marken-Emblem – und mit viel Zucker – zu unterscheiden. Wer, anders als Coca-Cola-Schweiz-Chef Vincent Rameau, seinen Gaumen nicht bewusst darauf trainiert hat, scheitert mit relativ hoher Wahrscheinlichkeit. Rameau leitet seit zweieinhalb Jahren das Schweizer Geschäft von Coca-Cola mit Produktionsanlagen in Dietlikon sowie Valser in Graubünden. Der Mittvierziger ist ein freundlicher Mann mit einnehmendem Naturell. Vor seiner derzeitigen Position war er zwanzig Jahre lang bei Mars tätig.

In der Schweiz hat sich Vincent Rameau gut eingelebt. «Als Franzose kannte ich die Westschweiz bereits relativ gut und war von der Deutschschweiz dann überaus positiv eingenommen.» Er lobt die hohe Lebensqualität des Landes, seine gut entwickelte Arbeitskultur, die auf Ausgleich bedachte «kollektive Entscheidungsfindung der direkten Demokratie».

Und das Ur-Rezept?

Und er mag den hiesigen Markt: «Die Schweiz», sagt Vincent Rameau und nimmt einen Schluck Coke Zero, «nennen wir konzernintern *hero in zero*.» Früher als andere Länder, nämlich bereits 2020, habe man hier das europaweite Minimalziel erreicht: mehr Süssgetränke in kalorienarmen Varianten verkaufen als die herkömmlich mit Zucker produzierten Alternativen. Mittlerweile machen Coca-Cola Zero und Co. sechzig Prozent aus. Das freut Vincent Rameau, denn «Coca-Cola bewegt sich in einer Grössenordnung, die uns auch gesellschaftspolitisch relevant macht». Das Coca-Cola-Universum umfasse global ungefähr zweihundert Marken. Das Ende der Fahnenstange sieht er noch lange nicht erreicht. Er rechnet damit, dass der Trend zu zuckerarmen Produkten anhält, insbesondere im hiesigen Markt.

Die Konsumentinnen und Konsumenten in der Schweiz zeichneten sich «durch eine



«Positiv eingenommen»: Manager Rameau.

hohe Bereitschaft» aus, «Neuigkeiten auszuprobieren». Gleichzeitig seien Aspekte der Nachhaltigkeit auf dem Schweizer Markt eine Art Hygienefaktor. «Wenn etwas nicht nachhaltig hergestellt wird, überlegen die Leute es sich zweimal, ob sie es kaufen.» Kürzlich hat Coca-Cola in der Schweiz auf hundert Prozent recyceltes PET umgestellt.

Zur Nachhaltigkeit zählt Coca-Cola auch die kontinuierliche Senkung des Zucker- und damit des Kaloriengehalts. «Unsere Kundinnen und Kunden wünschen allerdings ein graduelles Vorgehen», ist er überzeugt. Als Coca-Cola im Jahr 1986 die Rezeptur des klassi-

schen Coca-Cola (mit dem weissen Schriftzug) veränderte, hagelte es Proteste. Schnell war der Entscheid rückgängig gemacht. «Unsere Aufgabe besteht darin, zuckerfreie Alternativen zu präsentieren, die sich bewähren.» So habe man 2021 die Rezeptur von Coca-Cola Zero weiterentwickelt, so dass der Geschmacksunterschied zum «Original» mittlerweile minimal ausfalle. Es gehe darum, valable Auswahlmöglichkeiten aufzuzeigen. «Aber wir wollen die Konsumenten nicht bevormunden.» Das Ur-Rezept des klassischen Coca-Cola mit Zucker schmeckt weltweit gleich.

Florian Schwab

Walliser Qualitäten

Der grosse Schweizer Skirennfahrer Pirmin Zurbriggen glaubt an das Potenzial des 15-jährigen Juniorenmeisters Mathieu Glassey. Was hat er, was andere nicht haben?

Thomas Renggli

Mit schon fast katzenhafter Gewandtheit schleicht er durch die Slalom-Tore, das Gleichgewichtsgefühl liegt ihm in den Genen, der Schnee scheint sein Verbündeter zu sein. Wenn Mathieu Glassey Ski fährt, sieht dies kinderleicht aus: luftig locker, keine Spur von Anstrengung. Dass Pirmin Zurbriggen den fünfzehnjährigen Unterwalliser als «nächsten Marco Odermatt» bezeichnet, nimmt Mathieu mit einer Mischung aus Verwunderung und Abgeklärtheit entgegen: «Das ist wie ein Traum. Aber gewonnen habe ich damit noch nichts.»

Auf die Aussage Zurbriggens mag dies zu treffen. Gewonnen hat der junge Mann aber schon allerhand. Im vergangenen März beispielsweise am Grand Prix Migros, dem wichtigsten Nachwuchswettbewerb der Schweiz, sowohl den Slalom als auch den Riesenslalom. Ausserdem entschied Glassey die Gesamtwertung im Swisscom-Jugend-Cup für sich. An den Schweizer Junioren-Meisterschaften holte er Gold im Slalom und Bronze im Riesenslalom – und dies ausnahmslos gegen ältere Konkurrenten.

Entscheidende Jahre

Mathieu, der seit vier Jahren am Regionalen Leistungszentrum Hérens-Nendaz unter dem Franzosen Johan Koekkoek trainiert, stammt aus einer Skirennfahrerfamilie. Sein Vater Etienne gehörte auf Juniorenstufe in den 1980er Jahren zur nationalen Spitze – und fuhr unter anderen gegen Zurbriggen. Auf höchster Stufe blieb ihm der Durchbruch allerdings verwehrt. Heute ist er Präsident des Skiklubs Arpettaz in Nendaz. Zu seinem talentierten Sohn sagt er: «Mathieu ist auf gutem Weg. Aber in seiner sportlichen Entwicklung kommen die entscheidenden Jahre erst noch.»

Ähnlich äussert sich SRF-Ski-Experte Didier Plaschy. Der frühere Spitzenfahrer und heutige Trainer verfolgt und begleitet die Karriere von Mathieu im Walliser Kantonalverband seit Jahren. Er bezeichnet Glassey als «early adopter» – was so viel heisst wie sportlich Frühreifer, der vieles aus dem Gefühl und mit Intuition



«Beeindruckende Konsequenz»: Olympiasieger Zurbriggen.

Pirmin Zurbriggen, 59, ist der erfolgreichste Schweizer Skirennfahrer der Geschichte. Heute ist der Walliser als Hotelier tätig und steht dem Skirensport noch immer sehr nahe. Über Mathieu Glassey sagt er: «Mathieu hat das gewisse Etwas, das Sieger von Verlierern unterscheidet. Er verfügt über eine hervorragende Technik, fährt mit enorm viel Zug und lotet sein Limit mit beeindruckender Konsequenz aus. Und trotzdem sieht alles spielerisch leicht aus. Wenn Mathieu von Verletzungen verschont bleibt, kann er es weit schaffen.»

macht. Mathieu fahre technisch und tempomässig derzeit fast über seinen körperlichen Verhältnissen, so Plaschy. Entscheidend sei nun, dass er auch physisch zulege und seinen Vorsprung so konsolidiere. Wie Vater Etienne sagt auch der frühere Slalom-Champion: «Der nächste Schritt ist der entscheidende. Bisher fuhr Mathieu meistens gegen ältere Konkurrenten – und gewann fast immer. Nun muss er beweisen, dass er auch mit der Rolle des Gejagten zurechtkommt.»

Mathieu wächst als jüngstes von drei Kindern in Nendaz auf. Bruder Maxim, zwanzig, und Schwester Lucie, siebzehn, sind ebenfalls talentierte Skifahrer und haben ihm quasi den Weg auf die Rennpiste vorgespurt. In Martigny besucht er eine Sportklasse, in der sich Training und Schule optimal verbinden lassen. In einem Jahr ist sein Wechsel ans Nationale Leistungszentrum Schneesport in Brig vorgesehen. Finanziell stehen derzeit vor allem die Eltern in der Verantwortung. Im Ausrüstungsbereich können sie auf attraktive Partner (Atomic, Leki, Level) zählen, doch ohne die familiäre Unterstützung wäre der zeit- und kostenintensive Skisport für ein Kind nicht zu bewältigen.

«Priorität hat eindeutig das Skifahren»

Umso mehr, als Mathieu auch auf anderem Terrain gewisse Ambitionen verfolgt. Neben der Skipiste ist er ein begeisterter Fussballer: «Ein Stürmer – fast wie auf Ski», wie er lachend präzisiert. Beim FC Printse-Nendaz spielt er derzeit bei den B-Junioren. Im Sommer sei dies eine hervorragende Ergänzung zum Skisport, im Winterhalbjahr aber komme es unweigerlich zu Terminkollisionen: «Priorität hat aber eindeutig das Skifahren.»

Das hört auch Didier Plaschy gern. Er attestiert Mathieu typische Walliser Qualitäten: «Wir sind hier vielleicht ein bisschen verrückter als die Berner und die Bündner – fast wie Eringer Kampfkühe», wie er lachend sagt. «Mathieu passt in dieses Profil. Er stürzt sich unerschrocken in jeden Steilhang und hat exakt dort seine grössten Stärken.» Steigerungspotenzial räumt Plaschy seinem jugendlichen Schüler in flacheren Passagen ein. Bei einer Körpergrösse von 173 Zentimetern sei dies aber nicht weiter verwunderlich.

Und welchen Tipp gibt der Fachmann dem jungen Himmelsstürmer mit auf den Weg? «Mathieu ist ein ungeschliffener Diamant. Es ist nun wichtig, dass er mit Ruhe weiterarbeitet und sich nicht verrückt machen lässt. Er hat noch zehn Jahre Zeit, um den Schritt in den Weltcup zu machen.»



«Wie ein Traum»: Talent Glassey, 15.

Praxedis Geneviève Hug, Pianistin

Angst ist der 38-Jährigen komplett fremd, sie vermeidet Berührungen und glaubt, dass jeder Mensch unter dem Hag durchfrisst; am glücklichsten ist sie bei einem kalten Seebad im Winter.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Praxedis Geneviève Hug: Ein Egoist, der sich nur um sich selber kümmert.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Hug: Ich vermeide Berührungen.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Hug: Dass die Welt auf Licht und Liebe gebaut ist.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Hug: Auf dem Einzahlungsschein vom Steueramt steht immer eine Null.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Hug: Ich mag, wenn jemand Harmonie, Getragensein und Zuneigung ausstrahlt.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Hug: Angst ist mir komplett fremd.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Hug: Aus Ungerechtigkeit und Unverständnis mir gegenüber.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Hug: Peter Heggin.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Hug: Unbedingt.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Hug: Die, welche meine Meinungen teilt.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Hug: Knapp über der offiziellen Altersgrenze.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Hug: Mein Bewusstsein.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Hug: Von dem, was ich mir wünsche.



«Gott und ich»: Musikerin Hug.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Hug: Da ich perfekt erschaffen wurde, gefällt mir alles.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Herbstabend verbringen?

Hug: Mit meinem Liebsten.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Hug: Die 100-Prozent-Schokolade der Adliswiler Firma Taucherli.

Weltwoche: Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

Hug: Als Musikerin kann ich mich in jede Rolle versetzen.

Weltwoche: Was ist der beste Ratsschlag, den Sie je bekommen haben?

Hug: Liebe ist der Weg, den du in Dankbarkeit gehen wirst.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Hug: Jeder Mensch frisst unter dem Hag durch.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Hug: Bin ich doch.

Weltwoche: Wer sind die Vorbilder in Ihrem Leben?

Hug: Gott und ich.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Hug: Frieden und Harmonie unter den Menschen.

Weltwoche: Wann lügen Sie?

Hug: In einer Situation, in welcher die gesellschaftlichen Regeln über den privaten Bedürfnissen stehen, ist die Wahrheit oft fehl am Platz.

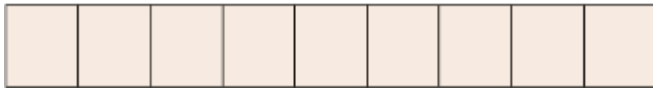
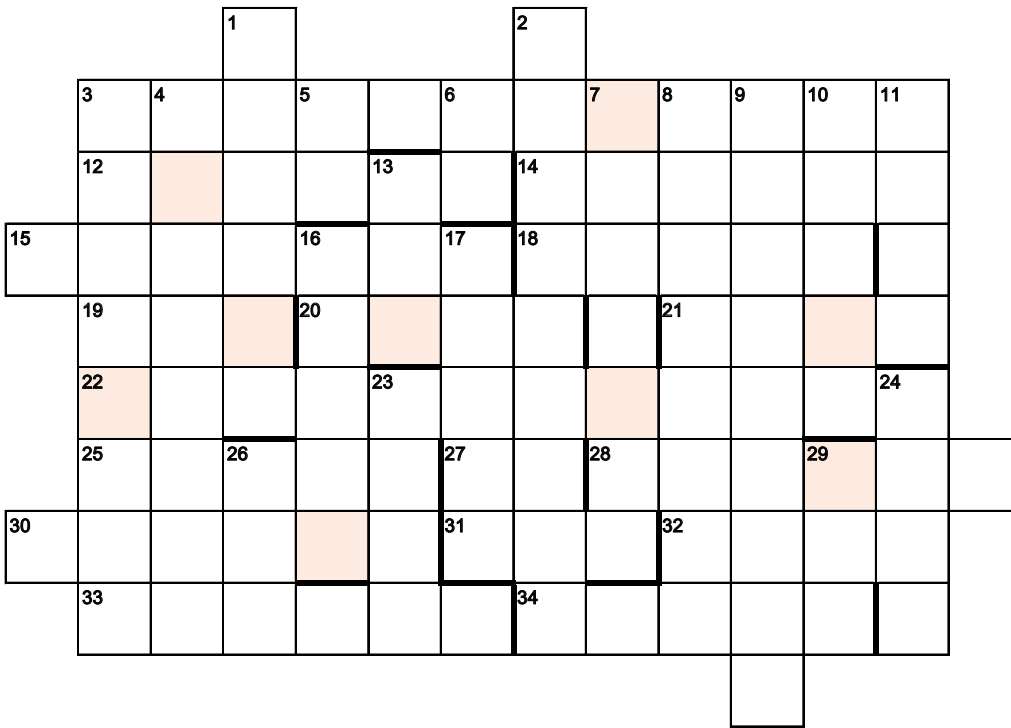
Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Hug: Meine Eltern.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Hug: Bei einem kalten Seebad im Winter.

Die neue CD «Signature» des Duo Praxedis erscheint Ende Jahr bei Ars Produktion in Zusammenarbeit mit Radio SRF.



Lösungswort — Marihuanabeutel?

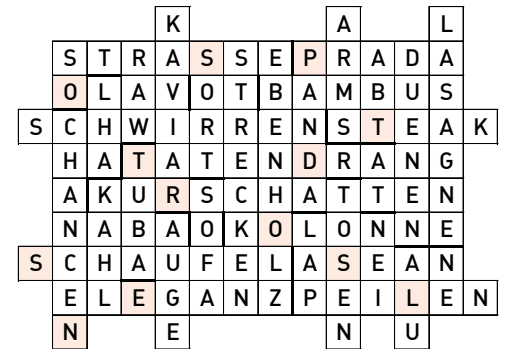
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 für Häkelwettbewerb-Gewinner ausgelobt? 12 eine haarige Sache, wenn kein Kinderspiel 14 erhabener Konjunktiv 15 Ankunft in England 18 jemand der die Grüne Insel an einer Europameisterschaft vertritt? 19 26 senkrecht im alten Rom 20 ist in der 1. Klasse am hochwertigsten, in der 2. Klasse meist schon etwas abgenutzt 21 angeblich die Abkürzung für «Toll, ein anderer machts.» 22 Tafel, die auf das Filisurer Gartencenter hinweist? 25 Mahadeva oder Mike 27 heisst eigentlich Lee Ji-eun 28 tut man je nachdem vor dem Essen oder vor Wut 30 ist beim Caddieservice inbegriffen 31 Kurzanleitung 32 Hüfte in kleiner Grösse? – nein, eher etwas mit Rettungsring, bzw. lifebuoy 33 Yehudi Menuhin liebte nicht nur klassische Musik, sondern auch dies 34 dort sind Golfer nahe am Ziel

Senkrecht — 1 dämonisches Weibsbild 2 in der Mitte gefrorener Befehl 3 gekürzter Adressteil mit Flüssigwürze 4 kommen oft recht schnell daher und kommen oft aus Zuffenhausen 5 etwa 0,005 Liter, kurz und küchengericht ausgedrückt 6 Fluss mitten in Genf 7 wurde erst durch ein Missgeschick sichtbar 8 horte sie, aber richtig sortiert, etwas für Pferdefreunde 9 Laubbäume zwischen Piz Calderas und Castalegns? 10 schwer zu 9 senkrecht 11 in der Metropolregion Rhein-Ruhr und in Dieselmotoren zu finden 13 Autorepeat-Ende 16 ist, wer den mari auf dem cimetière besucht 17 wenn heilig, z. B. kapverdisch 23 Brutto minus Netto 24 dumm, aber ein guter Schauspieler 26 Piste ohne Anfang und Ende 29 in Morphinen und in Chinakohl enthalten

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 787



Waagrecht — 4 STRASSE 9 Der Teufel trägt PRADA 12 OLAV (Anagramm) 14 OT (Oltner Tagblatt / Piz Ot) 15 BAMBUS 16 (SCH)WIRR(EN) 18 STEAK 19 Halb 20 TATENDRANG 22 KURSCHATTEN 25 BerniNABAhn (Nationale Briefmarkenausstellung) 27 KOLONNE 30 allen VOR-SCHAUFELdern 31 ASEAN 34 (ELE)GANZ 35 PEILEN

Senkrecht — 1 KAVIAR 2 ARMS (engl. f. Arme/Waffen) 3 LASAGNE (Lieblingsessen von Garfield) 4 SO 5 RAW (engl. f. roh) 6 SORT 7 STRECKEN 8 EBENHOLZ (Schneewittchen) 9 Fiat PANDA 10 ABTeilungen 11 DUENEN 13 WALHALLA 17 CHANCEN 20 (S)TUBAital 21 AT 22 ratzeKAHL 23 MeSOFAuna 24 TOSEN 26 AUGEN 28 LAP (engl. f. Schoss) 29 NEI 32 ALU 33

Lösungswort — SPOTTDROSSELN



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



SPEEDMASTER '57
Co-Axial Master Chronometer

A CLASSIC ICON RETURNS

Mit ihren Broad Arrow Zeigern und der Tachymeterskala auf der Lünette ist die Speedmaster '57 an die erste, revolutionäre Speedmaster aus dem Jahr 1957 angelehnt. Für diese Neuauflage hat OMEGA ihren Vintage-Charakter weiter verfeinert und zeigt ein noch schlankeres Design, aussergewöhnliche Farben und einen Co-Axial Master Chronometer Antrieb, der in Sachen Präzision einen Gang hochschaltet. Diese legendäre Uhr ist George Clooneys treuer Begleiter hinter dem Steuer und verkörpert den ursprünglichen, zeitlosen Stil der Speedmaster Linie.


OMEGA